Das galante Wien.

Sittengemälde

von

Anton Johann Groß-Hoffinger.

Groß-Hoffing[er]
D. galante W[ien]

Erster Band. 1.2

Leipzig, 1846.
Johann Friedrich Hartknoch.

66 D.
74 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die geistreichsten Publicisten und Staatskünstler, Dichter, Reformatoren, Volksredner, Zeitungsschreiber, Deputirte, — Männer aller Parteien sind in dem Augenblick beschäftigt, die Grundquelle aller Uebel, woran die Menschheit sichtlich zu Grunde geht, zu erforschen. Die Einen wollen sie in den Regierungsformen, die Anderen in der Kirche, die dritten in der ungerechten Vertheilung der Glücksgüter gefunden haben, die Staatsmänner der absolutistischen Partei wollen sie durch Unterdrückung der Presse und der Gewissensfreiheit, die Volksmänner durch das Gegentheil, die Communisten durch Einführung des Fourier'schen Hospitalregimentes verstopfen. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche von Allen mehr Recht haben als die Anderen, nur so viel behaupten wir ohne Anstand, daß wohl Alle ziemlich unaufrichtig in ihren Bestrebungen sind, daß sie weniger den großen Zweck ihrer Ostentation, als ihre persönlichen und Corporationsvortheile, weniger die Zukunft als die kurze Spanne der Gegenwart im Auge haben, welche ihr kurzsichtiger und kleinlicher Egoismus auszumessen im Stande ist.

Glücklicherweise bin ich nicht berufen, hier dieser Urquelle nachzuforschen, — ich habe nur eine Stelle zu zeigen, wo sie bereits ein reißender Strom geworden ist, ein Strom, den jedoch Niemand zu gewahren scheint, obgleich er alle unsere Wohlfahrt überschwemmt, blos darum, weil Jedermann darin behaglich schwimmt, unbekümmert in der Wollust des Augenblicks, ob man jemals das Ufer wieder zu erreichen im Stande sein wird. Denn Niemand kennt seine Kräfte, und obgleich Jeder das Unglück Anderer sieht, so rührt es ihn doch nicht, er lacht wohl über die Ungeschickten, welche sich vom Strome verschlingen lassen, und glaubt sich durch seine Kräfte wohl gesichert gegen ein so schmähliches Schicksal.

Dieser Strom aber ist die Zügellosigkeit unserer Sitten, ausschweifende Sinnlichkeit, bodenlose Liederlichkeit der Gesinnung und Gesittung unter Hohen und Niederen, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, Priestern und Laien, Frauen und Männern, Jungen und Alten, — unter Jenen, welche da befehlen, und Jenen, welche ihnen nicht gehorchen, Jenen, welche da lehren und predigen, und Jenen, welche sie verhöhnen.

Daß die Sinnlichkeit in unserem Zeitalter einen so ausschweifenden Charakter annehmen konnte, ist wohl dadurch veranlaßt, daß die christlichen Priester, um ihre Macht und ihren Einfluß über die Familien zu verstärken, das Institut der Ehe aus einem naturgemäß

freien Verbande der Liebe zu einer strengen kirchlichen Einrichtung erhoben und ihm dadurch den verhaßten Charakter eines Zwanges gegeben haben, welcher, von den stärksten Naturgefühlen perhorrescirt, mehr als jedes sociale Mißverhältniß dazu beitrug, die Begierden bis zur Zügellosigkeit zu entfesseln. Von dem Augenblicke an, wo der sacramentalische Charakter dieses Institutes durch Inquisitionsgerichte und schreckliche Strafen gegen alle Geschlechtssünden auf die Spitze gestellt wurde, begann jener furchtbare Sturz der sittlichen Gefühle, welcher nun fast sein Ende erreicht hat — den Boden des Abgrunds, wo sie vollends versinken und vernichtet werden sollen. Wenigstens spricht jede Seite der Geschichte für diese Annahme. Liebe, Treue und Sittlichkeit gediehen nicht besser als in Zeiten, wo die Ehe ein freier Bund der Liebe war. Jene Zeiten haben die meisten Beispiele von Frauentugend und keuschem Männersinne aufzuweisen. Als Arria, die Gemahlin des Cacinna Pätus, den von ihrem rieselnden Herzblute bedeckten Dolch ihrem Gatten mit den unsterblichen Worten überreichte: Paete non dolet! da wußte man noch nichts von einem heiligen Sacramente der Ehe — obgleich die Ehe heilig war durch das freie, naturstarke Gefühl der Sittlichkeit.

Was das heutige Europa betrifft, so herrscht, zum Beweise der aufgestellten Behauptung, nirgends eine größere Zügellosigkeit der Sinnlichkeit, als in jenen

Gegenden, wo die größte kirchliche Strenge freiwilliger Eunuchen die Ehe zu einer Feuerprobe der menschlichen Tugend und Keuschheit, zu einem lebenslänglichen Kerker für Leib und Seele gemacht hat, in Spanien, Frankreich, Italien und — Oesterreich! Wir haben es hier nur mit letzterem Lande zu thun, denn die übrigen Länder haben seit langer Zeit ihre Geschichten der Sittenlosigkeit, wozu die wohlgefälligen, blos auf den Reiz der Sinnenlust berechneten, frivolen Darstellungen erotischer Schriftsteller die bezeichnendsten Beiträge lieferten. Casanova, Boccaccio und die galanten französischen Autoren sind wichtige Beiträge zur Sittenschilderung ihrer Zeiten. Sie wurden nirgends eifriger gelesen als an jenen Höfen, wo man mit Hilfe jesuitischer Beichväter und jener rechtsgelehrten Büttel, welche zu allen Zeiten bereit waren, für Sold und Rang Gesetze gegen die menschliche Schwachheit zu erdenken und ihren sittlichen Eifer durch recht schauervolle Erfindungen darzuthun, jene Strafen gegen Keuschheitssünden erdachte, welche noch heute so viele Gesetzbücher besudeln.

Das protestantische Deutschland hat noch so viel Sittlichkeitsgefühl gerettet, um der erotischen Literatur keinen Vorschub zu leisten; in Oesterreich ist längst dieses sittliche Gefühl fast völlig erloschen und nur die Censur hält — vielleicht nicht ohne ein faunenhaftes Bedauern — die Entstehung einer solchen Literatur zurück, während sie jedoch auf dem Theater, um das

Vergnügen nicht völlig zu entbehren, die gröbsten Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten gestattete.

Weit entfernt, mit Boccaccio und Casanova wetteifern zu wollen, habe ich nur den Zweck, zum Nutzen für den Staat und die Familie ein Bild jener zügellosen Sitten zu entwerfen, worin sehr viele Leser ihre eigenen erkennen werden, um mein Vaterland zum Bewußtsein der auf ihm liegenden Schmach zu bringen. Wenn ich in meinen Schilderungen dem natürlichen Gange der Gefühle nachfolge, so will ich blos das sittliche Gefühl dahin führen, wo es seine Verirrungen erkennt. Dies soll ohne Prüderie und Affectation, aber auch in keiner Weise geschehen, welche meine Absichten verdächtigen könnte. Ich halte diese Unternehmung für eine höchst ernste für mein Vaterland. Nicht nur ist es hohe Zeit, daß dieser sittenstrenge Hof seine Umgebungen in der Gesellschaft erkenne und sich nicht länger durch jenen nichtswürdigen Schein von Ehrbarkeit, Anstand und Solidität der Aufführung täuschen lasse, womit Diejenigen sich umgeben, welche Macht und Ehrenstellen zu erlangen suchen durch eine staatsgefährliche Heuchelei, um Neigungen zu fröhnen, welche abscheulich sind, sondern auch die Gesellschaft mit der sodomitischen Nemesis u n s e r e r Z e i t e n — jenem furchtbaren Feuerregen von schrecklichen, heimlichen Seelenqualen — bekannt zu machen. Es sind der Gottesgerichte in den natürlichen Ereignissen des Lebens, welche aus der allgemeinen Sittenlosigkeit

entspringen, so viele, daß man keiner Wunder bedarf, um die Seelen seiner Zeitgenossen zu erschrecken. Der österreichische Hof war seit Maria Theresia bemüht die Unsittlichkeit zu vertilgen, aber er hat die rechten Mittel nicht ergriffen. Die fromme Maria Theresia ließ eine Keuschheits-Commission errichten mit sehr strengen Instructionen, aber die Herren Commissäre trieben ihr Geschäft, des Nachts in die Schlafkammern von schönen Frauen und Fräuleins zu dringen, Attrapen zu veranstalten, mit solchem Vergnügen, und gewährten Vergebung und Verborgenheit der entdeckten Sünden um so angenehme Preise, daß die gute Kaiserin genöthigt war, durch Aufhebung der Commission dem Scandal, durch welchen viele angesehene Familien compromitirt worden waren, ein Ende zu machen. Die Ehemänner, welche durch die Wachsamkeit und Indiscretion der Commission hinter die Schliche ihrer Frauen kamen, die Frauen, welche dadurch die Treulosigkeiten und geheimen Ausgaben ihrer Männer erfuhren, die Väter, welche ihre Töchter dem Aergernisse preisgegeben sahen, Alle wußten der Keuschheitscommission wenig Dank, am wenigsten aber die hohe Geistlichkeit, welche vor dem niedern Klerus gewisse angenehme Privilegien sich reservirte. Einer dieser Keuschheitscommissäre — so erzählten die Großväter — sei in eine äußerst schöne, aber sehr vornehme Dame verliebt gewesen. Da er keine Hoffnung hatte, jemals ihr Herz, noch viel weniger ihre Hand zu erobern, so schritt er

zu einer verzweifelten List. Er suchte die Angelegenheiten ihres Herzens zu erforschen und erfuhr, daß ein ungarischer Grenadierlieutenant von ihr geliebt werde. Es gelang einem seiner Agenten sich in das Vertrauen des Officiers zu schleichen, und er wußte es dahin zu bringen, den heißen Wünschen des hoffnungslos liebenden Lieutenants „Gelegenheit" zu machen. Das unbescholtene, aber sehr verliebte Täubchen ging in die Falle, — endlich nach einjährigem Schmachten, stillen Seufzern ohne Zahl, verzweifelten Liebesbriefen, erhaschen sie das Glück einer heimlichen Zusammenkunft ohne Zeugen. Die Dame fliegt in die Arme ihres Geliebten, ihr Herz pocht an dem seinigen, es werden Schwüre und Küsse gewechselt, es wird eine Verschwörung gegen eine tirannische Mutter gemacht — da öffnet sich plötzlich die Thür und ein Commissär der Keuschheitscommission erscheint, um das bei einer gewöhnlichen Gelegenheitsmacherei ertappte Liebespaar zu inquiriren. Wer schildert den Schreck und die Bestürzung der Unglücklichen! Wohl oder übel — der Herr Lieutenant mußte seinen Namen nennen, eben so die Dame, welche nur dadurch einer öffentlichen Verhaftung entgehen konnte. Der Herr Commissär setzte sie in einen Wagen, um sie zu ihren Eltern zu bringen, aber statt dahin die in Thränen Schwimmende zu bringen, läßt der Herr Commissär den Wagen auf die Landstraße fahren. Er erklärt der Dame, daß er sehr beklage, sie in solcher Lage zu sehen! Er tröstet, er läßt Hoff=

nung blicken auf Befreiung. Kurz, er übereilt in etwas, berauscht von dem Nimbus ihres Zaubers, seine Anträge; — aber die Dame war so erzürnt und so außer sich vor Verzweiflung, daß sie die Zärtlichkeit des Commissärs zu einem originellen Entschluß brachte, auf welchen dieser am wenigsten gefaßt war. Es fuhr ihr wie ein Blitz durch den Kopf: wie, wenn ich den Scandal benützte, um Karl zu gewinnen, um sein Weib zu werden? Das Genie der Liebe ist untrüglich, das Mittel, einen Mann zu bekommen, war heroisch, aber konnte nicht fehlschlagen. Was sollte Mama anfangen mit diesem Keuschheitscommissär, dieser in Thränen gebadeten attrapirten Tochter — welche Satisfaction konnte sie von dem Grenadierlieutenant verlangen, wie die Schande ihres Hauses bemänteln? Sobald die junge Dame diese Gedankenreihe vollendet hatte, und sie war im Augenblick damit fertig, sagte sie sehr ruhig zu dem nun seinerseits bis auf den Tod erschreckten Keuschheitscommissär: „Mein Herr, ich bestehe darauf, daß Sie Ihre Pflicht thun, und mich zu meiner Mutter bringen; — sollten Sie einen Augenblick anstehen, mir zu willfahren, so würden Sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich dann den unverschämten Antrag, welchen Sie mir eben gemacht haben, Ihren Vorgesetzten anzeigen müßte.“ Alle Bitten und Gegenvorstellungen waren fruchtlos, die junge Dame war ordentlich darauf erpicht, compromittirt werden zu wollen. Er mußte sie als Delinquentin ihrer Mutter vorführen, berichten, was

er wußte, und einer Familienscene mit beiwohnen, wobei wohl Niemand in solcher Todesangst sich befand, als die hochstrenge Gerichtsperson. Die junge Dame hatte ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Binnen sechs Stunden war sie die Gattin des Geliebten und in vierundzwanzig Stunden mit ihm auf dem Wege in eine bömische Garnisonstadt. Der unglückliche Keuschheitscommissär aber kam mit einem gröblichen Verweis und dem Gespötte seiner Collegen durch, — denn die boshafte Clientin, welcher er allein zu ihrem Glücke verholfen, hatte ihn zwar nicht verklagt, wohl aber geschwatzt und den genäschigen Bock, welchen man zum Gärtner gemacht, völlig preisgegeben.

Solche Vorfälle und ein ordentlicher Aufruhr, welcher unter der dienenden Classe entstand, welche in jedem Hause gleichwie in einem Kloster bewacht werden sollte, besonders aber die Beobachtung sachkundiger Staatsmänner, daß die Anzahl der Freudenmädchen während des glorreichen Waltens der Commission sich verdoppelt hatte, brachten die gute Kaiserin endlich auf die Vermuthung, daß sie nicht die rechten Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit ergriffen haben dürfte. Eben so wenig hatte ihre „peinliche Halsgerichtsordnung", wonach der Ehebruch in gewissen Fällen mit dem Feuertode bestraft werden konnte, den erwünschten Erfolg. Am wenigsten schien sich der Herr Gemahl der Kaiserin aus ihrem Gesetzbuche zu machen, denn der schöne Kaiser Franz halte am Hofe der Kaiserin selbst sein

blaues Auge mit einem keineswegs blos landesväterlichen Wohlwollen auf manche schöne Dame geworfen. Die Kaiserin aber liebte ihn wegen seiner Herzensgüte demungeachtet so sehr, daß sie selbst jenen Personen nicht gram sein konnte, welche als seine begünstigten Freundinnen galten. Als er starb, glaubte Jedermann die Fürstin *, welche Franz besonders ausgezeichnet hatte, verloren, aber Maria Theresia ging mit der ihr eigenthümlichen herzlichen Raschheit auf sie zu, ergriff sie gütig bei der Hand und sagte in Thränen ausbrechend: „Wir haben viel an ihm verloren!" Zeitlebens legte sie die Trauer nicht mehr ab und gab so einen gewiß rührenden Beweis von der Wahrheit, daß weder die Natur, noch Gottes Gesetze dem menschlichen Herzen einen Zwang auferlegen, noch ihm jene wilden Schmerzen und Rachegefühle einer durch Nichts zu versöhnenden Eifersucht eingeimpft haben, womit erst die naturwidrigen Gedanken der Priester das weibliche Herz befruchtet haben.

Kaiser Joseph schaffte alle jene strengen und thörichten Strafgesetze ab. Er ging, zum Aergerniß für die Geistlichkeit, von der Ansicht aus, daß alle Keuschheitssünden gar nicht vor den Stuhl der weltlichen Gerichtsbarkeit gehörten! Also selbst ein Blutschänder, ein Ehebrecher, ein Sodomit waren nicht straffällig! Welche Ansichten! Es wurde bei diesen Verbrechen nur auf Beschädigungen Strafe gesetzt. Es war also erlaubt, Mädchen zu verführen (Schadenersatz abgerech-

net) und Wollust auszuüben, worauf vor wenig Jahren der Feuertod stand! Das Geschrei hierüber war nur durch einige Concessionen an die erzürnte Gerechtigkeit zu beschwichtigen. Aber im Wesentlichen blieben die Gesetze, wie sie waren — der Ehebruch wenigstens war vor dem Gesetz erlaubt. Jede Ehe konnte aufgelöst werden. Wenig fehlte, so wären die bürgerlichen Heirathen eingeführt worden. Die mariages de conscience wurden abgeschafft, und daran that Joseph sehr unrecht, denn die Vorurtheile der Menschen zwingen selbst den muthigsten Vorurtheilslosen, sich ihnen zu unterwerfen. Aber sein Zweck war gut. Man kann zwar nicht behaupten, daß diese gesetzlichen Neuerungen große Fortschritte der Sittlichkeit bewirkt hätten, allein man bemerkte doch keinerlei üble Folgen. Denn an die Stelle des Strafgesetzes trat das sittliche Ehrgefühl. Die Familien suchten sich durch Ehrbarkeit auszuzeichnen, nicht die Furcht vor Strafe, nur das Bewußtsein, daß man an Sittenreinheit ein kostbares Kleinod besitzt, welches Jedermann schätzt, vermag die Sittlichkeit zu erhalten. Eben die Leichtigkeit und Straflosigkeit einer unsittlichen Handlung macht sie doppelt verächtlich. Joseph's Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Ehe leicht und frei zu machen, so leicht als möglich, so frei als möglich, das ist ohne Zweifel das rechte Mittel, die Prostitution des weiblichen, und dadurch die entnervende schändliche Wollüstigkeit und niederträchtige Ver-

führungspraxis des männlichen Geschlechtes zu hindern. Wenn es erst allen Männern im ersten Stadium der Mannbarkeit möglich gemacht würde, sich zu verheirathen, so würde es bald wenige Frauenzimmer geben, welche ihren Leib wechselnden launenhaften und schändlichen Begierden verkaufen. Nur die zahllosen Gelegenheiten bringen im Manne jenen wollüstigen Charakter hervor, welchem jetzt das ganze weibliche Geschlecht zum Opfer gebracht wird. Was Joseph philosophisch dachte und redlich wollte, gab er bei vielen Anlässen kund. Er wollte das Heil beider Geschlechter. Indem er die Ehe erleichterte, ihre Auflösung zuließ, wollte er der Verführung, den Schandthaten der Wüstlinge Einhalt thun. Seine persönliche Herrschaft zeigte die Praxis seiner Gesetze, wie er sie wünschte. Das weibliche Geschlecht begriff zuerst seine wohlmeinenden Gesinnungen. Man erzählt sich zahllose fröhliche und tragische Anekdoten von seiner Intervention in der großen Krisis aller geschlechtlichen Verhältnisse. Hier nur einige. Eine junge Dame, die Tochter eines Officiers, erhielt durch eine Mittelsperson den Antrag von einem reichen und mächtigen Cavalier, ihm für einen Kaufschilling von 10,000 Fl. ihre Unschuld zu überlassen. Das arme Mädchen, hilflos und verwaist, ohne Aussicht, durch einen Gatten versorgt zu werden, nahm den Antrag an. Als der wollustglühende Seladon zum Rendezvous kam, wußte sie ihm die 10,000 Fl. abzunehmen, ohne für den Augen-

blick seine Wünsche zu gewähren. Von den Drohungen des Betrogenen verfolgt, warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und erzählte ihm den Hergang. Der Kaiser erlaubte ihr, das Geld zu behalten, und verwies dem Cavalier seine Verführungspraktiken. Dieses salomonische Urtheil ist zwar nicht über alle Kritik erhaben, aber gewiß tadellos ein anderes in einem ähnlichen Falle. Ein junges, schönes Fräulein aus guter aber verarmter Familie gab sich einem jungen Wüstling gegen Zusicherung einer gleichen Summe preis. Die Erstlinge der Unglücklichen wurden gepflückt, aber der Preis nicht bezahlt. Auch sie wandte sich an den Kaiser, der den nichtswürdigen Wüstling zur Zahlung anhielt, und ihm obendrein eine beträchtliche Buße, an die Armenkasse zahlbar, auferlegte.

Man sieht hieraus, wie die Sache unter Maria Theresia gestanden. Während Frauen und Männer aus dem Volk wegen fleischlicher Sünden die fürchterlichsten Strafen erduldeten, junge Mädchen aus dem dienenden Stande auf der Folter starben, war in den vornehmen Ständen Vergebung der Sünden. Wenn es hoch kam, so gab es eine, von der mütterlichen Kaiserin angeordnete häusliche Züchtigung bei verschlossenen Thüren, wobei die Außenwelt selten Etwas vernahm. Allein das Volk wurde öffentlich ausgepeitscht, in Zuchthäuser und Gefängnisse geworfen, gebrandmarkt und beschimpft wegen derselben fleischlichen Vergehungen, welche man nur als ein Privilegium

des hohen Adels betrachtete. Vornehme Wüstlinge kauften die Kränzchen der ehrbarsten Bürgerjungfrauen, oder blieben, wie wir gesehen, nach hochadeliger Gewohnheit den Preis für diese Genüsse eben so schuldig wie für andere. Gab es dann etwa eine Klage, so erhielt der Cavalier vielleicht einen Verweis; war es etwa noch ein Jüngling, so wurde er zu Hause ein wenig mit Ruthen gestrichen, aber das Mädchen kam ohne weitere Umstände in das Zuchthaus.

Ein Fall dieser Art bezeichnet ganz das damals übliche Verfahren. Ein Herr Baron hatte ein armes, aber höchst tugendhaftes Mädchen, da er sie nicht anders gewinnen konnte, geheirathet. Die Neuvermählten lebten einige Zeit glücklich, der Herr Gemahl aber war zuweilen sehr unruhig, ein Gemüthszustand, welcher bald eine furchtbare Erklärung fand. Es erschien nämlich plötzlich eine Dame aus Brüssel im Hause des Barons, welche sich als die Gemahlin desselben auswies, und den der Bigamie schuldigen Eheherrn mit einer furchtbaren Verantwortung bedrohte. Der unglückliche Geängstigte warf sich seiner zweiten Gattin zu Füßen, gestand, daß er schon früher vermählt gewesen sei, und so wurde das unglückliche Geschöpf bewogen, zur Verheimlichung des geschehenen Verbrechens beizutragen, und sich für — die Maitresse des Barons zu erklären. Mit dem Muthe einer wahrhaft tugendhaften Liebe entsagte sie dem Besitze, dem Vermögen ihres Gemahls, und erklärte vor Gericht, was man von ihr

wollte. Alsbald wurde das legitime Ehepaar wieder vereinigt, der Baron freigesprochen, das unglückliche Opfer aber von den Gerichten zurückbehalten. Man setzte sie mit einem Beamten in einen Fiaker, und brachte sie in ein Haus, welches ihr unbekannt war. Eine gemein aussehende Frau empfing sie hier, und befahl ihr, die Kleider, welche sie an hatte, sogleich abzulegen, da sich solcher Staat für dieses Haus nicht gezieme. Anfangs glaubte die Unglückliche, sich in einem Kloster zu befinden, aber bald wurde sie schrecklich enttäuscht, als man, nachdem sie sich entkleidet, über sie herfiel, und sie einer grausamen Züchtigung unterwarf. Es war der gewöhnliche „Willkomm" für neu ankommende Züchtlinge, und das Haus, in welchem sie sich befand, war das — Zuchthaus. Aber der Heldenmuth ihres Edelsinnes wurde durch diesen schändlichen Verrath nicht gebrochen, sie gedachte in ihrer Schande und in ihren Leiden der furchtbaren Strafe, welche den Geliebten durch die Zurücknahme ihrer Erklärung treffen würde. Sie schwieg. Zwei Jahre harrte sie vergeblich der Befreiung — der Baron hatte sie vergessen, man war froh, daß sie geborgen war. Wiederholt war die Unglückliche Züchtigungen unterworfen worden, sie fing an zu siechen. Da erschien eines Tages der Kaiser in dem Hause des Jammers und der Schande. Er befragte jeden einzelnen Züchtling um sein Verbrechen, um die Art ihrer Behandlung, ihre Kost, ihre Beschwerden. Da warf sich

plötzlich eine junge Frau zu seinen Füßen. Schluchzen, Krämpfe, Vorboten einer Ohnmacht, überzeugten den Kaiser, daß er es hier nicht mit einer jener gemeinen, abgestumpften Verbrecherinnen zu thun hatte, welche solchen Schmerzes unfähig sind. Man leistete ihr Beistand, und nun erzählte sie ihre Geschichte. Welch' eine Scene für des Kaisers edles Herz! Die Sache wurde untersucht, wahr befunden, die Schuldigen bestraft, die Unglückliche befreit und entschädigt. Aber Alles dies war dem Herzen des Kaisers nicht genug. Er sah, daß er sein Volk nur durch große Reformen vor ähnlichen Mißhandlungen von Seiten verruchter Behörden schützen könne, und er ließ keinen Tag vergehen, ohne seinem Volke eine dauernde Wohlthat zu erweisen. Aber mit aller Macht seines Geistes war er nicht im Stande, die freche Sittenlosigkeit seines Adels völlig zu unterdrücken, aber er schreckte sie, er schützte ihre Opfer, und stellte Gleichheit vor dem Gesetze her. Unter seiner Regierung nahm die freche Zügellosigkeit der adeligen Verführer wenigstens ab, man hörte mehr öffentliche Scandale, aber der heimlichen Verbrechen wurden täglich weniger.

Seine Nachfolger glaubten seinem Geiste wieder entgegenwirken zu müssen. Die Ehegesetze wurden wieder strenger, die Polizeivorschriften hinsichtlich der „fleischlichen" Verbrechen und Vergehungen verschärft, die Praxis der Gesetzgebung gab wieder „Rücksichten" für Vornehme Raum, das öffentliche Aergerniß wurde

ängstlich vermieden, die Religion, wie man sich ausdrückte, in ihre heiligen Rechte eingesetzt. Liguorianer nahmen es auf sich, die Keuschheit zu befördern, sie errichteten ein Kloster von freiwilligen Büßerinnen, welches der Wiener gerade Verstand ohne Weiteres ihr Serail nannte; wir wollen sehen, was für Zustände hieraus erfolgt sind.

Wer nur dreißig Jahre denkt, hat Gelegenheit zu Vergleichungen und Beobachtungen, welche schrecklich sind. Noch vor dreißig Jahren war die Mehrzahl des Wiener Volkes ziemlich kräftig gebaut, hoch und schlank gewachsen, von einer der edelsten Menschenracen halb asiatischen Ursprungs. Das weibliche Geschlecht, wegen seiner Schönheit in ganz Europa berühmt, vereinigte Grazie mit Gesundheit, die Sitten waren zwar schlecht, aber noch sah man die schrecklichen Folgen ihres Verfalles nicht. Jetzt ist das Bild dieser Folgen vollendet! Man besuche die öffentlichen Oerter, wo sich große Massen des Volks versammeln. Welche verkrüppelte, armselige, Mitleid erregende Gestalten, welche zwerghafte Generation, welche aschgraue Gesichtsfarbe, welche sieche, skrophulöse, mit Geschwüren, Finnen und Flechten bedeckte Kinder! Welche hektischen, verwachsenen, engbrüstigen Weiber! Ich spreche nicht von Einzelheiten, nur von der Gesammtheit. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Regiment Hoch- und Deutschmeister, dessen Werbbezirk Wien umfaßt, das alte Militärmaß herabsetzen mußte, um seine Mann-

schaft complet machen zu können. Es gibt keine genügende Erklärung dieser traurigen Erscheinung als — die Wollust, das Gefolge ihrer Seuchen und Nervenübel und jener furchtbaren Heilmittel, welche schlimmer sind als die Krankheit. Welche schreckliche Gemälde in den Hospitälern, Gebär- und Siechenhäusern, in den Hütten der Armen, welche die Findelkinder aufziehen! Aber noch weit trauriger als die physischen Erscheinungen ist das geistige Bild dieser verderblichen Degradation. Wo ist der Frohsinn dieser lustigen Wiener, deren Schwänke alle Fremden ergötzten? Wo der gesunde, harmlose Mutterwitz dieses Völkleins lachender Philosophen? Wo die harmlose, gemüthliche Herzlichkeit, welche Jedermann mit freundlichen Diensten entgegenkommt, dieses heitere Leben und Lebenlassen, welches einst Wien so angenehm machte? Man besuche diese Schauplätze der jetzigen Volksvergnügungen, diese Bierhäuser, öffentlichen Gärten, wo ungeheure Menschenmassen bei einer lärmenden Musik schweigend oder flüsternd, ja fast traurig beisammen sitzen, diese öffentlichen Bälle, wo statt der sonstigen Fröhlichkeit man jetzt Nichts findet, als ekelhaft brünstige Tänze, in welchen sich thierische Begierden in frecher Umschlingung zu Tode keuchen. Man trete auf den Schauplatz des Lebens! Welch' ein Kampf, welche Cabalen, Chicanen, Intriguen, Verleumdungen, gegenseitigen Verfolgungen, welche Treulosigkeiten in Wort und That, welche giftigen Blicke des Hasses und eiskalte

Geberden gefühlloser Gleichgiltigkeit. Man lese die localen Blätter und Volksschriften: welche Unlust zum Denken, welcher alberne Bilderkram, welche Geistlosigkeit! Jede ernstere und bessere Bestrebung bleibt ohne Theilnahme, die Geister haben keine Freunde. Gleichgiltig gegen das Edle und Schöne, gleichgiltig gegen die Wahrheit, gleichgiltig gegen das Vaterland, ja gegen das eigene wie das fremde Schicksal, lebt dieses Geschlecht nicht mehr, nein, es stirbt. Nur Wollust und immer wieder Wollust reizt die Nerven dieser depravirten Menschheit. Fassen wir die Erscheinungen zusammen; in physischer Hinsicht: Syphilis, Gicht, Skropheln, Epilepsie, Phthisis, Aussatz, Verkrüppelung; in moralischer: Brotneid, Haß, Verleumdung, Verfolgung, Mangel an Gemeingeist, Liederlichkeit, Sodomie, Ausschweifung, Habsucht, Geiz, Spionage; in geistiger Hinsicht: gedankenloses, blödsinniges Hinbrüten, einfältige Sucht nach zweideutigen Bonmots, Philisterhaftigkeit, geistige Impotenz. Wer ist die Mutter dieser Kinder? Ich nenne sie Euch — es ist die

Venus vulgivaga!

Gebrechen gefühlloser Gleichgültigkeit. Man sehe die kleinen Blätter und Modeschriften: welcher Unlust zum Denken, welcher albernen Witzeleien, welche Geistlosigkeit! Jede ernstere und bessere Bestrebung bleibt ohne Theilnahme, die Bessern haben keine Freunde. Gleichgültig gegen das Gute und Schöne, gleichgültig gegen die Wahrheit, gleichgültig gegen das Vaterland, ja gegen das eigene wie das fremde Schicksal, lebt dieses Geschlecht nicht mehr, nein, es stirbt. Nur Wollust und immer wieder Wollust reizt die Nerven dieser verkümmerten Menschheit. Fassen wir die Erscheinungen zusammen; in physischer Hinsicht: Syphilis, Gicht, Skropheln, Epilepsie, Phthisis, Rhachis, Verkrüppelung; in moralischer: Meineid, Haß, Verleumdung, Verfolgung, Mangel an Gemeingeist, Liederlichkeit, Sodomie, Ausschweifung, Habsucht, Geiz, Spionage; in geistiger Hinsicht: Gedankenlosigkeit, blödsinniges Hinbrüten, einfältige Sucht nach zweideutigen Bonmots, Schlüpfrighaftigkeit, geistige Impotenz. Wer ist die Mutter dieser Kinder? Ich nenne sie Euch — es ist die

I.

Drei Nächte.

„Champagner!“ rief eine barsch befehlende, aber noch jugendliche Stimme im Nebenzimmer des Ballsaals „zur Mehlgrube“.

„Eljen, eljen Graf Ferenczy Banya!“ tobte ein Chor von halbtrunkenen jungen Cavalieren.

„Hurrah Graf Banya!“ brüllten die Domestiken an einem von Wein überschwemmten Tische im Hintergrunde bei der Credenz — Husaren, Heiducken, Jäger, Bediente — umringt von halbberauschten Mädchen, ihren Geliebten.

„Vivat — der gnädige Herr!“ schrie ein Aufwärter dazwischen, indem er ein Glas ergriff, das ihm ein Lakai vollschenkte, „es lebe der gnädige Herr, der mehr Geld hat als der Kaiser!“

Selbstzufrieden lächelnd empfing der Held des Abends die Huldigungen seiner betrunkenen Tischfreunde, dann, gleichsam um den Toast des Kellners

zu rechtfertigen, zog er eine große Brieftasche von rothem Saffian aus der Brusttasche, nahm einen Bankschein von 1000 Fl. aus derselben, entfaltete ihn vor Aller Augen, betrachtete ihn gegen das Licht, faltete ihn dann in einen schmalen Streifen zusammen, brachte ihn als Fidibus an's Licht und steckte sich die Tabakspfeife damit an.

Allgemeine Ueberraschung, Erstaunen — athemloses Verstummen — dann Flüstern durch den ganzen Saal — ein Gemurmel der höchsten Verwunderung — was den Grafen, der ganz phlegmatisch den kostbaren Fidibus an seiner Pfeife langsam zu Asche brennen ließ, im höchsten Grade befriedigte.

„Welche Tollheit!" murmelten die Verständigen und Nüchternen; „mit dem Gelde hätte der L— eine Familie glücklich machen können."

„Was brummen die Wiener Windbeutel!" kreischte heiser vor Rausch der Heiducke des Grafen, indem er mit den Fäusten so gewaltig auf den Tisch schlug, daß der rothe Wein aus den Gläsern über das Tischtuch rann — denn an diesem Orte gab es wenig Etikette, die Cavaliere tranken wie Stallknechte unter ihren Bedienten; „möcht' ich doch, daß — teremtete — der Schwablelki ein Fidibus wäre, daß ihn mein gnädiger Herr verbrennen könnte. Du Hund von einem Deutschen, was hast Du gesagt?!"

Damit packte der Heiducke einen anständigen Wiener Bürger bei der Gurgel und würgte ihn.

„Bravo — faß an!" riefen lachend und jubelnd die Cavaliere; — mit Mühe befreiten die Gäste den Bürger aus der eisernen Faust des Leibeigenen. Still murrend zerstreuten sich die mit der Scene Unzufriedenen; doch Niemand wagte es, die Herren Cavaliere in ihrem absonderlichen Vergnügen zu stören. Sie befahlen unumschränkt auf dem Balle. Die Musik begann wieder. Die Paare stellten sich zu einer Française, als Graf Banya dem Orchester zurief: „Ungarisch, ihr Kerle!" — und eine Börse dem Kapellmeister geradezu an den Kopf warf.

In wenigen Secunden waren alle Noten durcheinander geworfen und bald winselte eine jener wild melancholischen Tanzweisen durch den Saal, welche man von jenen jammerseligen Zigeunergeigen auf der Puszta zu hören gewohnt ist.

Niemand im Saale schien des ungarischen Nationaltanzes kundig zu sein. Das kümmerte den Grafen wenig. Er selbst wollte als Tänzer figuriren und suchte nur ein Mädchen, welches mit ihm tanzen konnte. Als man sein Vorhaben gewahr wurde, machte man halb neugierig, halb ehrerbietig Platz, und Franzi, welche längst den Grafen mit stiller Bewunderung angestarrt hatte, die Geliebte des Büchsenspanners Johann, eine Veszprimerin, trat mit einem Knix hervor, küßte dem Grafen die Hand und gab zu verstehen, daß sie den Tanz verstehe, welcher dem gnädigen Herrn beliebte, — ohne auf die eifersüchtige, grimmige Unruhe

ihres Geliebten zu achten. Alles Zupfen und Räuspern des armen Johann half Nichts, denn Franzi war von dem Glanze der ganzen Erscheinung des Grafen wie bezaubert. Mit gnädigem Wohlgefallen musterte der hochmüthige Magnat das Mädchen. Sie war als Maske in ungarische Nationaltracht gekleidet, welche eine schlanke Taille hervorhob und ihre feinen Füße dem Kennerauge des Grafen nicht verbarg. Zwei dicke pechschwarze Haarflechten fielen über eine blendende Schulter bis über die gewölbten Hüften hinab. Die Augen des feurigen Mädchens brannten wie Kohlen, und der elastische wohlgerundete Busen präsentirte sich auf das Einladendste.

Mit großer Behaglichkeit würdigte der Graf diese Vorzüge und ein jubelnder Ausruf, begleitet von einem lachenden Wink an seine Freunde, schien auszusprechen: „welch' ein herrlicher Fang!" Denn gewohnt, mit ihrem Gelde und ihrem Ansehen alle ihre Wünsche durchzusetzen, betrachtet diese reiche Aristokratie in Wien vorzugsweise alle hübschen Mädchen als ihr Eigenthum — nur der Preis der Waare ist in ihren Augen verschieden, Bürger- und Beamtentöchter, Witwen und Waisen, Stubenmädchen und Straßendirnen — Alles hat seinen Tarif in ihren Augen, von einem Gulden bis zu Tausend aufs Höchste für die Nacht. Sie weiß es besser als die betrogenen Ehemänner, daß das weibliche Herz, selbst wenn es gegen Noth geschützt ist und von Liebe gehegt wird, für Putz und Tand immer

geneigt ist sich dankbar zu erweisen, daß selbst vornehme Frauen der Sehnsucht nach einem Shawl unterliegen und die anständigsten Bürgerstöchter immer unzufrieden sind mit der Oekonomie des Papa und der stillen Eifersucht der Mama, welche nicht die Befriedigung aller Eitelkeitswünsche gestattet. Sie weiß, daß man nur geschickter Mittelspersonen bedarf, um bei einer Hofräthin zuweilen so schnell zu reussiren, wie bei einer Grisette. Zufolge dieser Ueberzeugung betrachtete der Graf seine Tänzerin sogleich als Eigenthum, und taxirte sie als einfaches Stubenmädchen, als solche Waare, deren Preis die Liebhaberei selbst bestimmt und die Billigkeit nach Maßgabe vorhandener Vorzüge abschätzt. Er prüfte demnach mit jenem Kennerblick, welchen er beim Ankauf seiner Pferde so oft an den Tag legte, Haare, Augen, Zähne, Stirn, Mund, Athem, Busen, Taille, Beine, Teint, — er ließ sie tanzen und beobachtete zufrieden die Anmuth ihrer Bewegungen — und er gestand sich, daß Alles von großer Vollendung sei. „Wahrlich," sagte er zu sich, „mein Araber hat mehr Fehler als dieses Mädchen, obwohl er das schönste Thier in Wien ist." Seine Freunde, welche mit gleicher Aufmerksamkeit das schöne „Geschöpf" betrachteten und ziemlich laut ausriefen: „Himmel, welche Waden, welche Brust — welch' —" bildeten eine Gruppe, ähnlich jenen Gruppen bei Wettrennen und Ausstellungen — nur daß sich dieselben in den Geberden durch jenen Ausdruck lächelnder Verachtung unterschied, welche dieser

größtentheils liederliche, wollüstige Adel niemals seinen Pferden zu Theil werden läßt.

Man muß indeß bekennen, daß das weibliche Geschlecht — verdorben durch eine bodenlos schlechte und liederliche Erziehung, ein begehrliches Naturell und die herrschende Laxität sittlicher Grundsätze, diese Verachtung großentheils verdient. In frühester Jugend prägen schlechte Mütter und niederträchtige Väter ihren Töchtern nur Grundsätze des Eigennutzes ein, welche dann später von Begierde unterstützt das weibliche Geschlecht der Verachtung und dadurch dem späteren Elende preisgeben.

Die schöne Franzi — obwohl zu jung um schon Erfahrungen zu haben — hatte im Hause ihrer Eltern, armer Handwerksleute in Ungarn, welche unter dem Stocke des Edelmanns-Heiducken standen, von einem Grafen und von dem fabelhaften Werthe des Geldes, das sie nie zu sehen bekam, die übertriebensten Begriffe erhalten. Ihr erschien daher dieser Graf als ein Gott, erstens weil er ein Graf war, zweitens weil er reich und drittens weil er schön war. Sie tanzte mit ihm, die Welt erstaunte. Jedermann bewunderte das Paar, als es mit jener stolzen, ernsten Grazie den bekannten ungarischen Tanz ausführte. Franzi war ganz Sinnlichkeit, Anbetung, Hingebung, und da sie ein Herz besaß, welches für Empfindsamkeit wenig empfänglich war, so erschien ihr der Ritter von der traurigen Gestalt, ihr Geliebter, als ein höchst erbarmungswürdiges

Wesen. Und in der That, das war er im höchsten Grade, als er in wahnwitziger Eifersucht dem Schauspiele zusah und gewahrte, wie sehr sich der edle Graf um seine Geliebte bemühte; als er sehen mußte, wie er sie in Besitz nahm, nach dem Tanz zur Credenz führte, mit Champagner benebelte, mit ihr schäkerte bis zur Unanständigkeit, als er gewahrte, wie er allgemach ein Gegenstand des Spottes seiner Geliebten wurde, wie deren Augen kalt und zürnend auf seinen wüthenden Geberden weilten, dann mit Liebe und Inbrunst sich an den Diamant in der Busennadel des Grafen hefteten, wie sie diese, allmälig vertraulicher werdend, in die Hände nahm, damit spielte und plötzlich mit einem dankenden Knix sich vor den Busen steckte! Wie stolz sah sie nun plötzlich aus! Nun sah Johann nicht mehr ihr Gesicht, nur ihren Rücken — hinter welchem andere Lüstlinge ihre Gestalt begierig betrachteten. Jetzt heftete der Graf seine Lippen an ihre weiße Hand, dann drückte er einen Kuß auf ihren weichen, schönen, bloßen Arm — das war zu viel für den armen Burschen — er stürzte hervor, faßte Franzi beim Arm und sagte: „Franzi — Du mußt nach Hause!"

Erzürnt, beschämt, außer sich erhob sich Franzi von ihrem Sitz. Erzürnt, wüthend über so unerhörtes Wagniß eines Domestiken sprangen die Cavaliere auf — Graf Banya als der Erste, welcher kein Wort verlierend den zudringlichen Störer der Unterhaltung mit einer Ohrfeige zu Boden streckte.

Johann fühlte nicht seine Schmach; — als er sich aufraffte, richtete sein erster Blick sich auf das Mädchen — sie sah mitleidlos, kaum sich des Lachens erwehrend, seine Züchtigung.

„Werft ihn hinaus!“ befahl der Graf. Ein ungeheures Gedränge entstand, man packte den Jäger — man fand es allgemein höchst verwegen, daß der Bursche, ein elender Domestike, ein „Bretlhupfer“, sich erlaubte, die noble Gesellschaft zu beunruhigen — Ladenschwengel mit erfrorenen Händen, welche Glacéhandschuhe trugen, um glauben zu machen, sie seien Cavaliere, Marqueure mit Lorgnetten und Schneidergesellen mit Schnurbärten und nach dem neuesten Journal gekleidet, übernahmen es, den der Noblesse der Gesellschaft zugefügten Affront zu rächen, sie ergriffen den Büchsenspanner beim Kragen und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Zehn Minuten später fuhr Franzi wein- und wollustglühend in einem Fiaker in des Grafen Wohnung. Mit unflätigem Spott sahen die Kellner des Hôtels zum König von Ungarn, wie ihr Cavalier aus Nr. 11 eine Dame aus dem Wagen hob, deren Haare zerrüttet und deren Anzug in einem schmählichen Zustande war. Franzi sah, fühlte und hörte Nichts — als den Grafen. Die Thüre des Gemachs wurde aufgerissen, im Nu verschlossen — da war von Widerstand keine Rede mehr.

Seine gräflichen Gnaden hatten eine köstliche Nacht, und entließen Franzi nobel beschenkt am Morgen.

In derselben Stunde, als sie mit wüstem Kopf, gähnend, und mit einer Börse voll Geld spielend, nach Hause ging, fand der Uferwächter im Prater einen Leichnam mit der Livree eines Büchsenspanners, bewacht von einem großen Hühnerhunde, der durch sein Bellen und Heulen den Wächter herbeigelockt hatte. Offenbar hatte sich sein Herr in die Donau gestürzt, und der Hund hatte ihn zu retten versucht, und da er es nicht vermocht, gewiß mit unsäglicher Anstrengung die Leiche an's Ufer geschleppt. Menschentreue, Hundetreue, wer kann darüber schwanken, welcher mehr zu trauen sei?

Seine gräfliche Gnaden geruhten, bis nach Mittag zu schlafen. Dann speisten Sie mit dem köstlichsten Appetit Austern, Fasan, Seefische, tranken viel Champagner und lobten die Wiener Stadt mit vielem Enthusiasmus. Abends ritten Sie spazieren, Nachts wurde gespielt, des Morgens zu Bett gegangen und bis drei Uhr geschlafen. Als Seine gräfliche Gnaden wieder die Augen aufschlug, erwachte in Hochdenenselben neuerdings einiger Wollustkitzel, und Sie fanden mit Bedauern, daß Sie eine Nacht verloren hatten, desto vergnügter beschlossen Sie die nächste zuzubringen. Während Sie über die geeignetesten Mittel nachdach-

ten, wodurch dieser angenehme Zweck am sichersten zu erreichen wäre, schlugen die Töne einer geräuschvollen Musik an Ihr Ohr. Da erinnerte sich Seine Gnaden, daß er Tags zuvor von einer Hochzeit gehört habe, welche zwischen einem Handwerker aus der Provinz und einer Bürgerstochter aus Wien gefeiert werden sollte. Der Graf hatte die Braut gesehen, sie war sehr lieblich, sechzehn Sommer alt, blond, blauäugig, zart wie eine Lilie, blühend wie ein Mairöschen und fröhlich wie eine Gazelle. Der gnädige Herr hatte viel Geschmack an ihr gefunden. „Wie," dachte er sich, indem er sein Lager verließ, „wenn ich dem Tölpel von Bräutigam die Erstlinge ihrer Zärtlichkeit wegfischte?" Der Gedanke war zu lustig und originell, um ihn ohne Prüfung der Möglichkeit seiner Ausführung fallen zu lassen. Seine Gnaden lachten unmäßig über diesen tollen Einfall. Hätte der Graf das tragische Resultat der Vergnügungen seiner ersten Nacht gewußt, er würde vielleicht diesen Einfall minder ergötzlich gefunden haben. Allein so ist das Walten der Nemesis, sie verbirgt sich so lange, bis sie ihr Opfer rettungslos gemacht hat. Graf Banya hielt daher seinen Einfall fest, und versäumte keinen Augenblick, um einen Versuch zur Ausführung zu machen. Hier half Geld nicht allein — hier mußte ein Geniestreich ausgedacht werden. Erfinderisch in aller Art von Schelmerei, bedurfte er nur eines mitwirkenden Genies gleicher Art, um seinen verwegenen Plan auszuführen. Ein solches Genie fand

er an Prokop, dem Lohnbedienten des Hauses. Diese Lohnbedienten in der Kaiserstadt sind ein furchtbarer Schandfleck für dieselbe. Die Polizei, welche sie zuweilen als Werkzeuge braucht, ist sehr nachsichtig gegen sie, und obgleich diese Menschen in der Regel mit den ehrenvollsten Zeugnissen versehen sind, gibt es schwerlich eine zweite Classe der Bevölkerung in Wien, welche aufgelegter zu allen erdenklichen Niederträchtigkeiten wäre. Sie sind die Generalagenten der Wollust; schamlos und verschmitzt, kalt und vorsichtig, mit allen Familienverhältnissen genau bekannt, durch ihre polizeilichen Connexionen in alle Mysterien des Lebens eingeweiht, haben diese Menschen die Ehre, das Lebensglück, die Unschuld, ja zum Theil den Wohlstand der Familien in ihrer Hand. Sie sind in den Gesetzen so erfahren, um sich niemals eine Blöße zu geben, und wissen ihren Opfern mit solcher Geschicklichkeit durch eine Verkettung von Ränken und niederträchtigen Verbindungen mit allen Freudenmädchen, Kupplerinnen, Wucherern, Sensalen, Advocatenschreibern, mit Beamten und selbst hohen Personen, deren Leidenschaften sie bedienen, das Geld abzunehmen, daß man sie als die Hauptursache des Ruins vieler hoher Häupter der Aristokratie, fremder Cavaliere, selbst Prinzen betrachten kann. Einige von ihnen besitzen eigene Häuser, Viele von ihnen werden sehr reiche Leute, Einige beschließen ihre Laufbahn im Zuchthause, Andere, die Ungeschickten, werden Bettler und Vagabonden. Wenn es unter

ihnen redliche Leute gibt, so sind sie gewiß nur an ihrer Armuth zu erkennen.

Prokop war einer der Matadore dieses Metiers, er verstand es wie Keiner, einen reichen Cavalier zum Bettler zu machen, und hatte seiner Kunst bereits eines der schönsten Vorstadthäuser zu danken. Wenn man berechnet, daß dieser Besitz wegen der vielen Personen, mit welchen er sich in die Beute theilen mußte, kaum zwei Procent von dem Gelde ausmachen konnte, um welches die Opfer gebracht worden, so kann man sich einen Begriff von dem Verderben machen, welches diese Menschen anrichten. Der erste Weg, den dieser Agent des Satans seine Opfer führte, war der des wohlfeilen Vergnügens. Er wußte es dahin zu bringen, daß sie bald gesättigt wurden, daß die Ansprüche ihrer Begierden sich steigerten und raffinirten, natürlich wurde die Befriedigung immer theurer. Eine sehr schöne, scheinbar sehr vornehme und höchst solide Dame mußte dann das Verfahren auf die Spitze treiben. Man konnte sich ihr nicht anders nähern, als durch kostbare zarte Geschenke, etwa eine Equipage, einen Shawl, einen kostbaren Schmuck. Dergleichen führte zum Derangement der Finanzen. War man erst so weit, dann begann erst die rechte Plünderung. Man führte das Opfer dem Wucher in die Arme. An diesen Mann wendete sich der Graf mit seinem Plane. Prokop befand sich bei den Hochzeitgästen, er war Beistand des Ehepaars, welchem es an Connexionen

fehlte, eine Würde, welche ihm ein Douceur von einigen Thalern einbrachte. Diese hohe Würde verhinderte jedoch den Grafen nicht, seine ganze Hoffnung auf diesen Beistand zu setzen. Er wurde berufen, und lachend bot ihm der Graf eine Belohnung von 100 Ducaten, wenn er den Neuvermählten zu des Grafen Gunsten um die Freuden der Hochzeitnacht betröge.

Prokop war nicht der Mann, um vor Schwierigkeiten zurückzuschrecken. Nichts ist unmöglich, war sein Sprichwort. Und in der That hatte er schon so viele anscheinende Unmöglichkeiten besiegt, daß er weder an irgend eine stichhaltige Tugend, noch an ein unüberwindliches Hinderniß glaubte. Er versprach daher, sogleich zu recognosciren, gab Hoffnung und entfernte sich rasch, um mit dem Oberkellner das Nöthige zu verabreden. Von ihm erfuhr er, daß für das Ehepaar eine gemeinschaftliche Stube bereit sei, an welche eine andere verschlossene anstoße. Diese Auskunft genügte. Von einer Ueberredung oder Versuchung der Braut konnte keine Rede sein, sie liebte ihren Bräutigam so sichtlich, und zudem war weder Zeit noch Gelegenheit, um mit ihr zu sprechen. Sie mußte getäuscht werden — der Graf mußte die Stelle des Gemahls vertreten, ohne daß sie es gewahr würde. Der Graf mußte einen Schlüssel zur Thüre der Schönen haben, der Kellner gab den Hauptschlüssel. Der Bräutigam mußte aufgehalten werden, dazu bedurfte es nur einiger Flaschen Champagner, welche der Lohnbediente preis=

gab. Die Braut mußte früh zu Bette gehen, dazu bedurfte es nur einer lärmenden, etwas unzarten Unterhaltung der Hochzeitgäste, und auch diese wußte der Lakai in Gang zu bringen. Endlich mußte es in der Hochzeitkammer an Licht fehlen, auch dafür schaffte man Rath, indem der Kellner gleichsam aus Versehen ein so kurzes Licht in die Stube stellte, daß es keine halbe Stunde anhalten konnte. Von einer züchtigen Braut war ohnehin nicht zu erwarten, daß sie mehr Lichtvorrath begehren würde. Alles ging nach Wunsch, und die Heldenthat wurde vollbracht.

Während der Bräutigam, vor Trunkenheit lallend, im Saale einschlief, bestieg Graf Banya das Brautlager, welches ihm doppelt reizend erschien, da es von allen Blumen einer herzlichen Liebe, von kindlicher Unschuld und Schamhaftigkeit duftete. Das war kein erkauftes Vergnügen, es war entzückende Hingebung von Leib und Seele. Alles ging ohne allen Verdacht ab, der Graf hatte an jede kleine Vorsicht gedacht. Als er sich endlich von der eingeschlafenen Huldin wegschlich, legte er, als einen Tribut an sein Gewissen, einen Brief mit einer Börse voll Gold so auf das Tischchen neben ihrem Bette, daß ihr erster Blick beim Erwachen darauf fallen mußte. Um jedoch jedem möglichen Mißgeschick zu entgehen, hatte er schon voraus Postpferde bestellt, und reiste, nach dem vollbrachten schändlichen Raube an der arglosen Unschuld, dem Scheine nach zu einem Thore hinaus, um durch ein

anderes wieder nach Wien zurückzukehren und dieser Stadt der Grazien nicht zu früh den Rücken zu wenden. Wer aber schildert die Scene der Verwirrung, der Wuth, der Bestürzung, der Scham und Verzweiflung, als der Bräutigam, früher nüchtern geworden, als zu vermuthen war, am Morgen in das Zimmer seiner Braut schlich, und dort die Börse sammt einem Brief folgenden Inhalts fand:

„Schönste aller Grazien!

„Während Dein Bräutigam, den Wein mehr als Dich liebend, Morpheus in die Arme sank, hat ein Mann, dem Deine Reize alle Sinne verwirrten, die Blume Deiner Unschuld gepflückt, um zeitlebens die Erinnerung an sein genossenes Glück mit sich zu tragen. Verzeih' dem Betrüger, den Deine Schönheit so berauschte, und nimm Dich in Acht, jemals Deinem Gatten von der Hochzeitnacht aus Irrthum Etwas zu erwähnen, was Dich, Du Schuldlose, und mich, den Schuldigen, verrathen müßte. Beiliegendes Geschenk hat die Bestimmung einer Aussteuer und freiwilligen Buße."

Der Graf Banya war von diesem Abenteuer, dessen Folgen wir später erfahren werden, und dem glücklichen Erfolge aller seiner galanten Unternehmungen so erlustigt, daß er noch einige Wochen in Wien

zu bleiben beschloß. Er kehrte daher nach einer kleinen Spazierfahrt beim anbrechenden Morgen in die Stadt zurück, und fuhr mit seinem Gepäck vor das Hôtel zum Matschakerhof, das damals berühmteste Hôtel, dasselbe, wo die Verschwörung des Bischofs Martinowicz entdeckt wurde durch einen Lohnlakai — vielleicht (!) der einzige wichtige Dienst, welchen die geheime Polizei der Regierung erwies. Dieser Matschakerhof war für alle galante Abenteurer wahrhaft classischer Boden, hier versammelte sich Alles, was Geld und Lust hatte, es auszugeben; Cavaliere, reiche Rentiers, Spieler von Profession, Kundschafter aller Nationen, Alles bewacht und umgeben von den lauernden Blicken geheimer Polizeiagenten, welche hier als Kellner, Lohnbediente, Stubenmädchen, Aufwärter, Hausirer, Barbiere rc. fungirten, Alle für einen Tagelohn von einem Silberzwanziger; allein jeder Fremde von einigem Beobachtungstalente bemerkte gar bald, daß diese lauernden Blicke weniger auf die Geheimnisse der Fremden, als auf die Vermögensumstände, die Freigebigkeit oder die Wünsche derselben gerichtet waren, wovon sie zu profitiren hoffen durften. Denn die Erfahrung hatte diese Menschen längst gelehrt, daß es weit einträglicher sei, den Wünschen und Bedürfnissen der Fremden zu dienen, als sie zu verrathen. Daher erhielt die Polizei meist nur höchst unbedeutende Berichte durch ihre Agenten, deren Wichtigkeit von dem niedrigen bis zum höchsten Beamten durch alle Stu-

fengänge der bureaukratischen Polizeiverfassung vergrößert wurden und endlich mit zahlreichen Ausschmückungen das Ohr des Monarchen erreichten. Kaiser Franz, dieser geradsinnige, verständige Monarch, durchschaute die Nutzlosigkeit des Instituts der geheimen Polizei lange, es war ihm ein Greuel, aber die Praktiken der französischen Kundschafter machten es scheinbar nothwendig. Indessen äußerte Franz oft seine Entrüstung über seine Polizei in der unverholensten Weise. „Wenn Jemand mich einen Esel nennt," pflegte er zu sagen, „so weiß ich es in einer Stunde, wenn aber einer meiner Unterthanen um's Leben gebracht wird, oder staatsgefährliche Umtriebe stattfinden, da ist die Polizei immer die Letzte, welche Etwas davon weiß."

In diesem Gasthofe, einem der Hauptquartiere der Polizei, stieg nun Graf Banya ab, um neue Unternehmungen vorzubereiten. Hierher berief er Prokop, welcher ihm die Nachricht brachte, daß das Ehepaar in der übelsten Gemüthsverfassung abgereist sei, nachdem man sich vorher nach den im Hause wohnenden Gästen sorgfältig erkundigt hatte. Es handelte sich nun um ein neues Vergnügen für den gnädigen Herrn. Da der Herr Graf ein großes Mißtrauen hatte gegen solche Bekanntschaften, welche er nicht selbst aufgesucht hatte, so wurde vor der Hand beschlossen, Abends im Theater eine Recognoscirung der schönen Welt vorzunehmen. Eine Loge wurde bestellt, eine sehr gute Theaterlorgnette in Stand gesetzt, eine sorgfältige Toi-

lette gemacht, viel Geld beigesteckt, kurz, es war eine mit aller Umsicht vorbereitete Expedition.

Es gibt Dinge unter der Sonne, welche man täglich sieht, ohne sie zu begreifen, ohne sie zu glauben; wenn in der Gesellschaft nämlich einmal jener Geist der Depravation das ganze Leben zu durchdringen im Begriff steht, dann bemächtigt sich der Menschen jene stumpfsinnige, thierische Theilnahmlosigkeit, vermöge welcher sie die furchtbarsten Schicksale und Leiden, welche sie umgeben, als Etwas betrachten, was nicht anders sein kann, als ganz natürlich, was man ertragen müsse. In Wien gilt einmal der furchtbare Fluch, den das Verhängniß ausgesprochen zu haben scheint:

„Deine Töchter sollen verderben in Schande und Elend!"

dieser Fluch, welcher das Verderben der Kinder dieser Töchter, den Ruin der ganzen Gesellschaft ausspricht, als eine natürliche Vorausbestimmung. Lachend sagt man sich, das Weib ist ja geboren dazu, daß es von dem Manne beschlafen werde. Ob Kunz oder Hans die Erstlinge pflückt, was liegt daran? Das ist die Philosophie dieser Generation, dieser jungen, lebenslustigen Männer, welche selbst schon größtentheils Bastarde, Kinder der Wollust, der Prostitution und gemeinsten Unzucht, jener unfläthigen, lieblosen, thierischen Vermischung sind, wodurch die Familien aufgelöst und die Bande der Gesellschaft zerrissen, alle edleren Gefühle der

Gatten=, Eltern= und Geschwisterliebe verdrängt und aufgeopfert werden.

Dieser Graf Banya — und wie Viele giebt es in Wien seines Gleichen! — hatte in 48 Stunden ein bis dahin noch schuldloses Mädchen auf immer der Schande zugeführt, einen armen Menschen zur Verzweiflung getrieben, das Glück einer Ehe auf immer getrübt, wo nicht vernichtet.

Wollte man nun berechnen, wie viele Opfer ein solcher Wüstling in seinem ganzen Leben in Jammer stürzt, und wie viele solche mehr oder minder reiche, verwegene Wüstlinge in Wien leben, es würde eine schauderhafte Statistik geben.

Graf Banya hatte keinen Begriff davon. Er folgte seinen Lüsten wie einer Naturnothwendigkeit, und hielt jedes Mittel für gut, kraft seines Rechts als geborner Edelmann.

Von Kindheit gewohnt die Beispiele seines Standes zu sehen, keinen Augenblick daran zweifelnd, daß erstens alle übrigen Stände, dann insbesondere das weibliche Geschlecht nur für ihn da seien — nur von seinen Gnaden lebten, denkt er so wie Alle seines Gleichen in Wien, welche mit ihren Lorgnetten und schamlosen Geberden sich auf der Straße, im Theater, im Concerte euren Weibern und Töchtern schamlos präsentiren, welche sich nicht geniren, ihrer drei bis vier Arm in Arm euch nachzufolgen, um die „Adresse“ zu erfahren. Binnen 24 Stunden ist dann gewöhnlich

schon irgend ein Schritt der Versuchung geschehen, und wehe euch, wenn eure Hausfrau, Tochter, Schwester, irgend eine Schwachheit an sich hat, sie wird von bestochenen Dienstboten einer abgefeimten Kupplerin verrathen, welche nie selbst auftritt, aber die ganze Intrigue leitet!

Das Theater ist das Hauptobservatorium dieser liederlichen Geld- und Adels-Aristokratie, welcher in der Regel alle und jede gründliche Bildung abgeht, welche schon von ihren Vätern Nichts gelernt hat, als das Handwerk der Galanterie und die Kunst Ehrenstellen zu erlangen und hohe Aemter durch Schürzenprotection oder Bestechung!

Hier sind Billeteure, Logendiener, Souffleure, Lampenputzer 2c. dienstwillig und flink bei der Hand, zu Allem aufgelegt, um ein Stück Geld zu verdienen — ein ganzes Hilfscorps von Agenten der Wollust. Da ist nicht leicht eine Familie, deren Namen und Verhältnisse sie nicht kennen — sie kennen den ganzen Markt, sie kennen die Kunden und die beliebtesten Waaren, und die Nemesis will es haben, daß unter den letzteren sich selbst Töchter der hohen Aristokratie befinden, wiewohl durch diese schlechten Sitten die Race der Aristokratie auf eine so erbarmungswürdige Weise herabgekommen ist, daß sie keine sehr beliebte Qualität erzeugen kann. Die niedersten und höchsten, gebildetsten und rohesten Classen sind am meisten herabgekommen, nur die Mittelclassen liefern noch jene

frischen, zarten, lieblichen, fröhlichen Geschöpfe, welche der Stolz des Wiener Marktes sind.

Hier hatte Banya einen Flor der schönsten Mädchen in Logen und Gallerien vor sich, welche nicht minder begierig sind die Blicke der Cavaliere auf sich zu ziehen, wie diese es sind einen Blick der Erwiederung zu erlangen. Aber Banya ließ gleichgiltig seine Blicke über die Masse schweifen und nur auf einem Punkte ruhen, wo eine weibliche Gestalt von der äußersten Schönheit sich gleichwohl durch ihre Zurückgezogenheit und ihre bescheidene Anspruchlosigkeit der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen wußte. Der orientalische Schnitt ihres Gesichts zeigte die edelsten Formen der griechischen Antike, so wie ihr ganzer höchst ebenmäßiger schlanker Körperbau, welchen selbst die damalige unvortheilhafte Mode nicht verunstalten konnte. Was aber mehr auffiel als ihre Schönheit, war der Geistesadel, welcher sich über ihr Gesicht verbreitete, die hinreißende Anmuth ihres sanften weichen Geberdenspiels, der Ausdruck ihrer Taubenaugen, welche dennoch voll stillen Feuers waren. Ihre Gesichtsfarbe war blaß, von blendender Weiße ihre Haut, und eine Hand besaß dieser Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Grazie, welche so zart und klein, wie die eines Kindes von zehn Jahren, dabei aber so weich geformt und rund — weiß und fein — daß sie verdient hätte, wie jene berühmten Hände Napoleons und der Fürstin Metternich, einen weltgeschichtlichen Ruf zu erlangen. Die Augen

des lüsternen Grafen konnten sich nimmer von dem Anblick des holden Geschöpfes trennen, aber eine gewisse heilige Scheu sagte ihm, daß hier Nichts für ihn zu hoffen sei. Die Familie war offenbar sehr wohlhabend, sehr anständig, von den feinsten Sitten. Ein anwesender Herr mit einer kleinen Ordenskette und sehr edler Physiognomie schien ihr Vater zu sein. Prokop beobachtete hinter dem Stuhl jeden Blick seines Gebieters — dieser war unruhig, bewegt, ungeduldig, fast übellaunig.

„Ja, Euer Gnaden!" flüsterte der Dämon von Lakai, „Die wird viel kosten."

„Was kosten, Du Narr — so reich bin ich nicht zu bezahlen, was Die werth ist — Die ist nicht zu haben."

„Ach — pah!" sagte Prokop, „schwer freilich — aber nicht unmöglich. Sie ist die Tochter des Hofraths Polczewicz, die Leute haben Vermögen, sie wird wahrscheinlich schon verlobt sein — dennoch —"

„Wie, Du hoffst? — Kerl, wenn Du Die in mein Lager bringst, zahle ich Dir die Revenüen eines halben Jahres meiner Güter."

„Ich allein kann es nicht!" sagte Prokop, „dazu brauchen wir die Madame Dörflinger."

Banya sprang auf und bestürmte Prokop mit Fragen. So schwer es ihm wurde, sich von dem Anblick des reizenden Wesens zu trennen, so konnte er doch auch mit seinem wildaufgeregten Blute nicht län=

ger bleiben, er mußte sich mit Hoffnungen und Plänen beschäftigen, um sich zu zerstreuen.

Madame D. war die berühmteste Gelegenheitsmacherin der Residenz. Sie war die Zuflucht aller reichen Wollüstlinge, sie nannte sehr hohe Personen ihre guten Freunde, man begegnete ihr mit vieler Auszeichnung und sie hielt ein Haus wie eine Fürstin.

Noch in derselben Stunde begab sich Banya mit dem Lohnbedienten dahin. Mad. D. saß eben mit einigen in Sammt und Seide gekleideten Damen am Spieltisch, sie empfing, nachdem sie der Lohnbediente avisirt hatte, den Grafen als ihren alten Bekannten und verließ augenblicklich das Spiel, um ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen — in der That aber um zu vernehmen, welch' ein glückliches Ungefähr ihr einen so kostbaren Kunden zuführe. Als B. ihr seine Hoffnungslosigkeit gestand, lächelte sie höhnisch — „Mein Freund," sagte sie, indem sie auf ein Cabinet wies, „hier in diesem Cabinet hat J. D. die schöne Fürstin Henriette Kukofska mit dem Grafen St. Grivois geschlafen — sie eine Spröde von der zähesten Gattung, er ein Mensch mit einem Paviansgesichte, — was soll mir diese Hofrathstochter für Schwierigkeiten machen? Es kann Sie tausend, vielleicht zweitausend Ducaten kosten — das ist Alles."

Und in der That hatte Mad. D. einen ausgezeichneten Credit. Man vertraute ihr blindlings, denn außer der Thatsache, welcher sie sich selbst rühmte,

wußte man von ihr, daß sie einer hohen Person aus Versehen seine eigene Tochter zugeführt hatte, und daß man ihr nur die Person, welche man liebte, bezeichnen durfte, um seine kühnsten Wünsche zu erreichen. Graf B. empfahl ihr sehr überflüssiger Weise Eile — denn diese ehrbare Dame wußte wohl, daß solche Händel schnell ausgeführt werden müssen, ehe die Laune der Einbildungskraft der Männer sich verflüchtigt. „Ich brauche nur 36 Stunden," sagte sie — „kommen Sie übermorgen Mittags zu mir — wir werden dann sehen, welche Fortschritte gemacht worden sind."

Seine gräflichen Gnaden schliefen zwar unruhig, aber doch getröstet.

Am zweiten Tage darauf um 12 Uhr stand Graf Banya wieder vor Mad. D., welche, stolz auf einem Sopha sich hinlehnend, ihn sehr nachlässig empfing. „Setzen Sie sich, guter Graf; wie müssen Sie diese 36 Stunden gelitten haben, ich beklage Sie von ganzem Herzem."

Graf Banya fühlte dieser Frau gegenüber eine Art von Demüthigung — ich möchte sagen Ehrerbietung. Vor einer solchen Frau gab es ja wie vor Gott kein Geheimniß. Man mußte ihr Alles beichten, alle Schwachheiten des Gemüths und der Sinne ihr offenbaren, alle Niederträchtigkeit des Willens, alle Schändlichkeit seiner Grundsätze aufdecken. Vor dieser

Frau galt weder Rang noch Titel, hier konnte man weder Hoheit noch Stolz zeigen, hier machte Geld Alles gleich, und Niemand durfte hoffen, dieser Frau irgend ein Gefühl der Achtung einzuflößen. Diese Frau hatte Alles zu ihren Füßen, so zu sagen, schmeichelnd, sich in Versprechungen überbietend, um ihre seltsamen Wohlthaten betteln gesehen, den hohen Adel mit seinen oberherrlichen Geburtsvorrechten girrend um den Kuß einer Taglöhnerstochter, die Gerechtigkeit, die furchtbare — ihr so verächtlich — in der Person hoher Gerichtspersonen, bettelnd um die Liebe der schönen Sünde, die Dichtkunst von sehr prosaischem Kitzel gefoltert — das armselige Ding, welches nur im besten Fall ein Paar Goldstücke opfern konnte, ja selbst die heilige Kirche in der Person mächtiger Prälaten! Wahrlich, genug für eine solche Frau, um ihr alle Welt verächtlich zu machen, um sich über das Urtheil derselben hinauszusetzen und ausschließlich dem Gotte zu dienen, vor welchem heute alle Autoritäten — das historische Recht, die Moral des Jahrhunderts, die Religion, Poesie und die ganze Gesinnungstüchtigkeit unserer prahlerischen, heuchelnden Zeit in den Staub stürzen, dem Gott der Wollust!

„Was glauben Sie wohl, Graf," fuhr Mad. D. fort, die sich daran zu belustigen schien, die größten und vornehmsten Herren dieser Schöpfung vor sich gedemüthigt zu sehen, welche gewohnt sind Männern

mit Hochmuth zu begegnen, deren Schuhriemen aufzulösen sie nicht würdig sind, „was glauben Sie wohl hoffen zu dürfen? Hier liegt ein Briefpaket auf dem Tische, dessen Inhalt Sie betrifft. Soll ich Ihnen sagen, was darin ist?“

Banya war ganz außer sich vor Spannung und Erwartung; aber Mad. D. — um in ihm das Gefühl des Werths seiner „Errungenschaft“ zu steigern, ließ ihn sehr lange in Ungewißheit — endlich aber erhob sie sich stolz wie eine Semiramis, welche einem Sclaven die Freiheit und das Leben schenkt und sprach: „Wohlan — erbrechen Sie dieses Paket, es enthält — den Schlafkammerschlüssel.“

Verblüfft, fast entsetzt und doch wie berauscht vor wonnigen Hoffnungen, ergriff der Graf den Schlüssel — ungläubig zögernd und sagte: „Im Ernst — oder ist es Scherz?“

„Wenn ich Ihnen sage, es ist der Schlüssel zu Fräulein Herminens Schlafgemach in Hietzing Nr. 14 im Gartenhause. Sie sind dort Nachts um 12 Uhr erwartet, die Gartenthüre wird offen sein. Oder haben Sie keinen Muth zu dem Abenteuer?“

„Ha, Muth!“ rief der Graf triumphirend. „Für solchen Preis Muth die Hölle zu bekämpfen.“

„Das habe ich von Ihnen erwartet. Gehen Sie nun, bereiten Sie sich vor, das Fräulein glücklich zu machen.“

Damit reichte sie ihm die Hand zum Kusse, welche

er wirklich ergriff und mit Inbrunst küßte. Er nahm Abschied. —

„Noch Eins!" sagte die Dame ihn zurückrufend, „vergessen Sie nicht, daß Sie keine gemeine Dirne vor sich haben. Sie wird Ihnen vielleicht eine Scene spielen, um sich zu beschönigen — gehen Sie darauf ein, benehmen Sie sich als gebildeter Cavalier und Mann von Geist — schwärmen Sie ein wenig — Adieu!"

Mit diesen flüchtig hingeworfenen — aber sehr berechneten Belehrungen entließ Madame den von seinem Glücke ganz trunkenen Cavalier.

Wie glücklich war er! Welche Emotion — welche süße Angst und noch süßere Hoffnung! Er konnte zwar nicht begreifen — aber das Wort der Frau war untrüglich. Sie hatte den Preis in Empfang genommen — sie war in Geldsachen sehr gewissenhaft, denn sie wußte, daß ihr Credit, ihre Ehre davon abhing, daß sie niemals gegen die Ordnung handelte. Ihr Ruf war desfalls so gloriös wie der des Hauses Rothschild — und vielleicht, wenn man die Zustände dieser närrischen Zeit gründlich untersucht, ist der ganze Geld-, Grundsatz-, Talent-, Charakter-Credit der meisten Menschen eben auf nichts Anderem beruhend, als auf dieser Vorsicht einer Kupplerin.

Punkt 12 Uhr war Graf Banya auf seinem Posten. Seine Reitpferde warteten auf der Landstraße zu nicht geringer Verwunderung des Hietzinger Nacht-

wächters, welchem der lustige Jockei ein Mährchen aufband.

Eine helle Mondnacht machte den geheimen Besuch etwas gefährlich. Auch konnte der Graf nicht eine gewisse Bangigkeit unterdrücken, welche ihn sonst bei seinen Unternehmungen nicht zu belästigen pflegte.

Auch hatte nie ein Weib solchen Eindruck auf das Gemüth des Wüstlings gemacht. Er fühlte Mitleid mit seinem Opfer neben einer verzehrenden Sehnsucht, einer rasenden Leidenschaft. Fieberisch fröstelnd schlich er zu der offenen Gartenthür in einen dichten buschigen Garten. Einige Laubengänge wurden durchschritten — plötzlich stand er mit hochpochendem Herzen vor der Thüre des Pavillons. Nichts regte sich, — nur sein Gewissen. Durch welche Mittel hatte dieser Teufel von einem Weibe diesen Engel berückt? Doch Banya war nicht der Mann Räthsel zu lösen — er ging ohne zu denken wohin ihn die Leidenschaft trieb. Die Thüre wurde geöffnet — eine zweite präsentirte sich offen, worin ein rothes Lämpchen brannte und eine Dame völlig angekleidet auf einem Sopha saß. Beim Eintritte des Grafen hatte sie sich rasch erhoben. Sie war todtenbleich vor Aufregung und Schrecken, zitterte am ganzen Leibe und rang nach Worten.

„Also doch," sagte sie endlich zu Banya, der bei dem Anblick dieser unschuldvoll herrlichen Gestalt wie geblendet von einer heiligen Erscheinung zu ihren Füßen niedersank, „also haben Sie es doch gewagt — verwe=

gener, furchtbarer Mensch — nun, Sie sehen, ich hatte den Muth, Sie unter solchem Sie verdächtigenden Scheine zu empfangen — was wollen Sie mir sagen?"

Noch lag Banya zu ihren Füßen. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Das war nicht der Empfang einer Kokette, welche ihn glücklich machen wollte. Er erinnerte sich jedoch der Worte der Kupplerin. Das ist die Scene! dachte er. Und nun begann er darauf „einzugehen". Er schilderte die Raserei seiner Leidenschaft — er schwor und log wie Don Juan. Das schwärmerische Mädchen fing an ruhiger zu werden — sie schien zu begreifen. „Warum aber mußten Sie mich durch die Drohung erschrecken, sich vor meinem Fenster zu erschießen — wie Sie geschrieben, wenn ich Ihnen nicht eine Unterredung gestattete — ich habe Ihren Brief erst erhalten, als Alles zu Bette war — mein Kammermädchen brachte ihn, Schreck, Ueberraschung, Furcht vor dem Jähzorn meines Vaters ließen mich zu keinem anderen Entschluß kommen, als Sie zu erwarten. Jetzt aber, Herr Graf, sage ich Ihnen auf die furchtbare Weise Ihrer Bewerbung, daß Ihr Stand, Ihr Vermögen, Ihre — Eigenschaften Sie berechtigen, offen und ehrlich beim hellen Tage um ein Mädchen zu werben, — ich sage Ihnen, daß ich durch den heftigen, obwohl unangemessenen Ausdruck Ihrer — Liebe gerührt bin, — gehen Sie — verlassen Sie mich, und der erste Blick, womit ich Ihren öffentlichen Besuch in unserem Hause empfangen werde,

wird Ihnen mehr sagen, als ich Ihnen jetzt zu sagen im Stande bin.“

Bei diesen Worten wendete sich das Fräulein ab, um eine Thräne zu verbergen. Banya aber, wie ein geschickter Jäger seinen Vortheil wahrnehmend, stürzte auf sie und bedeckte sie mit Küssen — welche die Unglückliche lehrten, daß der ungestüme Wüstling sich nicht mit einem Geständniß begnügen wollte. Umrankt von seinen Armen kämpfte sie, um sich loszureißen, aber der Graf ließ nicht ab von seinem Opfer, vergebens war ihr Bitten, Flehen, Weinen, wie ein Kind nahm sie der Graf auf seine Arme und trug sie auf ihr Lager — sie fühlte sich entblößt — da rang sie eine ihrer Hände los, ergriff die Haare des Grafen und schrie laut, aber doch mit vor Wuth, Angst und Scham gedämpfter Stimme:

„Nein, Du sollst Deinen Zweck nicht erreichen, Ungeheuer; fort von hier, sonst ist's Dein Tod — Mensch, der Du nur kamst, mich zu verderben! — —“

Von einer unerklärlichen Gemüthsbewegung ergriffen, sank der Graf auf seine Kniee — der Mond beleuchtete sein schönes glühendes, in Thränen schwimmendes Gesicht — das Mädchen fühlte sich sonderbar ergriffen. Dann erhob er sich wieder, stürzte wieder auf sie und rief stolz und wild: „So wirbt der Graf Banya um sein — Weib!“

Erstickt von seinen Küssen sank Hermine aufs Lager — sie war erschöpft von dem Kampfe — erhitzt,

exaltirt, außer sich — ihre Arme wehrten nicht mehr ab, nur ihr klopfendes Herz vertheidigte sich durch seine Schläge — aber in ihrem Auge glänzte bereits eine Gluth, die sie nie gekannt, der feurige Athem der Wollust hatte sie berührt — sie war überwunden. — —

Aber kaum war das neue Bubenstück des Grafen vollbracht, als man die Stimme des Vaters der Unglücklichen vernahm, er hatte die schöne Mondnacht nicht schlafen können, glaubte die Stimme seiner Tochter gehört und eine männliche Gestalt im Garten bemerkt zu haben. Er kam herbei, den Namen seiner Tochter rufend — Schande mehr fürchtend als den Tod seines Kindes; — ein alter Diener hatte ihm gemeldet, daß das Stubenmädchen des Fräuleins von verdächtigen Personen Briefe empfange, — mit einer Pistole bewaffnet eilte er herbei und fand zu seinem Erstaunen das Stubenmädchen im Garten sitzen.

„Was machst Du hier? — was geschieht? — was ist vorgefallen? — rede oder stirb!"

Das Mädchen fiel auf die Kniee und gestand, daß das Fräulein einen Besuch empfangen habe.

Mit Blitzesschnelligkeit war Hermine indeß aufgesprungen — nicht mehr das schüchterne Mädchen, nur das entschlossene Weib — und stürzte den Grafen in ein Nebengemach, das sie fest verschloß.

„Fort, durch's Fenster," sagte sie; „Gott sei mir gnädig, wenn Du mich betrogen hast."

Der Graf — höchst befriedigt durch diese neue

Emotion, konnte nicht umhin, in dieser Gefahr dem Fräulein noch einen Kuß zu rauben, dann beeilte er sich zu fliehen, raffte sich zusammen, sprang zu dem angezeigten Fenster hinaus und eilte in raschen Sprüngen der Gartenthür zu. Aber der Vater des Fräuleins hatte ihn gesehen, verfolgte ihn — ein in der stillen Nacht furchtbar hallender Knall, und eine Kugel pfiff an des Grafen Schläfe vorbei. Er war gerettet.

Des andern Tages hieß es in Hietzing, Diebe hätten im Gartenhause des Hofraths eingebrochen, wären aber verjagt worden. Der Nachtwächter, welcher den Grafen nach dem Schuß in gestrecktem Carriere mit seinem Jockei davon reiten gesehen, meinte aber, es sei doch gar zu arg mit den Fortschritten der Cultur, da sich die Diebe schon Reitpferde und Jockeis hielten.

Des andern Tages hielt es der Graf Banya für seine Pflicht, der Mad. Dörflinger seine Visite zu machen. Er erzählte ihr mit vieler Begeisterung das göttliche Abenteuer dieser Nacht. Der Pistolenschuß allein gefiel der Dame nicht. Das konnte Aufsehen machen, zu Untersuchungen führen. Indessen — sie hatte überall Freunde. —

Graf Banya war so zufrieden mit dem ihm erwiesenen Dienste, daß er der Dame aus freiem Antrieb

noch einen schönen Shawl verehrte. „Die Dame," sagte er, „habe zwar fast zu viel Scene gemacht, aber dadurch nur sein Vergnügen erhöht." Ganz weich geworden vor Glückseligkeit dankte er diesem Weibe in den zärtlichsten Ausdrücken, umarmte sie mehrere Male, nannte sie seine liebe, schöne Mama — und reis'te, da seine Kasse erschöpft war, sehr vergnügt nach Hause.

Madame D. aber notirte in ein rothsammetnes Portefeuille den Namen des Fräuleins, die Wohnung, und das Datum des Abenteuers, denn die Kenntniß dieses Geheimnisses war ein gutes Mittel, dem Fräulein künftig mehr Fügsamkeit zu lehren.

Es war Abend. „Eljen, Graf Banya!" Mit diesem hundertstimmigen Jubelruf empfing das Landvolk seinen Gutsherrn, welcher, zu Pferd anlangend, in den Hof seines Schlosses ritt. Eine ohrenzerreißende Janitscharenmusik, von einer Truppe Zigeuner ausgeführt, begleitete den obligaten Volksjubel der Leibeigenen. Ein Mädchen tanzte ein Solo in dem Kreise geigender, singender, jubelnder Zigeuner. Fröhlichkeit belebte den ganzen Kreis. — Der Graf war über den frohen Empfang sehr befriedigt, — er stieg vom Pferde, ließ sich von seinen Dienern die Hände küssen und trat, seinen Schnurbart zwischen den Fingern drehend, zu der Gruppe der Zigeuner, aus welcher ihm das tan-

zende Mädchen unschuldvoll wohlgefällig entgegenlächelte. Hätte der junge Wüstling sich auf den Blick der Unschuld verstanden, er würde durch das offenbare Bestreben des Kindes ihm zu gefallen nicht ermuthigt worden sein, den Eintritt in sein Haus durch eine neue Brutalität zu segnen! Aber seine Gnaden war in so glücklicher Laune! Seine reizenden Abenteuer in Wien, eine sehr angenehme Reise mit anmuthigen Begegnungen, deren letzte ihn veranlaßte, seinen Reisewagen einer jungen Edeldame aus der Nachbarschaft zu überlassen, um Anlaß zu haben sie wieder zu sehen und selbst die Reise bis zu seinem nahen Wohnsitz zu Pferde zu machen, zahllose Blicke, Händedrücke, Seufzer, Küsse, welche auf dieser Reise gewechselt worden waren, hatten den Grafen in einen wahren Rausch des Vergnügens versetzt. Er schwor bei allen Teufeln, daß er der glücklichste Kerl unter der Sonne sei, und daß er niemals für eine einzige dürftige Blume, deren Blüthen bald durch die Zeit entblättert werden, den ganzen ewig blühenden Rosengarten der Liebe entbehren wolle, — das ist, niemals zu heirathen. Unaufhörlich beschäftigten seine Phantasie die rohen Vergnügungen der Sinnlichkeit, unaufhörlich sann er auf Benutzung jeder Gelegenheit, diese Vergnügungen zu vermehren. So wie des Säufers sämmtliche Gedanken stets mit seiner Leidenschaft sind, so waren des Wollüstlings sämmtliche Gedanken immer auf die Wollust gerichtet, daher er beim Anblick dieses reizenden 14jährigen

Kindes in der frohen Scene nur wieder eine willkommene Gelegenheit sah zur Befriedigung seiner frivolen Laune.

„Heda, Du braunes Mädel" — rief er daher aus, „ich möchte doch sehen, ob Dein Fell so braun ist wie Dein Gesicht." Und ehe das Mädchen ihn verstehen konnte, stürzte der Graf sich unter dem Gelächter der Dienerschaft, welche den Einfall des lustigen Grafen köstlich fand, auf das arme Zigeunerkind, entblößte sie bis über die Hüften, und entließ sie dann lachend unter schmutzigen Scherzreden, indem er seine höchste Zufriedenheit mit einigen gemeinen Flüchen bekräftigte.

Das Mädchen, erst so lustig, floh weinend und das Gesicht sich verhüllend in die Arme einer älteren Zigeunerin. Sie war keine Preziosa, keine romantische Geschichte knüpfte sich an ihre Geburt, nicht das Blut eines Edelherrn, nein, das Blut eines gemeinen Vagabonden rollte in ihren Adern, sie hatte keine Erziehung genossen, das Gefühl der Schicklichkeit war ihr von keiner französischen Gouvernante eingeprägt worden, die allgütige Mutter Natur hatte ihr allein das edle Gefühl gelehrt, das ihr junges Herz jetzt zusammenpreßte — das Gefühl der Scham. Und diese Mutter, welche jetzt das Gesicht ihres geliebten Kindes in ihre Schürze verbarg, sie war keine Edeldame, und doch war ihr Mutterherz eben so stolz wie das einer Königin.

Dieses stolze Mutterherz, welches keine Kränkung seiner zarten Gefühle verzeiht, es trieb die Bettlerin zu einer fanatischen Wuth, welche sich in Verwünschungen ergoß.

„Höre, Du wilder Graf!" rief sie. „Höre meinen Segen über Dich und Dein Haus! Verflucht ist Dein Same! Drei Zeichen sind an Deiner Stirn, die der Teufel gebrandmarkt hat. Drei Zeichen spielen um Deinen Mund. Drei Male trägst Du an Deinem Leib. Sie bedeuten, daß Du drei Kinder zeugen wirst. Das erste wirst Du tödten; das zweite wird Dich tödten; das dritte wird über Deine Leiche lachen."

Lachend hörte der Gutsherr diese Verwünschungen. Die Zigeuner zerstreuten sich und der Edelherr begab sich in der vergnügtesten Laune in seine Gemächer, um sich zu entkleiden und vor dem Einschlafen die schlüpfrigen Bücher des Grafen Grecourt zu lesen.

Siebzehn Jahre waren seit diesen Heldenthaten des Grafen verflossen. Der Graf lag krank auf seinem Schlosse darnieder — sein Körper, durch Wollust entnervt, siechte vorzeitig dahin, seine dunklen Locken waren grau geworden, sein Scheitel war von Haaren entblößt. Er fühlte zum ersten Male die Qualen der Einsamkeit des menschlichen Herzens — doppelt in einem Lande, wo die Cultur so darniederliegt, daß sie diese einsamen Schlösser auf der unbebauten, auf viele Meilen entvölkerten Haide zu wahren Gefängnissen

macht, wenn sie von den stillen Freuden des Familienlebens verlassen sind. So lange des Grafen Jugendkraft ausgereicht hatte zu angestrengten Spazierritten, Jagden und allen jenen ritterlichen Vergnügungen der Landedelleute, hatte er seine Einsamkeit niemals empfunden. Aber seine Lenden waren zu schwach, um ein Pferd zu tummeln, und die Wölfe, welche er sonst zu jagen liebte, heulten in der öden Winternacht, seine Schwäche gleichsam verhöhnend, unter den Mauern des Edelsitzes. Der Diener, welcher den Kranken pflegte, war in tiefen Schlaf gesunken — sein Athemholen, das Heulen des Schneewindes und der Wölfe, machten einen schauerlichen Eindruck auf die Seele des Hinsiechenden, welchem der kalte Schweiß über die Stirne rann. Er zitterte, eine unsägliche Angst preßte ihm die Brust zusammen, es graute ihm vor dieser einsam schauerlichen Winternacht, welche er durchwachen mußte. Jeder Laut erschreckte ihn, und die Stille entsetzte ihn, wenn die Wölfe aufhörten zu heulen und der Sturm sich auf Augenblicke legte. Plötzlich schlug ein greller Schrei an sein Ohr — die Wölfe hatten aufgehört zu heulen — es war offenbar der Hilferuf eines Menschen, welcher von ihnen angefallen worden war. Nach einer Pause, während welcher der Unglückliche mit den Bestien zu ringen schien, erneute sich das Geschrei mit entsetzlicher Heftigkeit — es war kein Zweifel, ein Mensch war auf dem Punkte, unter den Thoren des Edelsitzes zerrissen zu werden. Die Hunde im Schlosse,

sonst ruhig und furchtsam beim Herannahen der schlimmen Gäste, erhoben ein furchtbares Gebell.

„Josi, Josi, wach' auf!" schrie der Graf, indem er seinen Diener rüttelte.

Langsam kam dieser zu sich, während der Kampf draußen mit den Wölfen fortdauerte. Man hörte das Lechzen der blutgierigen Bestien, wenn das unglückliche Opfer zu schreien aufhörte, um Athem zu holen — es war keine Minute zu seiner Rettung zu verlieren. Die Diener des Hauses erwachten allmälig — man holte Flinten und Fackeln herbei, um die Wölfe zu verscheuchen. Inzwischen hatte das Geschrei, schwächer und schwächer werdend, aufgehört, und es schien sich ein Kampf unter den Wölfen um ihre Beute entsponnen zu haben. Als die Leute hinaustraten in's Freie, flohen die Bestien vor dem Fackellichte, und man fand, gräßlich zerfleischt und in seinem Blute schwimmend, einen jungen Menschen, welcher mit dem Tode zu ringen schien. Seine Kleider waren völlig zerfetzt von den Zähnen der Wölfe, und zahllose Wunden bedeckten Leib und Gesicht des Unglücklichen. Man brachte ihn in die Gesindestube, wo der Hausarzt des Grafen, der den Edelsitz nie verlassen durfte, ihm seine Hilfe angedeihen ließ. Als Josi in das Zimmer des Grafen trat, um ihm Bericht zu machen über das Vorgefallene, fand er ihn in einer tiefen Ohnmacht liegen. Das Gefühl der Menschlichkeit, welches den Gesunden nie sonderlich belästigt hatte, raubte dem Kranken die

Besinnung. Erst durch angestrengte Bemühungen gelang es, ihn in's Leben zurückzurufen. Allein seine Krankheit verschlimmerte sich von dem Augenblick an in hohem Grade. Mehrere Wochen schwebte er in Lebensgefahr, und als er endlich genesen war, hatte er sein Gedächtniß fast völlig verloren. Als er sich dann langsam auf die Ereignisse während seiner Krankheit besann, fragte er Josi, welcher es vermieden hatte, davon zu sprechen, nach dem Unglücklichen, dessen Gefahr einen so furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Er ist gerettet!" sagte Josi.

„Wo ist er?"

„Hier im Schlosse."

Der Graf machte eine fragende Miene der Verwunderung — denn er war eben nicht bekannt dafür, Unglücklichen eine Freistätte zu bieten.

„Herr!" sagte Josi seiner Frage und seinem Unwillen zuvorkommend, „wir hätten uns nicht unterstanden, aber der Bursche scheint Euer Gnaden zu kennen. Er trug einen Zettel bei sich, worauf Ihr Name geschrieben steht — dann hat er allerhand sonderbare Reden geführt, welche ich nicht wieder zu sagen mich getraue, außer wenn es Euer Gnaden durchaus wollen."

Natürlich wurde der Befehl gegeben.

„Der Bursche," sagte Josi, „ist total blödsinnig. Er giebt nur abgebrochene Reden von sich. Als wir

ihn fragten, ob er Etwas an Sie zu bestellen gehabt, sagte er: »nein«. Auf die Frage, wer ihn geschickt habe, sagte er: »sein Vater«. Dabei murmelte er mehr vor sich, als um uns zu antworten, folgende Aeußerungen: »Schlechter Kerl, der Graf — mein Vater hat's gesagt, — schlechter Kerl mein Vater auch, — viel geschlagen, meine Mutter auch geschlagen, weil sie mich nicht zu dem Grafen schicken wollte, — schlechter Kerl, sagte sie auch, er wird ihn umbringen, — Mutter gestorben — Vater mich geschlagen, fortgejagt, — wollte nicht zu dem schlechten Kerl — aber Nichts zu essen — mußte fort, — Mutter recht gehabt — nicht gut gewesen, daß ich kommen bin — Wölfe mich gebissen — sehr weh, viel Blut, — schlechter Kerl, der Graf«. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen."

Im höchsten Grade erstaunt, ließ Graf Banya den Kretin vor sich bringen. Der Unglückliche trat mit trotzigem Gesicht vor ihn. Welch' eine Gestalt — welch' ein wilder Ausdruck des Halbwahnsinns in seinem durch fürchterliche Narben bedeckten Gesicht!

„Schlechter Kerl, der Graf!" murmelte der Bursche halblaut — der Gutsherr schien ihm sehr zu mißfallen.

„Wer bist Du, Bursche?" fuhr ihn Banya an.

„Armer Hansi!" antwortete der Mensch mit einem wehmüthigen Ausdruck; „armer Hansi — Mutter mich heißen so."

„Hast Du Papiere bei Dir?"

„Da!"

Es war der Taufschein. Er wies aus, daß der Arme Sohn eines Tischlers aus Preßburg, Namens Winter, und im J. 1809 geboren sei.

„Armer Hansi, Hurensohn!" fuhr der Kretin fort.

„Also ist das nicht Dein Taufschein?"

„Ja!"

„Also bist Du in der Ehe geboren — wer nannte Dich Hurensohn?"

„Vater — schlechter Kerl."

„Hast Du Etwas an mich zu bestellen — einen Brief oder sonst Schriftliches?" fuhr der Graf unruhig zu fragen fort.

„Ja — da — ha — ha — lustige Hochzeit!" blökte der Kretin mit einem dummen Gelächter.

Hastig griff Banya nach dem Papier, um es zu lesen. Während er es entfaltete, las und wieder las, mit dem Fuße stampfte, nachsann und zu rechnen schien, maß ihn der Kretin vom Kopf bis zum Fuße mit dummer Neugierde, um seinen Mann abzuschätzen. Allein das Resultat dieser Musterung schien nicht günstig für den Grafen, alle Mienen des Blödsinnigen sprachen einen Abscheu aus, der durch das lebhafte Geberdenspiel Unglücklicher seiner Art besonders auffallend hervortrat — und um so unverstellter, da die Blicke des Grafen, welchen er scheu auswich, nicht auf ihn gerichtet waren. Der Graf kämpfte indessen mit

einer auffallenden Bewegung — denn auf dem Papier standen die Worte, welche alle Zweifel niederschlugen: Graf Banya. — Hochzeitnacht 18. Juni 1808. — Geburtstag des Ueberbringers 17. März 1809. In dem versiegelten Couvert lag der Brief des Grafen an jene Braut im König von Ungarn.

Mißmuthig, bestürzt, verlegen — ergriffen — entsetzt warf der Graf einen wilden, starren — prüfenden Blick auf dies entstellte Menschenantlitz und rief: „Also wärest Du mein —“

Das Wort starb ihm auf den Lippen — denn in diesem Augenblick hatte der Kretin seine Musterung vollendet, sein verwerfendes Urtheil, ein grimmiger Abscheu, ein geheimnißvoll unwillkürlicher aber gründlicher Haß, ein bitterer Hohn — ein Fluch hatte sich in einen einzigen Blick des Unholds concentrirt — und ein schrecklicher Zufall wollte, daß der Blick des Grafen diesem gräßlichen Blicke begegnen mußte. —

Auf diesem Blicke betroffen, erröthete der Blödsinnige, aber seine empörte Natur konnte es nicht vermeiden, seinen Gefühlen Worte zu geben — plötzlich laute, krampfhaft hervorgestoßene Worte, über welche sich der unwissende Mensch selbst keine Rechenschaft geben konnte, welche aber sich ihm nebst einer furchtbaren fixen Idee tief eingeprägt hatten, weil er sie unter Schlägen und Schimpfreden oft hatte hören müssen: „Schlechter Kerl, der Graf!“

Dieser Blick und diese Worte trafen den Schuld-

bewußten wie ein Blitz der rächenden Gottheit. Er taumelte entsetzt zurück. Diese Worte, mit einer Stimme gesprochen, welche nichts Menschliches an sich hatte, welche ein Unsinniger sprach, welcher die Schuld des Grafen weder wußte noch begriff, und daher von einer höheren Macht inspirirt schien, dieser durch Nichts veranlaßte Abscheu des Menschen vor seinem leiblichen Vater, sie hatten für den Grafen die schwere Bedeutung eines Gottesgerichts. Erschöpft von dem Eindruck dieses schrecklichen Augenblicks, warf er sich auf ein Fauteuil, legte seine Hand vor seine Augen, um nicht wieder diesem Blicke zu begegnen, versank auf einige Minuten in ein stumpfsinniges Hinbrüten, und befahl endlich mit abgewandtem Blicke, den Unglücklichen hinwegzuführen, ihm es an Nichts fehlen zu lassen und weitere Befehle abzuwarten. Nach einigen Tagen befahl er, den Kretin zu leichten Diensten im Hause zu verwenden, nach seiner freien Wahl, und gab ihm die Kleidung eines Heiducken. Der Unglückliche aber wählte zu seinem Berufsgeschäfte die Pflege der — Hunde, welchen er allein zugethan war, denn sie hatten ihm das Leben gerettet, und der hochedle Graf Banya, dessen Geschlecht bis auf die Zeit Arpads zurückreichte, dessen Name in der Geschichte des Landes mit Ruhm bedeckt war, hatte den Schmerz, täglich Morgens sein edles Fleisch und Blut als Hundewärter in seinem Hause zu sehen, weil der Unglückliche in der That zu nichts Anderem zu brauchen war,

und er ein besseres Loos weder begreifen noch wünschen konnte!

Des andern Tages schloß sich Banya in sein Cabinet ein und schrieb folgenden Brief an den Hofrath Polczewicz:

„Domine spectabilis!

„Nichts ist bitterer als Vaterschmerz. In dem Augenblick, wo ein Gefühl der Natur in mir erwachte, an das ich bis heute nicht gedacht, das mich in dem Augenblick auf das Furchtbarste quält, schreibe ich an Sie, um Mitleid zu finden vor Ihrem Vaterherzen, das ich so bitter gekränkt habe. Eine furchtbare, langwierige Krankheit hat meinen Lebensmuth gebrochen, so daß ich plötzlich fühle, wie einsam ich bin, und daß ich zu meinem eigenen Verderben das heiligste Familienglück mit Füßen getreten habe. Warum ist aber der Himmel auch so grausam, der wilden Leidenschaft des jungen Wüstlings den grauenvollen Spiegel aller jener Schicksale, welche er über sich und Andere bringt, nicht vor Augen zu halten! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, Domine, denken Sie sich, ich liege vor Ihnen auf meinen Knien, und bitte, beschwöre Sie bei Ihrem ehrwürdigen grauen Haupte und bei dem meinigen, welches meine Sünden gebleicht haben, geben Sie mir mein Kind, meinen Sohn, den ich so lange verleugnet, und retten Sie mein einsames, altes Herz vor Verzweiflung. Dieses wilde Wollustfeuer, wel-

ches mich zum Verbrecher machte, es ist erloschen, der schöne verführerische Graf Banya, der Ihre Tochter, das Muster der Tugend und Keuschheit, verdarb, ist ein Greis, der auf seinen Knieen seine Sünden bereut, der keine Wünsche mehr hat, als den einzigen Sohn, den er seiner Sünde und der Liebe Ihrer Tochter dankt, an sein Herz zu drücken, ihm alle seine Güter zu überlassen, seinen Namen und sein Glück zu bewachen — nicht wie ein Vater — ach, ich verdiene es nicht, der Vater des Kindes Ihrer Tochter zu sein — nein, wie ein Sclave, wie ein treuer Hund. Ich weiß, Domine, ich habe diese Gnade von Ihnen nicht verdient, mein Sündertrotz gegenüber dem Zorne Ihres beleidigten Vaterherzens, als Sie mir ein Jahr nach jener unglückseligen Nacht unter wohlverdienten Ehrenkränkungen mein Kind anboten, und ich es ausschlug, als ich meine Frechheit so weit trieb, dieses Kind zu verleugnen, machte mich unwürdig der Vaterrechte, — nicht mein Recht, nicht meine Reue, nicht die zweifelhafte Besserung meines Charakters kann Sie bestimmen, meine Bitte zu gewähren, meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß es Ihnen nicht gleichgiltig sein kann, das Kind Ihrer Tochter durch meine Anerkennung sowohl meines alten ehrlichen Namens, als meiner sämmtlichen Güter theilhaftig zu machen. Ich habe viel Jammer über Ihr Haus gebracht! Durch mein Verbrechen ward Ihre reizende Tochter, der Spiegel

aller Tugend und Schönheit, gezwungen, um ihre Ehre zu retten, den alten Präsidenten zu heirathen, welchem Sie allein das Geheimniß vertrauen konnten, ohne besorgen zu müssen, daß der Fehltritt Ihrer Tochter seine Zärtlichkeit und Achtung schmälern werde. — Ach, Domine, ich bin ein Bösewicht — glauben Sie mir, so haben Sie mich nie verachtet, wie ich mich selbst, wenn ich denke, dieses reizende Geschöpf ist durch mich verdammt, ihr Leben an der Seite eines hinsterbenden Greises zu vertrauern! Hätte doch die Kugel mich getroffen, welche Sie mir in jener Nacht zugedacht! Ich wage es nicht einmal, um Ihre Verzeihung zu bitten, denn solche Unthat verzeiht kein Vaterherz. Aber eben dieser Vaterschmerz muß Barmherzigkeit haben mit dem meinigen, weil er ihn allein begreifen kann. Furchtbar ist der rächende Arm der Gottheit. Ich habe eines der unglücklichen Kinder meines Leichtsinns gefunden — ach, Domine, — unter welchen Umständen, in welchem Zustande — einem Thiere mehr ähnlich, als einem Menschen, unempfindlich für Alles, was ich ihm bieten konnte, Ehre, Reichthum, Macht! Dieses Ereigniß hat mich mit Schrecken erfüllt. Lassen Sie mich hoffen, daß das Kind Ihrer Tochter mich als Vater begrüßen wird, ich weiß, es lebt, die Mutter wird es nicht verlassen haben, wie der unnatürliche Vater. Armer unglücklicher, gemißhandelter Vater, schenken Sie mir meinen Sohn,

lassen Sie mich ihm meinen Namen, meine Güter abtreten, und dann — wenn Sie noch Lust haben eine Kugel durch mein Gehirn zu jagen — kommen Sie, ich nehme das Duell an, welches Sie mir vor siebzehn Jahren angeboten — Ihnen gebührt der erste Schuß auf drei Schritte. —"

Thränen stürzten über die bleichen Wangen des Kranken, als er diesen Brief schloß, woraus wir leicht entnehmen, an welche Person er gerichtet war; — aufgelöst in die bittersten Gefühle, und convulsivisch weinend schloß der abgehärmte Wüstling den Brief, und seine Thränen träufelten den Balsam der Hoffnung in sein Herz. — Da — wie ein Hohnlachen der Hölle — erscholl plötzlich ein dem Wiehern eines Pferdes ähnliches Gelächter. Es war der unglückliche Kretin, er hatte sich von dem Hofraume aus auf den Balcon begeben, dort am Fenster das weinende Antlitz des Grafen gesehen, und fand sich durch den Anblick zu diesem Ausbruch seiner thierischen Lustigkeit gereizt. Beschämt sprang der Graf von seinem Stuhle auf, indeß ihn der Blödsinnige immer fortwiehernd anglotzte, dann aber sich mit den gewohnten Worten: „schlechter Kerl, der Graf!" hinweg begab.

Der Graf aber, erschüttert durch diese gräßliche Störung, nahm seinen vollendeten Brief und warf sich vor einem Bilde des Heilands auf die Kniee. Es war dieses Bild ein altes Erbstück von Altamonte,

welches, so lange Banya lebte, noch nie eines Blickes von ihm gewürdigt worden war. „Herr mein Gott!" schrie der Gepeinigte, „giebt es keine Barmherzigkeit für den Wollüstling und Verführer? — ja ich erkenne, er ist der größte Sünder, denn er zerstört das Glück ganzer Geschlechter; — aber Gott ist barmherzig, Gott muß verzeihen, was Menschen nie verzeihen können!"

So mit selbstpeinigenden Gedanken und Worten gegen sich rasend, rang er vor dem Bilde die Hände; — der Heiland aber — so hatte ihn der Künstler dargestellt — blickte sterbend nach Oben, dem Zielpunkte der allerletzten Hoffnung — und aus seinem halb geöffneten Munde schien das Gebet zu flüstern: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"

Vier Wochen harrte der Graf vergeblich auf die Antwort des Hofraths. Sein Gemüthszustand war ein bedauernswürdiger. Seine Nerven waren immer in gereiztem Zustande und — seltsam — der sieche Sünder ergab sich dem Menschenhasse, als ob er selbst das Opfer der Sünden dieses Geschlechts sei. Er hatte Anfälle von Wuth, in welchen ihm Niemand nahen durfte als der Kretin, gegen dessen Rohheiten er immer wehrlos blieb. Die Wiesen kleideten sich wieder in frisches Grün, die Lerchen begannen ihre heiteren Morgengesänge, die ganze Natur erwachte — nur in der Seele des Wüstlings wurde es nicht mehr Frühling!

Die Macht der Gewohnheit ließ in ihm allmälig nur ein Gefühl wieder erwachen, das einzige, welches dem Wüstling zu seinem Elende bis an's Ende treu bleibt, um ihn durch Nichtbefriedigung und Ekel zu peinigen — den Kitzel der Wollust.

Die Erinnerung an die in Wien verlebten Orgien erwachte in ihm, er beschloß noch einmal sich in diesen heißen Strom der niedrigsten Lüste zu stürzen, um sich zu betäuben, sein Gewissen darin zu ersäufen.

Wien war das alte! Nur noch lebendiger, nur noch üppiger, nur noch glänzender, aber er war nicht mehr derselbe. Seine Augen schwelgten noch heute an den schlanken, wollüstigen Frauengestalten, die an ihm vorüberschwebten, aber keiner seiner Blicke wurde mehr erwiedert, die Augen der Schönheit und Jugend wandten sich ab von diesem Bilde der Verlebtheit. Der geübte Verführer sah sich seiner Waffen beraubt, seine steifen Mienen hatten jenes bezaubernd anmuthige Lächeln verlernt, welches die Herzen bezwingt, in seinem Blicke war das Feuer der Jugend erloschen, und unheimlich leuchtete daraus nur die kalte Gluth der — Begierde. Nur gemeine Dirnen öffneten ihm gefühllos ihre Arme und sättigten die matten Triebe des Wüstlings. Bei allen seinen jetzigen Vergnügungen fand er immer einen Gefährten, der ihm jede Lust verdarb, und ihn um jedes Vergnügen hinterlistig betrog — den Ekel.

Noch blieb ihm die Hoffnung seinen Sohn zu

finden. Der Hofrath war abwesend von Wien. Er hatte mit dem Präsidenten und seiner Tochter eine Reise nach Italien gemacht — man erwartete ihn erst im Herbste. Der Graf beschloß ihn zu erwarten. Allein der Herbst kam und noch immer blieb die Familie in Italien. Der Herbst verging, der Winter war bereits eingetreten, und noch immer harrte der Unglückliche vergebens auf Rückkunft oder Nachricht. Alle seine Briefe blieben unbeantwortet, und so verzögerte sich seine Hoffnung und seine Furcht. Inzwischen lebte der Graf in jenem gefühllosen Taumel niedriger Vergnügungen, seine Zeit zwischen Trunkenheit und Wollust theilend.

Ein Trost blieb dem Elenden — er fand in der Residenz zahllose Schicksalsgenossen. Da waren Männer aus allen Classen der Gesellschaft, welche gleich ihm in ganzen Schaaren die Straßen auf und nieder wandelten, um die erbarmungswürdigen Truppen der weiblichen Prostitution zu mustern. Ihre ganze Zeit war dieser Musterung gewidmet, des Mittags auf dem Graben, des Abends in allen Straßen oder in den großen Prostitutionshäusern Wiens, welche eine gewissenlose Gewohnheit und eine unmoralische Industrie den Wüstlingen der Residenz gewidmet haben, wo sich täglich die industriöseren Freudenmädchen versammeln, um zum Aergerniß für ehrbare Familien von einer Schaar junger und alter Cavaliere, wohlhabender Juden und anderer Müssiggänger mit der schamlosesten Ostentation be-

lagert zu werden und ihre Adressen unter die hohe Aristokratie zu vertheilen: den Theatern. Die Productionen dieser Theater sind — wer kann es den Directoren verdenken, welche bei der Versunkenheit des Geschmacks und der moralischen Theilnahme an der Kunst auf dies einzige Mittel ihre Kassen zu füllen angewiesen sind? — fast ausschließend der Sinnlichkeit gewidmet. Glänzende Decorationen, wollüstige Gruppen junger Mädchen, wahre Bajaderen, schmutzige Anzüglichkeiten, Couplets voll cynischer Laune, epikuräische Lieder und lustiger Schnickschnack, das ist so ziemlich das tägliche Brot, welches hier an eine in Liederlichkeit, Wohlleben und Frivolität schwimmende Population vertheilt wird. Hier war auch Graf Banya ein täglicher Gast, wo seine abgestumpften Sinne immer neue Reizmittel aufsuchten.

Eines Abends begab er sich noch vor dem Schlusse der Vorstellung hinweg. Eine unerklärliche Unruhe trieb ihn von dannen. Die Straßen waren wegen der grimmigen Kälte bereits sehr einsam geworden, die ganze Natur war erstarrt, der Schnee knisterte unter seinen Schritten, ein beißender Nordwind jagte ihm feinen Staubschnee in's Gesicht. In seinen Mantel sich hüllend beschleunigte er seine Schritte, denn aus seinem entnervten Körper war die natürliche Wärme entflohen. Da hörte er auf dem Glacis unter einem Baume Etwas wimmern, und fand im Schnee liegend ein kleines Mädchen von kaum vier Jahren in elende

Lumpen gehüllt. Zähneklappernd flehte die Kleine um ein Almosen!

Wer begreift die Grausamkeit dieser Industrie des Elends und der Verzweiflung! Man setzt auf diese Weise die Kleinen aus, um durch das Mitleid, welches ein solcher herzzerreißender Anblick erweckt, oft eine ganze Proletarierfamilie zu ernähren — um den Preis eines Mordes! Die armen Kinder müssen bald erliegen. Aber wer bekümmert sich darum, wenn sie eingescharrt werden? Die Nachbarn sehen darin eine Wohlthat des Himmels, die Eltern weinen nicht an dem Grabe der Erlös'ten, die sie nicht ernähren können. Die Polizei hat keine Augen für diesen Jammer, und wenn sie auch zuweilen diese unglücklichen Kinder aufgreift, vielleicht um sie zu züchtigen (!), so werden sie doch bald den unnatürlichen Eltern zurückgestellt.

Das Herz des Grafen war durch seine Seelenleiden weich geworden. Er fragte nach ihren Eltern.

„Hab' kein Vater und kein Mutter!" wimmerte die Kleine.

„Wo wohnst Du also?"

„Bei einer alten Frau — hab' Nichts gessen heut' — darf nicht nach Hause kommen, bis ich einen Gulden erbettelt — krieg' sonst Schläg'."

„Nun, da hast Du den Gulden — komm', ich will Dich nach Hause bringen."

Mit Mühe raffte sich die Kleine auf, — der Graf hüllte sie in seinen Mantel und trug sie in den nahe-

stehenden Wagen. Das Kind machte eine entlegene Vorstadt namhaft, wohin sie gebracht werden wollte — einen jener zahlreichen Schauplätze des tiefsten Menschenelends, wo Diebe, Freudenmädchen und Bettler die ganze Einwohnerschaft bilden. In einem elenden Kellerloche fand Banya des Mädchens Nährmutter bei einer Talglampe und einem Glase Branntwein sitzen, die Reste einer, wie es schien, keineswegs dürftigen Mahlzeit vor sich.

Modell zu dem Bilde von Satans Weibe!

Das Gesicht über und über mit jenem entzündlichen Roth bedeckt, welches man Kupfer nennt, ein glasiges, thränendes Auge, verzerrte, wilde Züge und eine Miene, welche über alles menschliche Gefühl zu höhnen schien, vollendeten eine Erscheinung, die nicht widerwärtiger gedacht werden kann.

Als das Weib einen so vornehmen Mann in die Stube treten sah, errieth sie sogleich den Zusammenhang der Dinge. Ihre Industrie hatte sichtlich heute goldene Früchte getragen — es handelte sich nun darum, das Glück des Tages gut auszubeuten. Ehe der Graf an's Fragen kommen konnte, hatte sie ihm schon hundert Male die Hände geküßt, ihm hundert Lügen vorgeschwatzt, und eine Schilderung ihres Elends entworfen, welche durch ihr Gesicht wohl nicht Lügen gestraft wurde, aber dieses Elend als ein selbstverschuldetes auswies. Das Kind war, so ergab es sich, die Tochter eines Freudenmädchens, welche ihr gegen Ent-

geld vermiethet worden war. Außerdem gab das Weib schlechten Dirnen Unterpfand, und ernährte sich von allen Praktiken des entmenschten Elends.

Das Gefühl der eigenen Schuld ist zuweilen nachsichtig gegen fremde, wenn auch größere. Obwohl der Graf keinen Augenblick das wahre Verhältniß dieses schmählichen Hauswesens verkannte, ließ er doch sein Mitleid uneingeschränkt walten, legte eine Banknote auf den Tisch und wollte sich schweigend wieder entfernen, als er plötzlich im Hintergrunde der Stube einen weiblichen Kopf neugierig aus einem Bette hervorragen sah. Eine reiche Fülle völlig aufgelös'ten blonden Haares, ein Paar pechschwarzer Augen, eine blendend weiße entblößte Achsel und ein Gesicht vom vollkommensten Schnitt, waren Gegenstände, welche unter allen Umständen noch seine Aufmerksamkeit erregten. Die Alte beobachtete mit sichbarer Freude den Eindruck, den diese unvermuthete Erscheinung auf den Grafen machte, sie gab ihm sogleich einige Winke, welche ihn einluden, noch zu bleiben, der Graf schwankte, konnte aber sich nicht von dem reizenden Anblick in so häßlicher Umgebung trennen. Unverwandten Blickes starrte er auf die liebliche Erscheinung hin, welche ihrerseits ihn mit sehr unbefangener Neugierde betrachtete, dann sich kichernd unter der Decke verbarg. Endlich beschloß der Graf dazubleiben, und das Abenteuer, das sich ihm darbot, in Ermangelung eines reizenderen, von mehr Anstand umgebenen, mitzunehmen. Er nahm ohne Umstände

einen Stuhl und das Anerbieten einer Flasche Wein an, welche die Alte herbeizuholen sich erbot, um den halberstarrten Cavalier zu erwärmen, und schickte sich an der Gast einer Bettlerin zu sein. Ach, diese hohe Aristokratie, wie ist sie so herablassend gegen die niedrigsten Personen, gegen Freudendirnen, Kupplerinnen, Bettlerinnen, Marqueure, Kellner, Lakaien, Dienstboten aller Art, wenn es sich um ihr Vergnügen handelt! Es giebt nichts Liebenswürdigeres, nichts Bescheideneres, als das Benehmen eines hochgebornen Libertins, der oft die höchsten Würden bekleidet, wenn er einer Mutter die Erstlinge ihres Kindes abschwatzt, ein armes Mädchen durch Geschenke verlockt, einen Ehemann zu Concessionen der schimpflichsten Art zu bewegen trachtet. — Die Präliminarien unzweideutiger Winke, Blicke des Einverständnisses, waren bald geschlossen.

„Wer ist dieses Mädchen?" fragte der Graf mit halbleiser Stimme.

„Bst — leise," flüsterte die Alte, „die scheint noch ganz frisch — sie ist erst heute Abend zu mir zu Bette gekommen — ist gesund wie ein Fisch, lustig wie eine Ziege und unerfahren wie ein kleines Kind. Das wäre Etwas für Euer Gnaden — man muß aber vorsichtig sein."

„Zwanzig Gulden!" entgegnete der Graf, „wenn Ihr sie bewegt, mit mir in mein Hotel zu fahren." Zwanzig Gulden! Der Graf war sehr ökonomisch geworden. In dem Grade als sein Vergnügen abge-

nommen hatte, war auch seine Taxirung desselben gesunken. Er war klug geworden, er liebte nur noch das leicht zu Erringende, wobei Nichts zu wagen war. Er hatte ein Gewissen! Unschuldige Mädchen zu verführen war nicht mehr seine Sache — er begnügte sich mit der Nachlese. Das ist die Moral der alten Wüstlinge, welche Erfahrungen klug gemacht hat: ohne Gefahr, ohne Beunruhigung ihres Gemüths und wohlfeil zu genießen!

Demungeachtet waren diese zwanzig Gulden ein Gegenstand von Bedeutung für ein armes Mädchen, welches nichts besaß als ein Hemd, einen schlechten Anzug und ein Paar Schuhe. Es war noch immer der zwanzigfache Tagelohn der Schande!

Ohne zu antworten, trat die Alte an das Bett des jungen Mädchens und zischelte ihr Etwas leise in's Ohr. Die Unterredung war lebhaft, bündig, bald geschlossen. Das Resultat derselben war, daß sich die Dirne im Bette aufrichtete, einen Blick auf den Grafen warf und einen ihrer nackten Füße auf den Boden setzte. Der Graf wendete ihr voll aristokratischer Delikatesse den Rücken zu und das Mädchen begann ihre Toilette. In zehn Minuten war sie beendigt und der Graf schloß sie in seine welken Arme. Sie duldete stumm seine Liebkosungen mit jener hingebenden Gleichgiltigkeit, welche verlorenen Mädchen eigen ist, und folgte unter Zischeln und Vorsichtsmaßregeln gegen die Neugier der Nachbarn dem Grafen in den Wagen.

Seine Gnaden unterhielten sich sehr gut auf dem Wege.

Abermals — wie vor so vielen Jahren — sah man den Grafen ein unbekanntes Mädchen auf sein Zimmer führen. Abermals zischelten und lachten die Garçons — aber seine Beute folgte ihm nicht wie damals mit der Inbrunst wollüstiger Sehnsucht nach seiner Umarmung, sondern wie ein gekauftes Schlachtthier. —

Bald war die schwache Flamme seiner Begierden verlöscht. Auf wenige Augenblicke des Vergnügens folgte eine lange Nacht. Der Graf entschlief bald in den Armen der Dirne, welche sich jetzt von ihm loswand und sich in dem Lager des Wüstlings aufrichtete. Sie wollte und konnte nicht schlafen. Ein Fieberfrost des Abscheues schüttelte sie, als sie den schlafenden, abgehärmten, dürren Wüstling betrachtete. Die Erinnerung an die vollbrachte Schändung und Entweihung aller natürlichen Gefühle, welche sie von diesem Gerippe abstießen, erzeugte in ihr einen Ingrimm gegen ihren Käufer, der nur allzu natürlich ist. Verächtlich hafteten ihre Blicke auf der Jammergestalt des Sünders. Tausend Gedanken fuhren ihr durch den Kopf, ihre Phantasie malte sich das Leben und die Schicksale des Menschen aus, dem sie heute zum flüchtigen Vergnügen dienen mußte, um morgen einer Anderen Platz zu machen. Der empörende Gedanke, wie viele arme

Mädchen ihre natürlichen Gefühle, ihre Ehre, ihre Geliebten verleugnen und verlassen müßten, um diesen reichen Wüstlingen sich hinzugeben, brachte ihr junges Herz in Aufruhr. O, wüßten doch diese Lüstlinge, welch' ein Haß gegen sie in den Herzen der Opfer lebt, welche ihnen schmeicheln und sie mit Liebkosungen überhäufen, die nur von Gedanken des Fluchs begleitet sind! Das Mädchen konnte nicht aufhören zu rechnen und zu betrachten, mit den Blicken einer Judith über dem Haupte des Holofernes. Sie rechnete zusammen, wie viele Jahre der Elende zähle, wie viele Nächte so viele Jahre enthalten und wie viele Mädchen sie ausfüllen mußten! Sie berechnete, welche Summe die Vergnügungen des Grafen gekostet haben mögen und wie viele arme Mädchen auf Lebenszeit dadurch hätten versorgt werden können. Sie fand — wenn sich ein solcher Wüstling nur einen Monat mit einer Beischläferin begnügen könnte, er jährlich 12 dieser Unglücklichen, welche von der Schmach leben, einer geordneten, ehrlichen Erwerbsart hätte zuführen können — indeß so Alle elend bleiben!

Sie machte so eine Entdeckung, welche allen großen Gesetzgebern unseres Zeitalters entgangen ist, daß die Summen, welche der Wollust geopfert werden, hinreichten, das ganze weibliche Geschlecht vor Prostitution zu retten, ohne diesen Reiz der Abwechslung, welchen unsere gesellschaftlichen Einrichtungen auf alle Weise begünstigen, indem sie durch eine gefängnißartige Ein-

richtung des Eheinstitutes zwei Drittheilen des männlichen Geschlechtes unmöglich machen, sich in dem passenden Alter zu vermählen und so zwei Drittheile des weiblichen den Wüstlingen preisgeben! Aber sie war weit entfernt, die Folgerungen auf die Einrichtungen der Gesellschaft zu machen — der Schlußpunkt ihres Raisonnements concentrirte sich in der Ueberzeugung, welche alle Mädchen ihres Schicksals theilen: daß die Männer hassenswerthe Ungeheuer sind! Und nun dieser abgelebte Libertin, dem so viele ihres Gleichen mit ihrem Leibe hatten dienen müssen, um den Schandpreis ihrer Entwürdigung mit Kupplerinnen und dem kleinen, furchtbaren Wucher der Vermiether und Vermietherinnen von elenden Strohlagern zu theilen, wie scheußlich erschien er ihren, von stiller Wuth leuchtenden Augen! Sie durchbohrte ihn mit ihren Blicken. Sie ergriff einen auf dem Nachttisch liegenden Dolch des Grafen, den er stets auf der Reise führte, und ergötzte sich an blutigen Gedanken. Die Brust des Wüstlings lag entblößt vor ihr, hier pulsirte dieses kalte, niederträchtige Herz, — zwischen ihm und jener Stahlspitze, welche sie spielend mit gräßlichen Gedanken an seine welke Haut ansetzte, war nur ein halber Zoll Raum — zwischen Tod und Leben! Wie, dachte sie, hat er nicht zehn Mal den Tod verdient? Dieses Scheusal, der ihren Leib, ihren jungen, blühenden Leib genossen? Elektrisch durchzuckte ihre Hand eine mordlustige Bewegung ihres Herzens. —

Der Dolch berührte des Grafen Brust mit einem stumpfen, schwachen Stich — er erwachte.

„Was machst Du da, närrisches Mädchen?“ sagte er gähnend.

„Ach,“ entgegnete sie, mit unbefangen kindischer Leichtfertigkeit lachend, „ich wollte Sie wecken, mein Schätzchen, und spielte mit Ihrem Dolch, indem ich dachte, wie leicht es wäre Sie zu erstechen.“

„Tolles Kind!“ sagte der Graf, „geh — verhalte Dich ruhig, laß mich schlafen.“

„Ach, mir ist die Zeit so lang,“ erwiderte das Mädchen mit sichtlicher Bangigkeit, „schlafen Sie ja nicht wieder ein.“

Aber in den nächsten Augenblicken war er wieder dahin. Seine Natur forderte Ruhe — sein Herz war ohne Argwohn gegen das leichtfertige Kind. Kannte er doch diese Mädchen und ihre Gutmüthigkeit! Wären sie nur halb so schlimm als das Geschlecht, welches ihr Richter und Verderber zugleich ist — welche Unthaten müßten in den Prostitutionshäusern geschehen!

Er schlief wieder. Mißmuthig verließ das Mädchen das Lager. Um sich die Zeit zu vertreiben, begann sie den Inhalt der Stube zu mustern. Zuerst das Ameublement, den herrlichen Divan, die Spiegel, Vorhänge, Teppiche, die Uhren und Vasen. Solche Pracht war sie wenig gewohnt um sich zu sehen. Ach wie schön müßte es sein, in solcher Stube zu wohnen, auf so weichen Stühlen zu sitzen! Hierauf betrachtete

sie des Grafen Taschenuhr, seine kostbare Lorgnette, seine silbernen Sporen und seine schweren Ringe. Welch ein Schatz in ihren Augen! Dann blätterte sie in Taschenbüchern mit schönen Stahlstichen. Plötzlich aber fiel ihr Blick auf des Grafen Brieftasche. Ihr Herz pochte! Wie vieles, vieles Geld mag wohl darin sein! Wohl mehr als sie jemals gesehen. Er schläft fest — was kann es schaden, sie zu untersuchen? Zitternd ergreift die Unglückliche das Portefeuille und öffnet es. Alle Taschen und Fächer waren voll Banknoten. Sie zählte 50 — 100 — 1000 — 2000 — ihre Sinne vergingen. Welch' ein Loos, wenn sie diese Summe besäße! — und doch nur das Reisegeld des Fremden, für ihn eine entbehrliche Summe. Der Tag war angebrochen, das Haus geöffnet, noch schlief Alles. Wie, wenn —? Schnell, oder nie!

Jetzt fiel ihr Blick wieder auf den entnervten Schläfer. Ist es nicht eine Wohlthat, diesem siechen Wüstling einen Theil der Mittel zu rauben, wodurch er sich das Leben verkürzt? Ihr Herz schlug heftig — das Gewissen sprach keine Sylbe gegen diesen Diebstahl. Keine Gefahr schien vorhanden — in einer Stunde — ehe er erwachte, konnte sie außer der Stadt sein.

Der Entschluß war gefaßt, — die Brieftasche in dem Busentuch verborgen, — die Thüre leise geöffnet und wieder zugelehnt; — mit leisen Schritten schlich sie die Treppe hinab. Niemand begegnete ihr — jetzt

hatte sie die Hausflur erreicht. — Da wurde sie plötzlich angerufen von einem Diener des Hauses: es war nur ein leichtfertiger Gruß, den er ihr zurief; aber die Unglückliche — nicht erfahren in den Verstellungskünsten der Diebe — erschrak und das Portefeuille fiel zu Boden — einige Banknoten fielen heraus und der Wind spielte mit ihnen. Sie entfloh — aber bald ward sie von dem Kellner eingeholt und — in Thränen schwimmend, schreiend und wehklagend, auf das Polizeihaus geschleppt.

Desselben Tages war Banya's Gut der Schauplatz einer seltsamen Scene.

Während der Graf in Wien seinen gewohnten Vergnügungen lebte und vergeblich der Ankunft des Hofraths harrte, ging es auf seinem Gute sehr lustig und lebendig zu. Ein Husarenregiment hatte dort Posto gefaßt und in seinem Schlosse befand sich der Stab des Regimentes, der Oberste, die Auditeure und der Feldpater. Schon drei Monate hauste das Regiment auf dem Gute des Grafen und ließ es sich wohlgefallen. Die Herren Officiere ergaben sich ihrem beliebten Friedensgeschäfte und verführten alle junge Mädchen auf zwei Meilen in der Runde. Es war das lustigste Regiment der Cavallerie, berühmt durch die tollen Abenteuer seiner Officiere und Soldaten, welche einen ununterbrochenen Krieg gegen die Ruhe der Fa-

milien führten. Unter den jungen Leuten dieses Regiments zeichnete sich der blutjunge Cadet Niklas Jurgo besonders durch seine leichten Sitten, seine galante Verwegenheit, seine zahlreichen Schulden und eine Wildheit aus, welche an's Fabelhafte grenzte. Er ritt die Pferde todt, spielte um Summen, welche einen Krösus arm gemacht haben würden, fluchte wie ein Heide und schlug sich im Duell wie ein junger Löwe. Allein das Regiment sollte nicht lange auf diesen Edelstein stolz sein, sein wüstes Leben verzehrte seine Jugendkraft so schnell, daß es nur eines jener „kleinen Unfälle" bedurfte, welche die Ritter der Galanterie so leicht treffen, um ihm das Lebenslicht auszublasen. Er starb wie ein Held, und seine letzte Bitte an seine Cameraden war: ein lustiges Begräbniß.

Es war natürlich Nichts den Ueberlebenden willkommener, als die Erfüllung dieses letzten Willens. Es wurden mit Einwilligung des Obersten, der kein Philister war und für den Verstorbenen eine besondere Schwachheit gezeigt und ihn nie streng bestraft hatte, alle Anstalten dazu getroffen. An dem Tage, wo Graf Banya in Wien bestohlen worden war, wurde der junge Mensch auf seinem Gute begraben. Man borgte die Kutsche des Grafen aus dem Edelhofe, der blödsinnige Heiducke übernahm es sie zu kutschiren und legte den rosenfarb angestrichenen und mit lustigen Karikaturen bemalten Sarg hinein. — Der Feldpater bestieg im Ornat sein Pferd, Cadetten und Officiere

umgaben den Wagen, und so ging es fort nach dem Kirchhof, unter dem Geläute der Glocken und lustigen Gejauchze der Bauern, welche man betrunken gemacht hatte. Nichts war toller und durch die Contraste interessanter zu sehen, als dieser Leichenzug, escortirt von einer aufgelösten Schaar Husaren, Gemeiner, Cadetten, Officiere unter einander mit Cigarren und Tabakspfeifen im Munde, links und rechts über Gräben und Hecken setzend, einen dicken, schnurbärtigen Regimentspfaffen auf einem tollen, jungen Pferde, welches die lustigsten Sprünge machte, angeführt von Trompetern, welche die lustigsten Weisen spielten! Anfangs ging der Zug langsam, im Schritte, und auf ein gegebenes Zeichen begann die lustige Schaar, unter Begleitung der Hörner, einen tollen Grabgesang, welchen ein Camerad des Verblichenen gedichtet und componirt hatte. Die Melodie war nach einer jener wilden, melancholischen Nationalweisen erfunden, welche man so oft in den Theatern bei Aufführung von Nationaltänzen hören kann. Die Pfeifen wurden bei Seite gehalten, die Cigarren eine Weile aus dem Munde genommen, die Pferde zu einem langsamen Schritt angehalten, und so sang die lustige Husarenschaar folgende Strophen:

Es liebt' drei Mädchen auf einmal,
Der lustige Husarencadet —
Die Erste war die beste Wahl,
Ihr brach das Herz der Husarencadet.
Hurrah, Hurrah!

Das zweite Mägdlein lobesan,
Du lustiger Husarencadet,
Die führte Dich gar sauber an
Und machte Deine Sünde wett.
Hurrah, Hurrah!

Die Dritte, ach, so weiß und roth,
Du lustiger Husarencadet,
Die macht' Dich frei von aller Noth
Und brachte den Tod Dir in's Bett.
Hurrah, Hurrah!

D'rum nehme Dir ein Beispiel d'ran,
Husarencadet, Husarencadet,
Und führe keine Mädchen an,
Damit's Dir nicht so geht.
Hurrah, Hurrah!

Und wenn ein Mädchen Dir behagt,
Husarencadet, Husarencadet,
Gleich bei dem Herrn Papa gefragt:
Wie's um die Hochzeit steht?
Hurrah, Hurrah!

Und sprich ein Ave Maria
Vor Deiner Liebsten Bett,
Und laß Dich schimpfen „Herr Papa"
Im Eh'standslazareth!
Hurrah, Hurrah!

Und wiege Eya Popeya
Mit Deiner Hand ein Hurenkind,
Eya, popeya — ha — ha,
Dann bist Du ein completes Rind.
Hurrah, Hurrah!

Hurrah, Hurrah! nun ging's im scharfen Trabe dem Kirchhof zu! Wie flogen nun die Dolmane, wie

flatterte des Feldpaters weißes Priesterhemd, ja der Todte selbst hüpfte mit dem Sarge, in der Staatskarosse des Grafen, lustig empor, als der blödsinnige Kutscher die Pferde und den Wagen über Stock und Stein jagte! In wenigen Minuten war die Grabstätte erreicht, das grausige Thor wurde knarrend der lustigen Schaar aufgethan, welche nun stille ward und von den Pferden absaß, um den Todten zu bestatten. Als man den Sarg hinabsenkte, da träufelte wohl manche Thräne eines Cameraden auf den Schnurbart, die Pfeifen und Cigarren wollten nicht recht brennen und der Feldpater begann nun die Einsegnung. Als er die jungen Tollköpfe in so guter und erbaulicher Stimmung sah, holte er sachte eine Schrift aus dem Habit hervor, setzte seine Brille auf die Nase und meinte nun die zuchtlose Schaar mit einer Strafpredigt zu überraschen. Allein die lustigen Bursche hatten sein schnödes Vorhaben errathen, sich ganz stille zu Pferde gesetzt und brannten nun auf ein stilles Zeichen eine Salve von Pistolenschüssen über das Grab los, indem sie, über die Gräber setzend, mit einem wilden Hurrahgeschrei davon jagten. Kaum hatte der Pater noch Zeit, sich auf sein Pferd, unter Zurücklassung seiner Salbung und seines Aufsatzes, zu schwingen, ehe dieses davon sprang, und so sah man denn den ehrwürdigen Diener des Herrn mit der Brille auf der Nase, ohne Hut und mit über die Hüften geschürzter Kutte, in dem tollsten Carriere den lustigen

Husaren nachjagen, — während der Blödsinnige an dem verlassenen Grabe einige Thränen fallen ließ. Der Beerdigte hatte ihn so mild und freundlich behandelt, seiner Gebrechen niemals gespottet und sogar mit einer mitleidigen Vorliebe für den Kretin oft versucht, dem Halbthiere einige menschliche Ideen und Gefühle beizubringen. Er war ihm dafür dankbar — und weinte an seinem Grabe!

Die Untersuchung über den Diebstahl des Mädchens hatte begonnen. Der Graf mußte sich wider Willen bequemen vor dem Polizeigerichte zu erscheinen, um mit der Diebin und ihrer Unterstandhalterin confrontirt zu werden. Das unglückliche Mädchen stand schluchzend und am ganzen Leibe zitternd mit gebundenen Händen da, und wurde von dem betrunkenen, alten Weibe in einer Weise getröstet, welche die Schrecken, von welchen sie beherrscht, nur noch vermehrten.

„Flenne nicht, dummes Ding," sprach sie, „wer hieß Dir mausen! — aber mach' Dir Nichts daraus — was wird's geben ... ein Paar Flederwische und ein Jahr Spinnschule, das ist Alles."

Der Graf saß mit abgewandtem Gesichte neben dem Commissär und wurde zuerst über den Hergang des Diebstahls vernommen.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Graf Banya."

„Alt?“

„Vierzig Jahre.“

„Verheirathet?“

„Nein.“

„Wohnhaft?“

„Zu Lujos-Barasany an der Theiß.“

„Sie wohnten hier?“

„Im König von Ungarn, seit 20 Jahren mein regelmäßiges Absteigequartier.“

„Sie bestehen auf Ihrer Aussage, daß dieses Mädchen Sie bestohlen hat?“

„Ja.“

„Ist das Ihre Brieftasche?“

„Sie ist es.“

„Haben Sie ihr dieselbe nicht etwa blos anvertraut?“

„Nein — sie hat sie mir, während ich schlief, entwendet.“

„Haben Sie sonst noch Etwas anzugeben?“

„Leider noch einen Umstand — ich vermuthe, daß diese Dirne mich selbst hat ermorden wollen. Ich erwachte in der Nacht plötzlich und überraschte sie, als sie einen Dolch mir an die Brust setzte. Es ist unglaublich, wie ein junges Mädchen schon so verworfen sein kann.“

Hierauf an die betrunkene Alte sich wendend, fuhr der Commissär mit dem Verhöre fort:

„Wie heißt Sie?“

„Franziska Schabacz.“

„Woher?“

„Aus Veszprim.“

„Wie alt?“

„Fünfunddreißig.“

„Wie lange in Wien?“

„Zehn Jahre.“

„Wovon lebt Sie?“

„I nun — ich vermiethe Betten.“

„Wohnt dieses Mädchen schon lange bei Euch?“

„Seit vorgestern.“

„Kennt Ihr sie schon von früher?“

„Nein — ich habe sie nie gesehen.“

Während der Commissär mit dem Dictiren des Protokolls beschäftigt war, hatte die Angeklagte für diese Aussagen kein Gehör. Versunken in eine verzweifelte Trostlosigkeit, war ihre Phantasie nur mit der schrecklichen Strafe und der Schande, welche ihr bevorstanden, beschäftigt. Der Graf war sichtlich durch die Scene gepeinigt. — Die Alte aber schüttelte, mit sich selbst sprechend, ein Mal über das andere ihr Medusenhaupt.

„Hm“ — murmelte sie vor sich hin — „meine Karten, meine Karten — sollte das ausgehen, was ich gestern mir aufgeschlagen? Es wäre gut und schlecht — na, wollen sehen, wie das ausgeht — es kommt oft verdreht.“

Der Commissär wendete sich hierauf an die Beklagte, welche, aufgeschreckt aus ihrer Betäubung, durch seine barschen Fragen zusammenfuhr und lange keine Worte finden konnte.

„Wie heißt Du?"

„Lore Schabacz."

„Wie?" rief der Commissär, „ist das nicht der Name dieser Alten?"

„I nu," sagte die Alte etwas stutzig, „es heißen wohl mehr Hunde Braschl!"

„Woher bist Du gebürtig?"

„Von hier."

„Wer sind Deine Eltern?"

„Ich habe keine."

„Also ein Findelkind?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wie alt?"

„Siebzehn Jahre."

Mit wachsender Spannung hatte die Alte zugehört — jetzt brach sie plötzlich in den Ausruf aus:

„I Potztausend — das trifft sich curios. Sage mir, Kind, weißt Du Deinen Geburtstag?"

„Ja, es ist der 15. März 1809."

„Hi, hi," lachte die Alte wild auf, „das ist richtig — erlauben der gnädige Herr Commissär wohl eine Frage an den Herrn, der hier sitzt und im König von Ungarn wohnt?"

Befremdet wandte sich der Graf um — die Alte trat nahe an ihn heran, faßte ihn scharf in's Auge und brach dann in ein gemeines, wieherndes Gelächter aus.

„Himmelelement, er ist es," schrie sie und schlug sich in die Hände, „i das ist ja prächtig! — aber, Euer

Gnaden, Sie sind von den Mädchen schön zugerichtet worden, ich hätte Sie nicht wieder gekannt — hi, hi, hi — das ist ein Spaß! — wissen Sie denn, Herr Graf, wer das Mädchen ist und wer ich bin?"

Halb erstarrt, blieb ihr der Graf die Antwort schuldig. Auch ihm dämmerte beim Anblick dieses Weibes eine Erinnerung auf, welche in dem Gesichte des Mädchens sich noch mehr aufklärte. Die Alte geberdete sich immer toller und schrie endlich halb erstickt vor Lachen:

„Hi, hi, Herr Graf, das trifft sich, die da ist Ihr Kind und ich bin ihre Mutter!"

Der Graf ließ, wie von einer Ohnmacht befallen, sein Kinn auf die Brust fallen. Er hatte das Weib erkannt.

„Wissen Sie nicht mehr, hi, hi," fuhr die Alte fort, „auf der Mehlgrube — hi, hi, Champagner, Busennadel — Tanz, König von Ungarn; — bin freilich nicht mehr so schön wie damals; — nun das ist lustig — da wäre ja die ganze Familie beisammen. Komm, Lore, weine nicht mehr, nun kann Dir nicht mehr viel geschehen — der da wird Dich schon herausbringen — der hat Geld wie Mist, sage ich Dir — aber Blitz, bist Du ein Mädel — fast so wie ich war — nun warte, es soll noch ein lustiges Ende nehmen."

Das Mädchen aber war todtenbleich geworden. Ihre Thränen waren vertrocknet, ein kaltes Entsetzen spiegelte sich in ihren verwirrt blickenden Augen, ihre Zähne klapperten aneinander und sie sank zu Boden.

„Unmöglich,“ sagte der Commissär, „wie, Sie hätte siebzehn Jahre sich nicht um Ihr Kind bekümmert, hätte niemals nach ihr gefragt?“

„Nein, hi hi,“ entgegnete die Alte, „das habe ich wahrhaftig nicht gethan, ich hatte keine Zeit dazu — ich glaubte, das Mädel wäre längst gestorben.“

Zweifelnd blickte der Commissär auf den Grafen — der Ausdruck von den peinlichsten und grauenhaftesten Seelenfoltern auf seinem plötzlich eingesunkenen Gesicht bestätigten nur zu deutlich die schreckliche Thatsache. Erschüttert von der Scene, vermochte der Beamte nicht in der Untersuchung fortzufahren.

„Wahrlich, ein gräßliches Wiederfinden,“ sagte er zum Grafen, „ich will die Pein dieser Scene nicht erhöhen durch eine Fortsetzung des Verhörs — es ist für heute geschlossen.“

Wankend erhob sich der Graf von seinem Stuhl — er vermochte es nicht, seine Augen zu erheben, — die Angeklagte wurde sammt ihrer lustig schwatzenden und jubelnden Mutter hinweg, und der Graf, mit Beistand zweier Polizeidiener, welche seine Schritte unterstützten, in seinen Wagen gebracht. Er hatte für den Augenblick die Sprache verloren!

Lore Schabacz war kaum wieder in ihr Gefängniß gebracht worden, als sie in heftige Fraisen fiel, woraus sie nach kurzen schrecklichen Leiden der Tod erlöste. Ihre Mutter aber ward wegen Kuppelei zum dritten Male in das Zuchthaus gebracht.

Acht Tage nach diesem schrecklichen Ereigniß fuhr der Reisewagen des Grafen Banya in den verödeten Hof seines Edelsitzes. Man hatte seine Ankunft voraus-gewußt, aber Niemand war da, ihn zu empfangen. Das ganze Schloß schien ausgestorben. Einer Leiche mehr ähnlich, als einem Lebenden, stieg der Graf aus seinem Wagen. Nichts schien ihn zu befremden, obgleich diese Verlassenheit des Hofes schweres Unheil anzukündigen schien, welches Niemand ihm zu melden wagte. Erst auf der Hausflur kam ihm der blödsinnige Heiducke entgegen, der ihm, die Zähne fletschend und widerwärtig stammelnd, einen Brief entgegenhielt.

„Brief angekommen, Herr — großes Glück — Sohn angekommen, — junge Graf Banya — Herr!"

Mit convulsivischer Freudehast griff der Graf nach dem Schreiben. Es enthielt nur folgende Worte:

„Ueberbringer ist Ihr Sohn!

Rom, den 1. October 18**

Hofrath v. Polczewicz."

Da schien die Eisrinde starrer Verzweiflung zu schmelzen, — Thränen stürzten über seine Wangen, ein letzter Trost war ihm also geblieben, der Himmel hatte ihn nicht ganz verlassen. — —

„Wo — wo ist mein Sohn?" schrie er jauchzend, „schnell, führe mich zu ihm. – "

Der Heiducke lachte und blieb unbeweglich stehen.

„Hörst Du, Bursche? — ich sage Dir, führe mich

zu ihm — schnell — laufe so schnell Dich Deine Füße tragen — ich werde Dir folgen!"

„Gut, Herr — kommen — laufen!"

Damit begann der Kretin in raschen Schritten dem Hofe zu enteilen. Keuchend folgte der Graf — lustig springend und trällernd der Heiducke voran — querfeldein aus dem Dorfe hinaus in's Freie. Jetzt bog er auf einen kothigen Weg mit breiten Wagenspuren ein — es war der Weg zum Friedhof. Vergebens rief der Graf dem Heiducken zu anzuhalten, in dem Wahne, der Bursche habe ihn in seinem Blödsinn mißverstanden, — umsonst, immer rascher eilte er dem grausigen Ziele zu.

Die Thore des Platzes, wo alle Menschenleiden Ruhe finden, Unglückliche und Verbrecher, Arme und Reiche, Verlassene und Waisen, waren offen — an einem frischen Leichensteine saß ein Mann und schrieb mit einem Pinsel dessen Inschrift. Er hatte soeben den letzten Buchstaben vollendet. Hier blieb der Kretin stehen und wies auf den Stein und seine Inschrift hin.

„Hier, Graf — hier Sohn!" stammelte mit lebhaftem Geberdenspiel der Blödsinnige.

Außer sich vor Athemlosigkeit und Entsetzen, stürzte der Graf herbei und stieß den Maler hinweg.

Er las: Hier liegt

Niklas Jurgo

Graf von Banya,

Husarencadet im Regimente *.

Ein Schrei — ein schwerer Fall mit der Stirne auf den Grabstein — ein Aechzen — und der unselige Vater hatte ausgelitten. Sein Blut düngte den Grabhügel — er war eine Leiche.

Der blödsinnige Heiducke aber trat gleichgiltig heran, stieß ihn mit dem Fuße, lachte mit wahnsinniger Freude hell auf und sagte lallend: „Schlechter Kerl d er Graf!"

Ueber die Kirchhofsmauer aber sah auf die Scene ein wildblickendes Zigeunerweib. „Hoho — hoho," schrie sie, daß es wiederhallte, „wilder Graf Banya, Banya — Fluch der Verfolgten: schwerer Fluch, sicherer Fluch!"

Ueberflüssiges Kapitel
oder
Moral der Fabel.

Hätten wir allein mit Lesern zu thun, welche mit uns in allen Dingen gleicher Meinung sind, so könnten wir hier unsere Geschichte schließen. Eine solche Voraussetzung wäre aber, gegenüber dem Widerspruchsgeiste unseres Zeitalters, wenig zu rechtfertigen. Die glückliche Zeit der Romanschreiber, wo diese noch ein gläubiges Publicum fanden, ist vorbei, man forscht dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen nach, und findet gar leicht in demselben die Lücken und falschen Consequenzen auf. Ich liebe solche Leser.

Die Empfindsamen, welche sich über ihre Bewegung keine Rechenschaft geben können, die Weich-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

müthigen, welche jeden Seufzer, welchen der Erzähler seine redenden Personen ausstoßen läßt, mit ihren Thränen begleiten, deren Theilnahme, Schmerz wie Freude, nicht das Resultat einer vernünftigen Reflexion ist, welche ebenso leicht angeregt werden von einer schlechten Dorfpredigt, wie von tiefer und gründlicher Beredtsamkeit eines oratorischen Genies, sie können nicht in die Tiefen größerer Motive eindringen, als jene, welche mit dem Faden der Geschichte unmittelbar verwebt sind. Für jene Leser also, welche wir meinen, fügen wir hier noch ein trauriges Capitel an — das allertraurigste gewiß von allen — für eine auserwählte Minderzahl. Dieses Capitel kann von Allen überschlagen werden, welche etwa noch interessante Begebenheiten erwarten. Der Held der Geschichte ist todt — „des Lajus ganzes Haus" ist verdorben — Niemand von den Ueberlebenden kann die Theilnahme des Lesers noch höher spannen. Der blödsinnige Grafensohn bleibt leben, aber welche schöne Dame interessirt sich für ihn, welcher witzige Herr findet den Tölpel würdig, daß man seinem Schicksale auch nur einige Minuten Aufmerksamkeit widme? Denn so grausam ist die menschliche Natur beschaffen, daß sie, obgleich selbst so unvollkommen, nur das Vollkommene liebt und mitleidlos sich von Gebrechen und Schwachheit abwendet.

Wie kam es, fragt uns der denkende Leser, wie kam es, daß dieser Niklas Yurgo blos zu dem Zwecke,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

die Nemesis der Geschichte zu vervollständigen, sterben mußte? Ist dies nicht unwahrscheinlich? Wir sind bereit zu antworten.

Kenst Du, mein kritischer Leser, jene kostbaren Anstalten der Humanität, welche man Erziehungshäuser, Militärakademien, Pensionen nennt? Weißt Du, wie glücklich sich die Familien schätzen, wenn sie ihre Kinder dort auf eigne oder Staatskosten unterbringen? Welche Fülle von Kenntnissen erwerben sie dort, welche feine gesellige Bildung, welche Eleganz in ihren Bewegungen! Welches Glück, wenn es einem Vater oder einer schönen Mutter gelingt, denjenigen Sprößling, worauf man oft seine größten Hoffnungen setzt, in dem Costüme eines Theresianers, Neustädter Akademisten, Emanuelisten ꝛc., seinen neidischen Verwandten vorzuführen! Welcher Haß, welche grimmige Mißgunst weckt solches Glück in dem Herzen Derjenigen, welche durch Mangel an vornehmen Bekanntschaften, an Lebenstakt, Geld und Einfluß darauf angewiesen sind, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu besorgen! Wie viele Familien richten sich zu Grunde, um ihre Kinder in solchen Instituten gegen Entrichtung hoher Pensionen erziehen zu lassen, wie viele verwenden alle ihre Einkünfte darauf, um dann im Alter zu darben!

In ein solches Institut hatte die Präsidentin ihren Sohn bringen lassen, nachdem er bei armen Verwandten bis zum achten Jahre aufgezogen worden war. Niklas

Yurgo — so hatte man den Kleinen taufen lassen, um den Namen der Familie nicht preiszugeben, — genoß alle Bildung eines jungen Cavaliers. Er lernte die Algebra, Geometrie, die Strategie, er lernte Reiten, Fechten, Tanzen, er lernte drei Sprachen — er lernte Alles, nur nicht die Kunst nützlich und glücklich zu werden. Es ist eine traurige Erfahrung, daß fast alle mit einem lebhaften Temperamente begabten jungen Leute in diesen Instituten den Keim zu ihrem moralischen Verderben in sich aufnehmen. Die meisten der Zöglinge dieser Institute — höchst wunderbarer Weise häufig durch ein Mißverhältniß ihren Familien entfremdet, ergeben sich, so wie sie in das freie Leben hinaustreten, einem excessiven Lebenswandel, wenn sie nicht das Glück haben, von dem Auge eines strengen und liebenden Vaters überwacht und geleitet zu werden. Daß es dem jungen Yurgo an einer solchen zärtlichen Ueberwachung fehlte, daß er einer Familie angehörte, welche sich vor ihm verbarg und den mit so vielen angebornen und angeeigneten Vorzügen ausgerüsteten jungen Menschen sich selbst überlassen mußte, führte ihn seinem vorausbestimmten Schicksale entgegen. Es konnte nicht anders kommen, wie es kam! Die Mehrzahl dieser Verwaisten fallen in dem jugendlichsten Mannesalter der Wollust zum Opfer! Die Schmeicheleien unmoralischer Frauen verführen sie, die Cameraden machen sie mit den Mysterien des vergnügten Lebens bekannt — zügellos bricht sich das Feuer der Jugend

Bahn und erlischt endlich in dem Strome verderblicher Wollüste. In seinem funfzehnten Jahre schon war Niklas Yurgo in ein Husarenregiment getreten — er hielt sich für den Sohn eines armen Verwandten des Hofraths, die Präsidentin nannte ihn ihren Neffen. Ohne es zu wissen, war er stets in der Nähe seines Vaters. Als dieser endlich die Urkunde seiner Anerkennung an den Hofrath sandte, machte dieser den jungen Mann von Rom aus mit seiner Abkunft bekannt. Die Urkunde wurde an den Obersten des Regiments geschickt, und dieser hatte sich vorbehalten, dem Grafen bei seiner Rückkunft mit Vorführung seines Sohnes eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Wir haben gesehen, auf welche traurige Weise diese Absicht vereitelt worden war. Dem Obersten blieb keine andere Gelegenheit, im Sinne der ihm von dem Hofrathe, seinem Jugendfreunde gewordenen Aufträge zu handeln, als den Namen des Grafen Banya auf den Grabstein des Jünglings schreiben zu lassen.

Diese Aufklärungen genügen zu der Nachweisung, daß das Schicksal des jungen Mannes keineswegs etwas Außerordentliches, sondern in der That das gewöhnliche Loos dieser Kinder der Liebe sei, welche von der Sorgfalt ihrer Erzeuger verlassen werden, und in früher Jugend solche Selbstständigkeit schon erlangen, welche ihnen verderblich werden muß. D e r F l u c h d e s L e i c h t s i n n e s i h r e r V ä t e r w e i h t s i e d e m V e r d e r b e n.

Nach dem Tode des Grafen von Banya schritt man zur Eröffnung seines Testaments, welches er schon vor seiner Abreise nach Wien, in Vorahnung seines Schicksals, in die Hände eines Advocaten gelegt hatte. Es fand sich darin die Bestimmung, daß, im Falle es nicht gelingen sollte, seinen mit dem Fräulein * erzeugten Sohn ausfindig zu machen, oder im Falle seines Ablebens, der blödsinnige Heiducke Universalerbe aller seiner Güter sein sollte. Die Verwandten des Grafen aber protestirten gegen diesen letzten Willen, der Blödsinnige konnte seine Rechte nicht wahrnehmen, und begriff Nichts von allen diesen Ereignissen. Doch hatten die gewaltsamen Erschütterungen, welche die so furchtbaren Ereignisse in seiner Seele hervorbrachten, seinen wahnkranken Geist in Etwas gelichtet. Er begann geordneter zu denken, er grübelte dem Zusammenhange der Ereignisse nach, und es fing in ihm an Tag zu werden. Die Dienerschaft des Hauses bemühte sich mit besonderer Sorgfalt um ihn. Sein Schicksal machte ihn zum Gegenstande der allgemeinsten Theilnahme. Woran Niemand früher dachte, wurde nun von allen Nachbarn mit Eifer erwogen und besprochen, ob es nicht möglich sei, den Blödsinn des Armen zu heilen. Man hatte an ihm eine besondere Vorliebe für die melancholischen Töne des Cymbal beobachtet, und beschloß Versuche zu machen, durch dieses Mittel auf das Gemüth des Einfältigen zu wirken. Ein Zigeuner, welcher dieses Instrument mit besonderer Kunst-

fertigkeit und Empfindung zu spielen wußte, mußte ihm täglich Stunden lang vorspielen. Die alte Wahrsagerin wurde berufen, um ihren Rath zu ertheilen, und sie verkündete aus den Linien seiner Hand, daß der Kranke genesen werde durch einen Heiltrank, den nur sie zuzubereiten verstehe. Sie war das furchtbare Orakel des Hauses — man traute ihr übernatürliche Kräfte zu, und überließ daher den Kranken völlig ihrer Pflege und Sorgfalt.

Inzwischen aber nahm der Prozeß wegen des Testamentes einen beunruhigenden Verlauf. Alles gab die Hoffnung auf — allein die Zigeunerin nicht. Sie hatte den Pflegevater des Unglücklichen aufgefunden, den Zusammenhang der Dinge erforscht. Sie lieferte die Beweise, daß ihr Schützling der natürliche Sohn des Grafen, und von ihm anerkannt worden sei.

Sie hatte alle Zeugen herbeigebracht, deren Aussagen von Nutzen sein konnten, und brachte es durch ihren natürlichen Verstand dahin, daß die ungeheure Erbschaft von dem Tribunale dem Blödsinnigen zugesprochen und ihm ein Sequester aufgestellt wurde. Allmälig gelang ihr auch, was den geschicktesten Aerzten nicht gelingen wollte, den Geist des Kranken der Genesung entgegenzuführen. Sie erkannte, daß sein Seelenzustand mehr die Folge einer brutalen Erziehung und völlig verwahrlos'ten Bildung sei. Je mehr der Unglückliche sich von einer bisher ungewohnten liebreichen Sorgfalt umgeben sah, je klarer wurden seine

Gedanken. Die Zigeunerin war eine geschickte Lehrmeisterin; zwar ohne alle Kenntnisse — wußte sie doch ihrem Zögling richtige Begriffe beizubringen und die Welt ihn kennen zu lehren, in welcher er bisher ein Fremdling schien. Sie behandelte ihn wie ein Kind, dem man erst gehen und sprechen lehrt, und ihre Methode erwies sich als vollkommen zweckmäßig. Nach einem Jahre kannte man den Blödsinnigen nicht mehr. Seine Wißbegierde war erwacht, denn er hatte angefangen das Leben zu begreifen. Nur eine gewisse concentrische Richtung seines Geistes blieb von seiner Krankheit zurück. Diese war hauptsächlich auf jene unglückselige Menschheitsverhältnisse gerichtet, welche mit seinem Schicksale im Zusammenhange standen. Zwar galt er deshalb bei den Alltagsmenschen immer noch für einen Blödsinnigen, aber wer seinen Gesprächen ohne Vorurtheil zuhörte, konnte ihn eben deshalb für ein Genie halten.

Vor einigen Jahren ereignete sich in einem Wiener Kaffeehause eine Scene, welche den Anwesenden vielen Stoff zum Lachen, noch mehr aber zum Nachdenken darbot. Ein wohlgekleideter Mann saß an einem Tische, welcher von neugierigen Zuhörern umringt war, und perorirte in folgender Weise, ohne sich durch die Späße und das Gelächter mancher der Zuhörer irre machen zu lassen.

„Meine Herren!“ sagte er ernsthaft, „ich will Ihnen beweisen, daß Sie sehr wahrscheinlich der Mehr=

zahl nach Ihre eigenen Großväter, Väter, Söhne, Brüder und Geschwisterkinder sind. Es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß sich Einige unter Ihnen befinden, deren Kinder Ihre Neffen, deren Schwestern Ihre Tanten sind. Es ist ganz etwas Gewöhnliches, daß Einer der Vater seiner Schwestern ist, was Sie aber schwerer begreifen werden, ist, daß Einer sogar der Schwiegersohn seiner leiblichen Tochter sein kann."

„Ha, ha, das ist schnurrig!" sagten die Umstehenden, „beweisen Sie uns das einmal."

„Nichts leichter!" antwortete der Mann ruhig, indem er sich die Pfeife stopfte, „vorher aber müssen Sie mir einige Fragen beantworten, worauf ich Ihnen weiter das Behauptete nachweisen will. Sind Sie gewohnt, meine Herren, wenn Sie zu einem Mädchen gehen, um sich mit ihr zu belustigen, sich ihren Taufschein vorlegen zu lassen, ehe Sie ihr Lager besteigen?"

„Nein!" — antworteten Alle lachend — „nicht einmal um ihren Zunamen fragen wir."

„Gut also — da nun Ihre Väter und Brüder sehr wahrscheinlich eben so wenig gewissenhaft sind, so werden Sie zugeben, daß es Ihnen geschehen kann und sogar muß zuweilen, daß Sie die Töchter ihrer Väter und Brüder umarmen. Geschieht es nun, daß Sie mit Ihren natürlichen Schwestern Kinder erzeugen, so sind diese Kinder ihre Schwestern und Tanten zugleich, umarmen Sie aber Ihre Bruders= oder Schwesterkinder, so entstehen die wunderlichsten Verwandt=

schaftsverwirrungen hieraus. Da es sich nun auch ereignen kann, daß Sie unbewußt mit ihren eigenen Enkelinnen Kinder erzeugen, so kann es geschehen, daß sie Ihre eigenen Schwiegersöhne und Großväter Ihrer Kinder, diese aber Ihre eigenen Tanten und Onkel werden."

„Das geht in's Blitzblaue!" sagte ein Zuhörer, „aber es ist die Wahrheit."

Nachdem der drollige Calculant über die Blutsverwandtschaften dieses Zeitalters noch hundert verschiedene Variationen dieser Möglichkeiten ausgeführt zur allgemeinsten Belustigung, fuhr er mit unerschütterlichem Ernste fort:

„Ich habe Ihnen also nur noch zu beweisen, daß diese Möglichkeiten nicht nur Möglichkeiten sind, sondern daß es sehr wahrscheinlich ist, daß die Meisten unter Ihnen aus solchen Blutvermischungen des eigenen Geschlechts entstanden sind, oder doch damit in zahllosen unnatürlichen Verschwisterungen sich befinden. Wir wollen ganz davon absehen, daß die Sitten in den Familien so beschaffen sind, daß kein Vater weiß, wessen Kinder er aufzieht, daß es selbst in den geordneten Familien sich ereignen kann, daß ein Mann die Tochter seines Vaters heirathet, sondern nur die vagabondirende Liebe und ihre Kinder in's Auge fassen. Bedenken Sie, meine Herren, daß ein gesunder Mann von einigem Temperamente im Durchschnitt jährlich nur funfzig verschiedene Frauenzimmer zu seinem Ver=

gnügen auserwählt, so giebt das vom zwanzigsten bis zum vierzigsten allein gerechnet nicht weniger als tausend Personen, welche von ihm Mutter werden können — wahrlich mehr als der Sultan zu seiner Disposition hat. Unter diesen Tausend werden von einem gesunden und liebenswürdigen Mann, bei welchem das Gefühl der Gegenliebe eintreten kann, wenigstens Zweihundert geschwängert. Diese Zweihundert zur Hälfte männlichen und zur Hälfte weiblichen Geschlechtes gerechnet — geben im Laufe der Jahre gewiß tausend Gelegenheiten, sich untereinander, als Brüder mit Schwestern zu vermischen, aus deren Vermischung wieder Kinder entstehen; — der Vater aber wird, wenn er, wie gewöhnlich geschieht, auf die Musterung ausgeht, in seinem 37sten Jahre etwa wenigstens funfzig Freudenmädchen kennen zu lernen Gelegenheit haben, welche seine Kinder sind, — bleibt er aber bis zu seinem 53sten Jahre ein Wüstling, so kann er leicht dreihundert Nachkommen die Straßen der Stadt als feile Dirnen durchstreichen sehen. Ich glaube, diese beispielsweise Berechnung genügt, um zu beweisen, daß solche Begegnungen nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich sind, — wodurch wieder bewiesen ist, daß das heilige Sacrament der Ehe und der Bannfluch der Kirche nicht im Geringsten verhindern, daß — wenn obige Berechnung auf die Gesammtbevölkerung angewendet wird — sich nach einer sehr vorsichtigen Wahrscheinlichkeitsberechnung das Resultat zeigt, daß

das ganze Menschengeschlecht in der jetzigen gesellschaftlichen Einrichtung sich in fortgesetzter blutschänderischer Gemeinschaft reproducire, und daher die Vielweiberei der Türken, welche doch ihrer Kinder und Weiber sicher sind, gegen unsere sittliche Civilisation gehalten, ein Ideal von einem moralischen Institute ist, wogegen unsere Civilisation in sittlicher Hinsicht tief unter dem Beispiele von Sodoma und Gomorrha steht."

Bei diesem Schluß der Beweisführung lachten nur wenige der Herren, indem sie den Sprecher für einen Narren erklärten, der Narr aber zog aus seiner Tasche zwei Bogen Papier heraus und zeigte sie seinen Zuhörern. „Sehen Sie, meine Herren," sagte er, „hier haben Sie zwei Stammbäume, wie sie gewiß kein Mensch gern für die seinigen ausgeben würde. Und doch, meine Herren, giebt es mehr Familien, auf welche diese Stammbäume passen, als jemals von allen Monarchen der Welt in den Adelstand erhoben worden sind. Der eine stellt die natürliche Nachkommenschaft eines galanten Cavaliers dar, mit der ganzen Anzahl seiner Frauen, Geliebten, Beischläferinnen, Kinder und Enkel, welche sich mit ihrem hochadeligen Blute unter die Proletarier, in Armenhäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser verlieren, der zweite stellt den Stammbaum eines in hohen Würden stehenden Bastards dar, welcher in gerader Linie von einem Roßwärter abstammt und die Linie des Hauses aufrecht hält!"

II.

Der Spanier in Wien.

Armer Don Juan!

II.

Der Spanier in Wien.

Es giebt wenig junge Männerherzen — erschrecken Sie nicht darüber, schöne Leserin! — welche nicht die reizenden Abenteuer Don Juan's trotz ihres traurigen Endes, trotz des steinernen Gastes und der Höllengeister mit den Hexenmehlfackeln höchst anziehend und nachahmungswürdig finden. Wenn es demungeachtet wenige Don Juan's giebt — die verliebten Straßenritter, welche jeder feilen Schürze nachlaufen, rechne ich nicht — so ist dies weniger der Tugend der jungen Männerherzen zuzuschreiben, als ihrem Mangel an Herz, ihrer Ungeschicklichkeit, die sie allein verhindert, in die unrühmlichen Fußtapfen dieses muthigen Seladon zu treten. Danken Sie daher dem Himmel, meine liebenswürdigen Damen, der dem Manne einen so großen Theil Unbehilflichkeit und Zaghaftigkeit vor der weiblichen Tugendstrenge gegeben, denn ohne diese wäre die Männertreue so ziemlich fabelhaft. Daß es übrigens für einen ehrlichen Mann kein kleines Stück Arbeit ist, ein Don Juan zu sein, und daß eben so viel Muth dazu gehört, als unverdrossene Ausdauer, beweise ihnen folgende traurige Geschichte.

Don Riego war eine gute ehrliche Haut, edel, schwärmerisch, verliebt, in sich selbst mißtrauisch und bis zum zwanzigsten Jahre ohne Liebschaft. Er hatte nicht den Muth, einer Dame galant die Hand zu küssen, ihr eine Schönheit zu sagen, er zitterte, wenn ihn eine ansah und glaubte sich immer verspottet. Er sah überall seine Schulcameraden in Liebeshändel verstrickt, man schnappte ihm ein Mädchen nach dem andern vor der Nase weg, und die jungen Damen meinten, er sei ein Einfaltspinsel, und trieben nur Kurzweil mit seiner Schüchternheit. Don Riego verging fast vor Sehnsucht und machte jämmerliche Gedichte über seinen ungestillten Liebesschmerz. Bald war es eine Blonde, bald eine Braune, in die er sich vergaffte, aber da er nie dazu kam, sich ein Herz zu nehmen, um zu sagen: ich liebe Dich! so wurden ihm Blonde und Braune weggefischt. Darüber war Don Riego höchst betrübt, und schon überließ er sich verzweifelnden Gedanken, als ihn das Glück unvermuthet begünstigte, und ihn mit einem Male in den Liebeshimmel einführte.

Der Zufall wollte, daß der Vater Riego's im Dienste des königlichen Hauses stand. Don Carlos, welcher immer Emissäre brauchte, welche ihm kein Geld kosten, hörte von der Melancholie des jungen Riego. Er stellte dem Vater vor, wie zuträglich seinem Sohne das deutsche Klima sein würde. Don Riego reiste demnach mit einem schwer von Liebessehnsucht belasteten Herzen nach Deutschland, wo er für die Armee

des guten Königs Ritter aufsuchte, welche sich selbst beköstigen konnten. Da er selbst aber keine Kriegslust in sich verspürte und es ihm im Grund seines Herzens vollkommen einerlei war, ob der König von Spanien Don Carlos oder Donna Isabella heiße, so beschloß er sich ein wenig in der Welt umzusehen, und einige Zeit in Wien zu bleiben.

Der junge melancholische Spanier mit dem bleichen Gesicht und tugendsamen Wesen, welches man gar nicht spanisch fand, suchte alle seine Landsleute in Wien auf, deren es einige gab, welche mit ihm gleich friedliche politische Gesinnungen theilten. Man machte ihn mit einer Dame bekannt, welche soeben von einem seiner Landsleute Witwe geworden war. Aber der arme Junge war so blöde und traurig, daß er sich gar nicht zu benehmen wußte. Er machte die linkischesten Verbeugungen, setzte sich Stunden lang vor seine Dame hin und sprach kein Wort, es wäre denn: „wie geht es? — haben Sie wohl geschlafen? — schönes Wetter — herrliches Wetter — glauben Sie, daß es regnen wird? — ich muß meinen Regenschirm holen.“ Damit empfahl er sich dann in aller Eile, als ob ihm der Kopf brannte, um sich auf der Straße zu gestehen, daß er ein Erztölpel und ein höchst unglücklicher Liebhaber sei.

Donna Laura, etwas roth von Haaren, etwas mager, doch mit lebhaften Augen und voller Anmuth und Liebesgluth, nahm sich die Mühe, dem armen

Jungen aus dem Traume zu helfen. Sie hatte einen Liebhaber, der sie vernachlässigte, sie suchte Zerstreuung; sie hatte einen Prozeß in Spanien und brauchte einen Advocaten, und zu Beiden schien ihr Don Riego, der eben in Salamanca die Rechtsstudien vollendet hatte, gut genug. Sie rief ihn zu sich und trug ihm ihren Rechtshandel so geschickt vor, daß Don Riego sogleich Feuer fing. Eines Abends ließ sie sich von ihm schlafend finden; Don Riego trat leise zur Ottomane hin, betrachtete sie mit klopfendem Herzen über die Maßen lange, faßte sich ein Herz, und — küßte sie. Sogleich fühlte er sich ganz elektrisirt, er wagte einen zweiten Kuß, Donna Laura streckte träumend die Arme aus und umfing ihn. — Don Riego war ganz berauscht von Entzücken, Donna Laura erwachte in den Armen des über seine Kühnheit erstaunten Don Riego und zürnte ihm nicht. Sie lasen mit einander ein moralisches Buch und küßten sich, so oft eine rührende Stelle darin vorkam, wie zufällig, indem ihre Köpfe sich immer beim gemeinschaftlichen Lesen so sehr näherten, daß sie sich berühren mußten. Sie wiederholten diese Lectüre zu verschiedenen Malen. Die Folge davon war, daß — Don Riego ganz rasend wurde vor Liebe und zu Hause einen zwei Bogen langen Liebesbrief an Donna Laura schrieb, worin er sie um des Himmels willen bat, ihn zu lieben und ihr der Länge und Breite nach bewies, sie müsse ihn heirathen. Allein Don Riego war ein armer Schlucker und diese

Art der Liebeswerbung war nicht nach dem Geschmack der Witwe. Sie sah ein, daß sie eine Thorheit zu machen im Begriffe stand, versöhnte sich mit ihrem Liebhaber und heirathete ihn. Am Tage der Hochzeit forderte Don Riego den glücklichen Bräutigam heraus, und da er sehr hitzig focht, bekam er einen Stich in den Unterleib und wurde ohnmächtig nach Hause getragen. Als er wieder zu sich kam, schwor er den Weibern Rache, ließ sich curiren und trat mit dem löblichen Vorsatz in die Welt, alle hübschen Mädchen und Weiber zu verführen.

Don Riego war ein hübscher Mann von interessanter Physiognomie, voll Leidenschaft und Feuer. Das hatten die schönen Wienerinnen sehr bald beobachtet, und der schöne Spanier war an allen Nähtischen und zwar an sehr eleganten Nähtischen der Gegenstand vieler stillen Seufzer. Wenn der arme Schlucker zuweilen auf einem Miethgaul in den Prater ritt, verdunkelte er alle Wiener Cavaliere, welche in den Augen der Damen neben diesem Hidalgo mit kräftigen runden Lenden und von hohem Wuchse keine vortheilhafte Figur spielten. Die reizendsten Damen in vierspännigen Wagen, mit großen Wappen, übten ihr Privilegium der kokettesten Unverschämtheit mit ihren goldgefaßten Augengläsern auf eine Weise aus, welche ihn nicht in Zweifel lassen konnte darüber, daß er auf dem Punkte sei, bei den Damen unerhörtes Glück zu machen. Man schickte Bediente aus, seinen Stand, seinen Namen auszukund-

schaften, was Don Riego immer getreulich hinterbracht wurde, und nicht wenig dazu beitrug, seine Zuversicht zu erhöhen. Er bekam, obgleich er ohne große Bekanntschaften war und nur mit Glücksrittern Umgang hatte, Einladungen in die vornehmsten Häuser. Reiche Judendamen und arme Gräfinnen quälten ihre Ehegatten, Liebhaber, Brüder und Söhne so lange, bis sie die Bekanntschaft des schönen Spaniers aufsuchten und ihn in's Haus brachten. Denn eine galante Wiener Dame weiß alle ihre männlichen Verwandten auf das Geschickteste zu sogenannten Elephanten abzurichten. Die schönen Spanier waren damals eben in der Mode und hatten bei der galanten Welt einen gewissen Credit, denn ein vornehmer Spanier, der bei Weitem nicht Riego an Schönheit glich, hatte erst unlängst Heldenthaten der Galanterie verübt, welche das spanische Vollblut in das schönste Licht setzten.

Don Riego war kein Einfaltspinsel mehr. Der Rosengarten der Liebe war ihm aufgethan — er zögerte nicht einzutreten. Er hatte unversehens gelernt seine Gefühle auszusprechen. Er schwor zu gleicher Zeit einem Dutzend jungen Mädchen und Frauen ewige unverbrüchliche Liebe und Treue. Man glaubte seinen schmachtenden Augen und Alles ging vortrefflich. Er hatte das Geheimniß gefunden, Allen zu gefallen, er geberdete sich wie ein Unsinniger und hörte nicht auf zu schwören und zu fluchen, bis er das Herz seines Opfers überwunden. So trieb er es eine gute

Weile fort, und einige Skandale und Duelle abgerechnet, verspürte er keine sonderlich unglücklichen Folgen seiner amorosen Feldzüge. Die armen Mädchen, die er betrog, trösteten sich entweder, indem sie sich andere Liebhaber in aller Eile anschafften, oder sie verbargen ihren Verdruß so gut sie konnten.

Es ist nun eine bekannte Sache, daß die treulosesten und flatterhaftesten Liebhaber den Wiener Damen keineswegs die verhaßtesten sind. In je größerem Rufe der Liederlichkeit ein junger Mann steht, in desto größerem Ansehen steht er bei den Damen. Banquiersfrauen, Hofräthinnen, Generalinnen, Kaufmannsfrauen, Putzmacherinnen, Weiber und Mädchen aller Standesclassen rissen sich um ihn, Jede wollte von ihm einmal hintergangen werden, denn Keine hielt das Unglück für so groß, ihre Tugend zum — ten Male zu verlieren. In den jüdischen Familien herrscht ein schöner Brauch, welcher Nachahmung verdient, die Damen schließen nämlich mit den Gatten einen geheimen Ehevertrag, wonach es jedem Theile frei steht, seinen Vergnügungen nachzugehen, nur hat der Gemahl die besondere Verpflichtung, seiner Frau die Geliebten in's Haus zur Auswahl zu stellen, denn diese Damen haben sehr strenge Begriffe von weiblicher Ehre und würden es höchst anstößig finden, den Männern nachzulaufen. Der Herr Gemahl gibt daher Soireen, Assembleen, Pickenicks, Hausbälle und Haustheater, er verproviantirt seine Frau mit jungen Malern, Dichtern, Be-

amten, Officieren und Cavalieren. Sie borgen dann den Auserwählten Geld, um es nie zurückzuverlangen, stellen ihnen ihre Equipagen und Pferde, Cigarren und sonstige Bequemlichkeiten zur Verfügung und sind nur zufrieden, wenn ihre Frauen glücklich sind und ihnen Ruhe lassen. In ein solches Haus ward nun Don Riego eingeführt, wo man ihn ausersehen hatte, den Endymion in einem Tableau darzustellen, in welchem die Dame des Hauses, ein junges hübsches Weibchen von zweiundzwanzig Sommern, die Rolle der Diana übernommen hatte. Man hatte des Spaniers herrliche Gestalt zu diesem anmuthigen Spiele benutzt, weil sie wegen der unbehilflichen Aussprache des Fremden im Theater nicht anders zu placiren war. Der junge Spanier war artig genug, den dargestellten Moment des Belauschens nicht ganz seiner Rolle gemäß zu benützen und der Dame einen Kuß zu rauben, über welchen alle anwesenden Damen grün und gelb vor Aerger wurden. Das Verhältniß wurde immer pikanter, aber Don Riego fing bald an sich zu langweilen und — an einem schönen Abend, als der Mond leuchtete und Philomele sang, verirrte er sich mit einer Dame aus der Gesellschaft, welche einem ungarischen Magnaten ewige Treue geschworen hatte, beim Nachhauseführen in einem Garten mit einem sehr dichten Bosquet, wo sie — ich glaube, mit einander ein Sonett dichteten. Der Herr Gemahl, welcher zufällig, in der Sittencultur noch weit zurück, keinen galanten Vertrag mit der Dame geschlossen hatte,

überraschte das dichtende Paar, es entspann sich ein Faustkampf, zu welchem die Dienerschaft herbeigerufen wurde — kurz der Skandal war fertig und in vierundzwanzig Stunden in allen vornehmen Cirkeln bekannt. Die Folge davon war, daß Don Riego gar nicht mehr allen Einladungen folgen konnte, und seine Geschäfte sich eintheilen mußte. Er machte es wie die Aerzte, welche die meisten Stunden des Tages Visiten machen, aber zu gewissen Zeiten zu Hause zu sprechen sind, wo sie solche Kunden, von welchem nicht viel zu holen ist, um sie dennoch mitzunehmen, schnell abfertigen, um nicht ihre kostbare Zeit zu verlieren. Von Stunde an hörte man nur von dem Spanier sprechen. Wie ein berühmter Räuberhauptmann hinterließ er auf allen Schritten Schrecken und Verzweiflung. Ehemänner warfen ihn zur Thüre hinaus, ohne ihn los zu werden, Mütter rangen die Hände über verführte Töchter, indem sie heimlich dachten, das Unglück wäre doch minder schrecklich, wenn sie selbst die Opfer des wollüstigen Tigers geworden wären. Die hohe Polizei mischte sich in die Händel, Don Riego erhielt nachdrückliche Verweise, in den Kirchen predigte man über den „der da sucht, wen er verschlinge.“ Nichts malt den Schrecken der jungen Mädchen, welche ihm begegneten, und an welchen er — vorüberging! Nichts die allgemeine Bestürzung der Liebhaber, welchen er die Mädchen verführte. Begegnete ihm Einer am Arme der Dulcinea und sah ihn

von Weitem, so ergriff er schleunigst die Flucht — nicht so sehr aus Furcht vor dem holden Unhold, als vor den Blicken seiner Getreuen, denn dafür war er bekannt: — ein Blick und das Einverständniß war fertig. Man behauptete sogar, er verstünde sich auf gewisse Winke und Zeichen, um gleich bei der ersten Begegnung Stunde und Ort des Rendezvous zu bestimmen; aber das war pure Verleumdung — die Damen schickten ihm selbst ihre Adressen oder ließen sich von ihm zufällig finden.

Allein die Rache sollte nicht lange ausbleiben; unter den zahlreichen Opfern seiner Verführungskunst befanden sich drei, welche ihn leidenschaftlich, wahr und treu liebten. Die Eine, Seraphine, war blond, sanft und schwärmerisch, und war aus Liebe zu Don Riego ihrem Manne davon gelaufen, obschon Don Riego sie davon abhalten wollte, und sie schwor, sie wolle lieber in Elend leben mit Don Riego, als bei ihrem Manne bleiben, der sie dann auch unbarmherzig den Folgen ihrer Thorheit überließ. Die Andere, Anna, eine feurige, schwarzäugige Lembergerin, hatte aus Liebe zu Riego, obschon sie arm war, die Hand eines reichen, jungen und liebenswürdigen Cavaliers ausgeschlagen. Die Dritte, Caroline, ein braunes Fräulein aus altadeligem Hause, ließ sich aus Liebe zu ihrem Riego von ihrem Oheim enterben, der ihre schlechte Aufführung mit ihrem Geliebten höchlich mißbilligte. Alle Drei waren schön wie die Engel und fesselten

Don Riego so, daß er für keine Wierte mehr Augen hatte.

Seraphinens Gemahl war ein handfester Gastwirth, welcher vordem als Hausknecht in demselben Gasthof fungirt, und sich während dieser Bildungszeit zu seinem nachherigen Berufsgeschäfte eine besondere Gewandtheit in allen körperlichen Verrichtungen angeeignet hatte. Er konnte Holz spalten wie ein Sesselträger, er konnte Lasten tragen wie ein Numero von der Mauth — und besonders Prügel austheilen wie Beide. Niemand hatte es ihm jemals hierin zuvor gethan, er warf stets eigenhändig alle ungebührlich lärmenden Gäste so kunstgerecht zur Thüre hinaus, daß ihnen das Wiederkommen auf immer verleidet war, und seine Aufwärterin wußte von einer Ohrfeige seiner Hand zu erzählen, welche ihr drei Zähne eingeschlagen und den Kinnbacken verrenkt hatte. Riego kannte alle diese Vorzüge dieses seltenen Mannes, aber er war Hidalgo. Nie wohnte die Furcht in einem echten Spanierherzen. Obgleich er diesem Gladiator eine ziemliche Summe Geld für Champagner und Mahlzeiten schuldig war, riskirte er doch den furchtbaren Zorn dieses Mannes, der ihm ewige Rache geschworen hatte. Als Don Riego nun eines späten Abends ganz beseligt von Seraphinen ging und sich eben die Thränen trocknete, welche er vor der Geliebten beim Schwur ewiger Liebe und Treue vergossen hatte, fühlte er sich, ehe er nur Zeit hatte sich umzusehen, gepackt, geohrfeigt, mit Füßen

getreten, bespuckt und mit Schimpfworten überladen, welche noch heute allen Nachbarn, die sie hörten, vielen Stoff zu vergnügten Erinnerungen darbieten. Niemand kam ihm zu Hilfe, obgleich Leute genug versammelt waren; dafür aber lachten die Anwesenden um so bereitwilliger, theils über die Berserkerwuth des gekränkten Gastwirths, dem seine Frau entlaufen war, theils über das mörderliche Zetergeschrei seines Opfers, dem man die Prügel eben so herzlich vergönnte, wie dem groben geizigen Wirth den Aerger. Seraphine ihrerseits, welche den Lärm hörte und seine Ursachen errieth, hütete sich wohl, sich blicken zu lassen; als aber das Ungethüm glaubte, er habe seiner beleidigten Gattenehre genug gethan, und ihn stöhnend liegen ließ, eilte sie herbei, führte den ganz Zerschlagenen auf ihre Stube und überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten. „Armer Riego,“ sagte sie, „er hat Dich übel zugerichtet, aber was schadet das, es ist vorbei, wir besitzen uns, und das ist genug, nicht wahr, geliebter Riego?“ — „Ach,“ sagte Riego, „ich glaube aber bei alle dem, meine Theure, daß es besser gewesen wäre, wenn wir uns hätten besitzen können, ohne daß ich geprügelt werde.“ Das half aber nun Alles nichts — die Prügel konnte ihm, wie man zu sagen pflegt, selbst der Papst nicht mehr nehmen. Er schätzte sich glücklich, daß er nun keinen zweiten Rival dieses Schlags zu fürchten hatte, denn der schönen Anna verabschiedeter Cavalier war so schmächtig wie ein Häring, aber voll Wuth

und von einem Temperamente wie ein obersteiermärkischer Hochofen. Dieser forderte ihn auf Pistolen, und gequetscht und gebläut wie er war, mußte er dem Othello Rede stehen. Seine Hand konnte kaum die Pistole halten — aber der Ehre mußte genug gethan werden, die Ehre des Gastwirths kostete ihm einen blauen Rücken, die Ehre des jungen Cavaliers aber mußte er mit zwei Fingern seiner Hand bezahlen, welche ihm kurz abgeschossen wurden. Aber mit welcher schwärmerischen Zärtlichkeit empfing ihn dagegen die schöne Anna, als er mit dem Arm in der Binde sie besuchte! „Verwundet für mich,“ rief sie voll Freuden aus, indem sie weinte vor Vergnügen, „welch' ein Glück!“ Don Riego fand den Ausdruck sonderbar und schnitt ein fürchterliches Gesicht, aber die schöne Anna verbesserte sich augenblicklich, indem sie schnell hinzusetzte, „welch' ein Glück, daß die Kugel nicht in die Brust fiel — ich wäre auf Deiner Leiche gestorben!“ Zum zweiten Male tröstete sich Don Riego und dankte dem Schöpfer für seine Rettung, aber die Rechnung war noch nicht quitt — er hatte noch einen dritten Rächer zu bekämpfen, welcher furchtbarer als seine Vorgänger war, denn er ging nicht mit offenen Waffen zu Werke — den Oheim Carolinens. Dieser, um den Wolf von der Fährte seines Lammes abzubringen, machte einen sehr fatalen letzten Versuch. Er legte dem heißen Liebhaber im Garten seiner Nichte, mit welcher er es so wohl meinte, daß er — wäre es

anders thunlich gewesen, gern ihrem Geliebten eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, schmählicher und hinterlistiger Weise eine sehr gut beschaffene, oft erprobte Fuchsfalle.

Don Riego schrie wie Mars auf dem Schlachtfelde. Man kam ihm zu Hilfe, man befreite ihn aus dem verdammten Eisen, man erschöpfte sich in Vermuthungen über den Urheber dieser Bosheit; aber Caroline war nicht im Zweifel darüber, denn ihr Onkel hatte ihr vorausgesagt, was er thun werde. „Aber Nichts, Nichts soll uns trennen,“ schrie Caroline außer sich, „und wenn er Dir auf allen Deinen Schritten Fuchseisen legte, wir werden uns dennoch ewig lieben — ewig, ewig!“ Don Riego erwiderte Nichts, seine Hand schmerzte ihn und sein Fuß hinkte, sein Rücken ächzte und sein Herz war voll Bitterkeit. In diesem Zustande mußte der Arme der eifersüchtigen Caroline noch ein Märchen aufschwatzen, wie er seine Finger verloren hatte und dasselbe später der geschiedenen Gastwirthsfrau wiederholen. Man kann sich nichts Erbärmlicheres denken, als die Geberden des so glücklich Liebenden. „Fürwahr,“ sagte er zu sich, „ich weiß nicht, zu welcher Zeit ich übler daran gewesen bin: als ich unglücklich liebte, oder seit ich so unerhört glücklich liebe!“

Allein Riego war jung — er verschmerzte bald seine Unfälle. Er fühlte nur einige Tage das Uebergewicht der körperlichen Leiden, dann gewann die

Seligkeit der Liebe wieder die Oberhand. Gelähmt, hinkend und kreuzlahm wie er war, humpelte er doch frisch und munter täglich zu seinen drei Grazien, zuerst zu Anna auf der Windmühle, dann zu Carolinen in der Alservorstadt, endlich zu Seraphinen auf die Landstraße. Das waren täglich vier Wegstunden zu machen, wegen der Entfernung dieser Vorstädte, aber um so gesicherter war das Geheimniß seiner dreifachen Glückseligkeit. Er konnte mit Recht von sich sagen: Ter quaterque beatus sum! Die drei Grazien nahmen nun seine ganze Zeit in Anspruch, denn er wollte keine vermissen und sich nie vermissen lassen, aus Furcht, daß man ihn aufsuchen könnte.

Die Opfer, die sie ihm gebracht, machten, daß er sie liebte bis zur Raserei. Keine wußte von der Andern, und Don Riego wußte die Sache so geschickt anzufangen, daß sie ihm nicht hinter seine Schliche kamen. Er brachte bei einer Jeden täglich einige Stunden zu und hing seine übrige Praxis an den Nagel. Anfangs fühlte sich Don Riego in diesem dreifachen Liebeshandel ganz über alle Maßen glücklich; da eine Jede an einem andern Ende der Stadt wohnte, so hatte er zwar unzählig viel zu laufen, aber Don Riego war jung, hatte gesunde Beine und hielt die Strapazen aus. Allein es währte nicht lange, so fingen alle drei Engel an, vom Heirathen zu sprechen; Don Riego gerieth dadurch in einige Angst, denn er hatte nicht den Muth und die Kraft, Eine um der Andern willen

zu verlassen. Sie liebten ihn Alle gleich heftig, und Don Riego hatte ein gutes Herz. Einige Wochen gingen mit Ausflüchten hin, aber bald war seine Kunst zu lügen völlig erschöpft. Keine war mit den paar Stunden zufrieden, die er bei ihr zubrachte. Sie verleiteten ihn Eine nach der Andern, durch Thränen und Bitten, ganze Tage bei ihnen zuzubringen. Die Folge davon war, daß des andern Tages die andern Beiden ihn mit Vorwürfen überhäuften und ihn halb zu Tode quälten. Seraphine fing an zu kränkeln, sie wurde blaß und hinfällig. — Don Riego konnte sie in diesem Zustande nicht verlassen und tröstete sie mit neuen — Lügen und Meineiden. Anna, über sein Ausbleiben höchlich erbost, zeigte eine so wüthende Eifersucht, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Da ihr Zorn aus Uebermaß der Liebe entsprang, so konnte er nur seine Leidenschaft vermehren. Caroline weinte Tag und Nacht, und drohte, sich das Leben zu nehmen, wenn er sie so einsam lasse. Aus diesem Zustande der Dinge entsprangen allmälig die unleidlichsten Martern für Don Riego. Es verging kein Tag ohne die heftigsten Scenen, und Don Riego nahm sich die Sache täglich mehr zu Herzen. Er sah keinen Ausweg, kein Mittel fiel ihm bei, sich zu helfen. Riß er sich von Zweien los, um die Dritte zu heirathen, so verzweifelten die Anderen. Was sollte aus Seraphinen werden, die ihr Mann verstoßen hatte, wenn er sie verließ, was aus Anna, die in üblen Ruf ge-

rathen, keine andere Partie finden konnte, was aus Carolinen, die von ihren Verwandten verstoßen war? Zudem liebte er alle Drei gleich innig. War er bei der Einen, so sehnte er sich nach der Anderen. Er konnte die Nacht kein Auge zuthun und ward von den schrecklichsten Träumen geplagt. Die drei Engel bemerkten bald, daß ihn ein geheimer Kummer verzehre. Sie drangen in ihn, um die Ursache zu erfahren, und weinten so bitterlich, daß Don Riego, welcher sie ihnen nicht sagen konnte, noch leidender wurde als zuvor.

„Was fehlt Dir, mein Riego?" sprach Seraphine; „bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, sage mir das Geheimniß, das Dich drückt."

„Ach," sagte Riego, weil er doch Etwas sagen mußte, „ich bin so unglücklich, weil — weil ich noch immer nicht Dich ganz besitzen, Dich heirathen kann. Es hat eine Schlacht in Spanien gegeben, wo mein Oheim —"

„Ach, wenn es nur das ist," sagte Seraphine verschämt, „besitzen wir uns denn nicht schon lange? Mache Dir keinen Kummer deshalb, wenn es auch noch vierzehn Tage dauert — ich mache mir Nichts daraus und lasse die Leute reden. Aber Du mußt mich nie wieder allein lassen, das schwöre mir."

Riego schwor; — aber wie ein Dolchstich fuhr es ihm durch's Herz, — ach, wie lange harrte heute schon Anna auf ihn, die gute Seele, wie wird sie in Unruhe sein! — Es litt ihn nicht länger; da er aber

soeben geschworen hatte, Seraphinen nicht allein zu lassen, so schützte er, um nur hinauszukommen, einen natürlichen Fall vor, für welchen eine Ausnahme von der beschworenen Regel sich von selbst verstand. Er mußte sich von einem Nachbar einen Hut borgen und lief nun, was er konnte, seine halbe Meile zu der unglücklichen Anna. Er fand sie in Thränen aufgelöst.

„Also liebst Du Deine Anna nicht mehr, also bist Du mir untreu geworden? — O Gott, ich wußte es wohl, Du würdest mich verlassen."

Zu ihren Füßen fallend, bat der Unglückliche um Verzeihung. „Ach, Anna," sagte er, und er fühlte, daß er nicht übertreibe, „wenn Du es begreifen könntest, wie sehr ich Dich liebe, — nur der Tod kann uns trennen — ich werde Dich niemals verlassen!" und nun schwor er wieder über seine exemplarische Treue und log so fürchterlich über die Ursachen seines Ausbleibens, daß der Satan selbst in der Hölle über seine Kunst zu lügen erstaunte.

Aber kaum hatte er Anna mit Mühe beschwichtigt, kaum hatte er ihre Thränen aufgeküßt, kaum war jener selige Augenblick der Versöhnung eingetreten, als Don Riego neuerdings einen Dolchstich in seinem Herzen spürte: — es schlug die siebente Stunde — es war der äußerste Termin, bis wo er Carolinen hatte zu kommen versprechen müssen — sonst, beim keuschen Monde! wäre er ein Verräther an Liebe und Treue, sonst wäre es als eingestanden und bewiesen zu be-

trachten, daß er eine Andere ihr vorzöge! Himmel, welche Gefahr — er mußte sich losreißen. Weinend, jammernd, fluchend über sein Geschick — über ein Geschäft, wovon Leben und Tod abhinge, seine Ehre auf dem Spiel stehe — trennte er sich von der unbefriedigten Anna, und wieder ging's über Stock und Stein, Hals und Kopf, eine halbe Meile weit zu Carolinen. Zwar fiel ihm auf dem Wege ein, was sich wohl Seraphine denken werde, wenn er drei Stunden an einem Ort verweile, wo nur so viele Minuten den meisten Menschen schon zu lange dünkten — aber was halfs? — fort mußte er; — hinterdrein vertraute er auf den Gott der Lügner — Mercurius, dem dieser Mann einen Altar von purem Golde schuldig war.

Caroline flog jubelnd an sein Herz — ihre Liebkosungen wollten kein Ende nehmen. „Herz meines Herzens," sagte sie, „nun mußt Du immer bei mir bleiben, ich lasse Dich nicht mehr fort, Du hast mir gestern geschworen, es sei Dein letztes Ausbleiben von länger als einer Stunde, nun gilt es Wort zu halten."

Der Angstschweiß rann dem Armen über die Stirne! Das war eine Hetze, so gut wie eine unter dem grausamen Kaiser Nero. Er begann einzusehen, daß es so länger nicht fortginge — er beschloß, heroisch zu handeln.

Er hatte irgendwo gelesen von einem Ritter, der zwei Frauen hatte, dies schien ihm einen Ausweg zu

bieten. Mußte er auch Eine opfern, so war doch die Mehrzahl gerettet. Er wollte mit den beiden Auserwählten in ein Land entfliehen, wo die Gesetze die Mehrzahl der Frauen gestatten. Er forschte demnach seine Geliebten aus. „Was würdest Du thun,“ fragte er Carolinen, halb im Scherz, „wenn ich neben Dir noch eine Frau hätte?“ Caroline sah ihn groß an, und fing dann bitterlich zu weinen an. Er hatte Mühe sie zu trösten. „Wie kannst Du so grausam fragen, Herz meines Herzens,“ sagte sie, „ich würde sterben!“ Tags darauf stellte er nun dieselbe Frage an Anna, nachdem er sie mit ganz erstaunlichen Lügen getröstet. „Ich würde Dich umbringen,“ sagte sie wüthend. Bei Seraphinen war er nicht glücklicher. Sie schwor bei allen Heiligen, daß sie sich um's Leben bringen würde. Don Riego war in Verzweiflung. Er fing an zu siechen. In der Nacht träumte er, die kranke Caroline auf der Bahre liegen zu sehen. Ein anderes Mal fühlte er den Dolch der schönen Anna in seinem Herzen. Ein drittes Mal sah er im Traume Seraphinen, die sich in's Meer stürzte. Da er eine gute Constitution hatte, so würde er bald von seiner Krankheit genesen sein, hätte er sich pflegen können. Der Arzt rieth ihm das Bett zu hüten. Er theilte dies seinen Geliebten mit und eine Jede wollte nun nicht mehr von seiner Seite weichen, ihm Arzenei reichen, ihn pflegen und erheitern. Da er aber nicht alle Drei zu sich nehmen konnte, so suchte er seine Leiden zu unter-

drücken, versicherte sich wohl zu befinden und fing an — Blut auszuwerfen. Er machte, wie vorher, täglich seine drei Liebesreisen. Ein hitziges Fieber befiel ihn — mühsam schleppte er sich zu Seraphinen, zu Anna, zu Carolinen. Als er von dieser wegging, fiel er auf der Straße ohnmächtig nieder. Man brachte ihn in das Hospital, wo er eine Stunde später, mit den drei Namen Seraphine, Anna, Caroline auf der Zunge, seinen Geist aufgab!

Drei Tage später, an einem mondhellen Abende, eine Stunde nach dem Begräbniß, wankten drei weibliche Gestalten, tief in Trauer gehüllt, einem frischen Grabe zu. Sie kamen, um mit ihren Thränen sein Grab zu netzen. Seraphine stürzte sich weinend am Hügel nieder und rief: „O, mein Riego!"

Anna kam herzu und wehklagte schluchzend mit gerungenen Händen: O, mein Riego!"

Caroline ächzte, als sie zur Thüre des Kirchhofs herein kam: „O, mein Riego!"

Als sie die beiden Damen am Grabe knien sah und nirgend anderswo ein frisches Grab gewahrte, so fragte sie mit erstickter Stimme den Todtengräber um das Grab Don Riego's. Er wies sie dahin, wo die Beiden knieten. „Verzeihen Sie," sagte Anna zu Seraphinen kleinlaut, „gewiß sind Sie eine Schwester des Verstorbenen?" — „Schwester?" sagte Seraphine, indem sie ihr Näschen putzte, „daß ich nicht wüßte, ich bin seine Geliebte." — „Verzeihen Sie, meine Da-

9*

men," sagte Caroline, welche hinzugetreten war, mit zitternder Stimme: „Sie sind gewiß Schwestern des Unglücklichen?" Alle sahen sich verwundert an, standen auf und trockneten ihre schönen Augen. Es erfolgte eine Erklärung. „Das Ungeheuer!" rief Seraphine; „der Bösewicht!" sagte Anna; „der Elende!" schrie Caroline. Alle hatten aufgehört zu weinen und verwünschten den treulosen Todten. Sie suchten sich eilends andere Liebhaber, und weinten nie wieder um Riego. Armer Don Juan, und doch warst Du aus Liebe zu ihnen gestorben!!!

III.

Der schöne Leopold

oder

drei Grazien.

Vor dem Laden eines Modehändlers hielt im Mai 1807 eine prächtige Equipage. Reich galonirte Livreebediente zierten Kutschbock und den Tritt hinter dem Wagenkasten mit ihren aufgeputzten Puppen — das Pferdegeschirr war reich mit Silber beschlagen und die Pferde hatten auf den Köpfen einen Wald von Helmbüschen, welche den hohen Rang Dessen anzeigen sollten, welchem diese Equipage gehörte. Nichts imponirt den guten Wienern mehr, als ein solches Paar stolzer Holsteiner Pferde — der einzige Schlag Pferde, welcher in seiner Haltung und stolzen abgemessenen Bewegung ganz jenen altaristokratischen Hochmuth versinnlicht, welcher seit funfzig Jahren so viele Todeswunden erhalten hat. 1807 war der hohe Adel in Wien noch in einem Flor, welcher von den heutigen Menschen nicht mehr begriffen wird. Eine herrschaftliche Equipage war damals noch dem Volke ein wahres Heiligthum, welches man mit jener frommen Scheu betrachtete, wie den Tabernakel am Hochaltare einer Kirche. Es war daher nicht zu verwundern, daß sich sogleich eine Gruppe Neugieriger um den prachtvollen,

mit einem großen Wappen geschmückten Wagen versammelte und Einer den Anderen hastig fragte, welcher fürstlichen oder gräflichen Familie diese Equipage angehöre. Aber Niemand wußte Bescheid, Wappen und Livree waren in Wien unbekannt. Aus diesem Wagen stieg eine Dame, welche gleich sehr durch ihre außerordentliche Schönheit, wie durch ihre prachtvollen Gewänder die Augen blendete. Sie trug ein carmoisinrothes Sammtkleid mit kurzen Ermeln nach der damaligen Mode, welche ein Paar schneeweiße Arme bloß ließen, deren Anblick weit mehr als der reiche Brillantschmuck der mit Kostbarkeiten etwas überladenen Dame die Blicke fesselte. Ein türkischer Shawl schmiegte sich um ihre junonischen Schultern und ihren Busen bedeckte ein feines Gewebe, dessen Durchsichtigkeit Reize verrieth, welche im Stande waren, die Ruhe eines Plato zu gefährden.

Die Dame begab sich in den Laden, wo ihr ehrerbietig ein junger Mann entgegentrat, welcher ein lebendiges Modejournal darstellte, der erste Commis, in dessen Wirkungskreis die Bedienung der Damen lag, da er unter allen Ladendienern der schönste und in allen jenen kleinen Künsten der Schmeichelei und Koketterie sehr erfahren war, welche die Wiener Damen an einem Commis ungern vermissen. Man hieß ihn deshalb auch den schönen Leopold — ein Beiname, welchen er durch ein Paar herrliche Augen, eine sehr ebenmäßige schlanke Gestalt und einen

mädchenhaften Teint wohl verdiente. Die Dame verlangte feine Brüsseler Spitzen, welche damals sehr in der Mode waren, und verweilte bei deren Prüfung sehr lange. Der schöne Leopold mußte ihr alle Vorzüge der feinen Arbeit erklären, und um genau zu sehen, geriethen die beiden Köpfe der Prüfenden so nahe aneinander, daß es dem schönen Leopold ungewöhnlich heiß wurde. Zwar war er dergleichen schon zu gewohnt, um in Verlegenheit zu gerathen, aber dieser verschleierte Götterbusen, dessen warme Atmosphäre seine Wangen liebkoste, der seinen Augen und Lippen so nahe war, berauschte ihn dermaßen, daß er in einige Verwirrung gerieth und sein Gesicht sich mit einer fliegenden Hitze bedeckte, welche sich nicht verbergen ließ. Die Dame war mit dem Eindruck, den sie machte, nicht im mindesten unzufrieden, sie sah ihm, während sie sprach, so mild und freundlich in's Gesicht, daß ihm das Herz zu pochen begann und er endlich alle Fassung verlor. Der Preis wurde nach langwierigem Markten festgesetzt, ausgezahlt und der Commis in den liebreichsten Ausdrücken ersucht, die Waare Abends nach acht Uhr in die Wohnung der Dame zu bringen, da sie ihm noch einige Bestellungen und Aufträge mittheilen wolle. Wonnetrunken geleitete der Commis die Dame an ihren Wagen — ein herablassend freundlicher Gruß und die Holsteiner entführten das reizende Wesen.

Zur festgesetzten Stunde erschien der schöne Leopold

in dem ihm angezeigten Hotel. Er fand ein prachtvolles Palais, zahlreiche Dienerschaft, im Hofe angespannte Equipagen. Der Portier fragte ihn um sein Anliegen und man führte ihn durch eine Menge Gemächer in das Vorzimmer der Dame, wo einige Kammermädchen mit den Putzangelegenheiten ihrer Dame beschäftigt waren. Man empfing ihn mit einem leichten Lächeln und meldete ihn der Dame. Die Thüren wurden geöffnet — durch schwere Thürvorhänge hindurch drang der Glückliche in ein reizendes Boudoir, wo er die Gebieterin auf einem seidenen Divan in so reizender Attitude fand, daß ihm der Athem stockte. Hatte die Schöne schon am Morgen ihn in bedeutende Verwirrung gebracht, so hatte sie es jetzt offenbar darauf angelegt, ihn um den Verstand zu bringen. Sie war in jenen wollüstigen, reichen, durchsichtigen Stoff gekleidet, unter welchem man keineswegs Steifröcke zu tragen pflegte, sondern weiße schmiegsame Unterkleider, welche dem Körper sich so weich und in zarter Drapirung anlegten, daß alle Formen sich verriethen, — denn man hatte damals vielleicht noch weniger körperliche Unvollkommenheiten zu verbergen, wie heute, weil die Generation kerniger, gesünder und schöner war, als diejenige, welche sie hervorbrachte. Man nannte diesen reizenden Stoff, wenn ich nicht irre, Linnon. Busen und Achsel waren wohl bis an den Hals bedeckt, aber womit! Mit einer Creppchemisette, welche, wie eine indiscrete Kammerzofe, alle Geheimnisse aus=

plauderte. Der Kopf unbedeckt, doch sehr schön frisirt, schwelgte in einer Fülle kastanienbrauner Locken, welche, duftend von allen Aromen der vier Welttheile, eine Atmosphäre um die Liebliche verbreitete, welche alle Sinne in Aufruhr bringen mußte. Trotz dieser verführerischen Toilette fand der schöne Leopold den Muth, seine Pappschachteln auf den Tisch zu stellen, aber seine Verwirrung, seine Blicke sagten deutlich: Grausame, also willst Du mich tödten? Es lag ein Vorwurf in diesen, von zahllosen unterdrückten Seufzern begleiteten Blicken, sie flehten um Erbarmen, um Befreiung von einem Anblick, welcher alle Martern leidenschaftlicher Wünsche ohne Erfüllung erregte. Aber die Tigerin weidete sich an seinen Qualen — sie hatte nicht die mindeste Eile und es schien ihr zu gefallen, diesen bis über die Ohren im Fegefeuer der Sehnsucht steckenden Ladendiener langsam in seiner eigenen Hitze zu braten. Sie hatte so viel an den Waaren auszusetzen und zu tadeln, so viel zu zanken über zahllose kleine Dinge, die sie bestellt und die er vergessen hatte, daß er nie fertig werden konnte, mit einer stockenden, unaufhörlich nach Luft schnappenden Stimme sich zu entschuldigen. Dabei kam sie so oft zufällig mit seinen Händen, mit seinen Haaren in streifende Berührungen, daß ihn ein heißer Schauer nach dem anderen befiel. Endlich gab ihr der Satan einen Einfall ein, welcher der Geistesgegenwart des armen Ladendieners den Gnadenstoß versetzte. „Ich muß diese Spitzenchemisette

probiren, wenn sie mir nicht paßt, müssen Sie sie wieder mitnehmen." Dabei fing das Teufelsweib an die Stecknadeln von ihrem Crepptuche zu lösen und den Schwanenhals, die weißen Schultern, den Busen zu entblößen. Dann reichte sie mit zartem Erröthen dem bestürzten Commis die Chemisette mit den leisen Worten: „Sie sind wohl so gefällig, einen Augenblick mein Kammermädchen zu machen." Zitternd ergriff der Unglückliche das Spinngewebe, um es auf die glänzenden Schultern zu legen, — doch wie ungeschickt! der Vordertheil kam auf den Rücken — er mußte den Fehler wieder gut machen, die Chemisette wieder sachte abheben, — aber jetzt war es um ihn geschehen — Leben oder Tod — er fiel auf seine Kniee und verbarg sein Gesicht in seine Hände.

„Aber was ist denn das?" sagte die Dame, ohne jedoch im Mindesten überrascht zu sein — „was machen Sie denn da auf der Erde?"

„Ach, Euer Gnaden!" war das Einzige, was er hervorbringen konnte, er schämte sich aufrichtig und sah nun zitternd Schimpf und Schande entgegen.

Aber mit Nichten, die Dame ließ ihn ganz ruhig auf den Knien liegen, heftete sich ihre Chemisette um Brust und Schultern und setzte sich dann, den Seladon immer liegen lassend, auf das Sopha. Endlich, nachdem sie lange überlegt hatte, erbarmte sie sich seiner, ging auf ihn zu, nahm ihm die Hände von dem schamrothen Gesicht und führte ihn wie ein Kind an

der Hand zum Sopha, wo sie ihm befahl, sich neben ihr niederzusetzen. Leopold wußte nicht wie ihm geschah, denn Alles das konnte nur die Schonung einer vornehmen Dame sein, welche sie ihm angedeihen ließ, um ihm den Text tüchtig zu lesen. Er setzte sich mit einem Armesündergesicht und zu Boden geschlagenen Blicken auf den seidenen Divan, nicht ohne heftig zu erschrecken, als er plötzlich in die weichen, elastischen Kissen tief einsank, und mit den Händen, zur großen Belustigung der Dame, unwillkürlich nach einem Anhaltspunkte haschte.

„Mein Herr," sagte die Dame endlich, „es scheint, daß ich Ihnen einigermaßen gefalle?"

„Oh," sagte der Commis, „oh — oh —"

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihnen in Betreff dessen Etwas mitzutheilen habe," fuhr die Dame beobachtend fort.

Nun wird sie mich gleich einen schamlosen Wicht schelten, dachte Leopold.

„Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß auch Sie mir nicht mißfallen und daß — daß ich Sie deshalb zu mir bestellt habe."

Jetzt erwachte plötzlich ein Löwenmuth in dem beglückten Kammerdiener. Alle Schüchternheit war hinweg, er war wieder ganz — Ladendiener, nämlich keck wie eine Fliege vor dem Gewitter. Theatralisch nieder auf die Knie fallend, ergriff er ohne

Umstände die Hand der Schönen, küßte sie mit Inbrunst und declamirte mit gewohnter Hardiesse:

„Nicht möglich, göttliches Weib! Ich bin der glücklichste Sterbliche. So wissen Sie denn, daß ich Sie — daß ich Euer Gnaden liebe zum Rasendwerden — daß ich —"

„Genug der Betheuerungen," unterbrach ihn die Dame, „auch muß ich mir Ihre Freiheiten verbitten, junger Mann, so lange, bis Sie mir erst einige kleine Fragen genügend beantwortet haben. Ich kenne Sie, Sie sind ein lockerer Zeisig, aber nicht ohne einige gute Eigenschaften. Antworten Sie mir auf die Frage: Wollen Sie mich heirathen?"

Verblüfft sah sie der Ladendiener an, er wußte nicht, was er von dieser Frage halten sollte.

„Ich frage Sie nochmals: Wollen Sie mich heirathen?"

„Aber, mein Himmel," stammelte der Betäubte, „wie soll ich es wagen, Ihnen zu antworten — sind Sie denn nicht —"

„Schon verheirathet — wollen Sie sagen. Sie denken, ein Mädchen würde wohl weder die Freiheit, noch den Muth haben, Sie so allein bei sich zu empfangen — und Sie haben nicht unrecht — ich bin so zu sagen verheirathet, aber doch nicht der Form nach, ich bin kein Mädchen, aber auch keine Frau."

Immer mehr staunte der Commis. „Wie verstehe ich das?" stammelte er.

„I nun — ich will es Ihnen mit einem Worte sagen: Ich bin die Geliebte des Fürsten N*."

Mit diesen Worten stand sie auf und begab sich an den Spiegel, um Etwas an ihrem Haare zu ordnen.

„Sie werden begreifen," fuhr sie hier gelassen zu sprechen fort, „daß ein solches Verhältniß manches Unangenehme hat. Ich habe Verwandte, welche hohe Würden bekleiden, es liegt ihnen daran, daß mein Verhältniß einen Deckmantel erhalte — ich habe zehntausend Gulden jährliche Rente, ich kann Ihnen ein Amt verschaffen, Sie können mich besitzen — was haben Sie mir zu antworten?"

Leopold war nicht der Mensch, welcher an zu großer Zartheit des Ehrgefühles litt, das würde wenig zu einer Stellung gepaßt haben, wo er täglich sein Ehrenwort verpfänden mußte, daß gewisse Stoffe, welche in einer Vorstadt Wiens erzeugt wurden, englisches Fabrikat seien, er fühlte sich berauscht, beglückt von solchen Aussichten, das war ganz seine Methode Glück zu machen und er hatte längst sich mit der Hoffnung getragen, daß er es auf solche Art auch machen werde.

Wir können die weitere Entwickelung des Falles übergehen. Es ist für den Leser genug zu wissen, daß der schöne Leopold — obgleich er, außer einem Bischen Französisch, Nichts gelernt hatte — in acht Tagen bei einer Gesandtschaft angestellt war und mit seiner schönen Gemahlin vierzehn Tage später auf Urlaub

nach dem Seebade Scheveningen reiste, wo der Fürst N* für seine Gicht die Sommerkur gebrauchte.

Achtzehn Jahre später trat eines Morgens der mit einem Orden geschmückte Kammerrath Simmer, in welchem wir unsern Commis wieder finden, in das Schlafgemach seiner, noch mit ihrer Toilette beschäftigten Gemahlin und es entspann sich zwischen den Ehegatten folgendes Gespräch.

„Ich bringe schlimme Botschaft zum Morgengruß, Madame — unser Prozeß mit den Erben des Fürsten ist verloren, wir sind in die Kosten verurtheilt und die Zahlung Ihrer Pension ist eingestellt."

„Schlimm, sehr schlimm, mon ami, ich war aber darauf gefaßt, mich überrascht dieses Unglück nicht, welches ich seit vier Jahren erwartet habe."

„Aber was nun beginnen? Sie wissen, daß uns von allen den Schätzen, welche durch Ihre Hände gingen, Nichts geblieben ist. Das Haus, welches Sie zu führen gewohnt waren, hat uns ruinirt. Wir sind Bettler."

„Bettler? So schlimm ist es wohl nicht, mein Freund, bleibt uns nicht Ihre Gage — wir werden uns einschränken, die Equipage verkaufen und von dieser Gage leben müssen."

„Von meiner Gage? Was fällt Ihnen ein, meine

Theure! Sie wissen, daß sie kaum hinreicht, m e i n e Bedürfnisse zu decken, vielweniger eine Familie zu ernähren."

„Sie werden Ihre Bedürfnisse kleiner machen müssen, wie ich die meinigen — unsere Töchter haben ihre Ausbildung vollendet, wir werden auskommen."

„U n s e r e Töchter, meine Liebe — vielleicht, vielleicht auch nicht — Sie wissen, daß —"

„Mein Herr, Sie nehmen einen Ton an, der beleidigend ist."

„Wie es beliebt, Madame; — ich habe nicht die Absicht Sie zu beleidigen, zumal nachdem Sie ein so großes Unglück betroffen hat. Ich erkläre Ihnen nur ganz einfach, daß ich mich nicht für verpflichtet halten kann, Ihre Familie zu ernähren. Meine Gage, wie gesagt, reicht nur für mich aus."

„Was höre ich, Undankbarer, Du wagst es? Wem dankst Du diese Gage? Mir. Wem dankst Du bei Deiner Unfähigkeit Deinen Rang? Mir. Wem dankst Du selbst dieses Band in Deinem Knopfloch, als mir?"

„Gemach, meine Theure, Sie ereifern sich ohne Noth und Nutzen. Sie haben es mir so oft vorgeworfen, daß ich Ihnen und nur Ihnen Alles danken müsse, daß ich Anlaß genug hatte nachzudenken, wie hoch ich in Ihrer Schuld stehe. Voyons, lassen Sie uns abrechnen, es ist, wie Sie sehr gut fühlen, Zeit dazu. Ich war ein armer Handlungsdiener, als ich

das Glück hatte, Ihre Blicke auf mich zu ziehen, ich war offenbar zu keinem glänzenden Loose weder durch meine Fähigkeiten, noch durch meine Geburt berufen. Aber ich war jung, gesund, glücklich, froh. Ich hatte mein Auskommen — ich stand nicht an der Thüre des Mangels. Ich konnte ein ehrliches Mädchen mit einiger Mitgift heirathen, ein Geschäft etabliren und als redlicher Kaufmann eine immerhin geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. Sie selbst haben mir dies oft zugestanden, und als Sie noch freundlicher gegen mich dachten, ein großes Opfer darin erblickt, daß ich mein Loos an das Ihrige knüpfte. Lassen Sie uns nun abwägen, was Sie mir für jene bescheidenen, aber heiteren Lebensaussichten dargeboten haben. Die erste Blüthezeit unseres Glückes war für mich eine Reihe der bittersten Kränkungen. Ich liebte Sie, Madame, wahrhaft und innig, und mußte verzichten darauf, in Ihnen gleiche Gefühle zu erwecken, ich mußte es dulden, daß ein Greis Ihre Reize entblätterte, daß junge Männer, welche Ihnen gefielen, Ihr heißes Blut kühlten, mir blieb nur der Nachtisch von der offenen Tafel Ihrer Reize, und Sie müssen mir gestehen, daß derselbe nie von einem innigeren Gefühle gewürzt war. — Ich spielte in Ihrem Hause eine traurige Figur. Ich war Demüthigungen ausgesetzt, welche mir jede Lebensfreude verbitterten. Von allem Glanze des Reichthums und einer ausgezeichneten Stellung umgeben, war ich, von Ihren Gästen der

vornehmen Welt abwärts bis zu unseren Domestiken, für Jedermann eine Zielscheibe des Spottes. Alle Unehre Ihres Lebenswandels fiel auf mich zurück, ich war nicht Herr in meinem Hause, wie ich es nicht war in meinem Ehebett. Noch mehr! Als Sie in Gefahr waren, die Liebe des Fürsten zu verlieren, weil ein Officier es ihm verrathen hatte, daß noch Andere von Ihnen beglückt würden, mußte ich mich, um dem Fürsten Sand in die Augen zu streuen, mit dem angeblichen Verleumder schlagen. Sie baten mich auf Ihren Knieen, das Duell anzunehmen, und wollten mit einem der Secundanten verabreden, daß er die bleiernen Kugeln mit aus Korkholz verfertigten vertauschen sollte. Aber die List mißlang — der Secundant des Officiers, welcher nicht viel von meinem Muthe hielt, war aufmerksam, es wurden wirkliche Bleikugeln geladen und ich erhielt einen Schuß in den linken Arm, der mich zum Krüppel machte. — Doch lassen Sie uns von materiellen Vortheilen sprechen. Sie hatten ein Einkommen wie eine Fürstin, aber Sie lebten auch wie eine Person von der höchsten Geburt. Sie hielten Equipage, Dienerschaft, kurz, Sie brauchten was Sie hatten, und mir blieb Nichts als ein elendes Taschengeld. Sie verwalteten Ihre Einkünfte selbst und ich war fast immer auf meine Gage angewiesen. Von allem Luxus, der Sie umgab, hatte ich keinen Mitgenuß, Ihre Equipage diente nur Ihnen, die Lakaien gehorchten nur Ihnen, die kostbarsten Mobilien zierten

nur Ihre Gemächer. Ich war in Ihren Augen nie mehr als das, was man den Elephanten nennt. Was also hatte ich von allem Ihrem Reichthum? Nichts als mein tägliches Brot, welches ich mir unter allen Umständen redlich hätte erwerben können. Was haben Sie mir verschafft, außer diesem täglichen Brot? Nichts als Schimpf und Schande, ein unzufriedenes, gedemüthigtes Herz und das bittere Bewußtsein, meine Ehre in einer unwürdigen Stellung umsonst und für Nichts aufgeopfert zu haben. Ich frage Sie nun, ob Sie das Geringste in dieser Abrechnung unrichtig finden können?"

„In der That, nein, mein Herr, nur das Eine erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Mann Ihrer Art unter allen Umständen in eine unwürdige Lage hätte gerathen müssen — doch was hilft Streit und Zank — wir müssen uns verstehen. Ich bin vor der Welt Ihre Gemahlin, meine Kinder gelten als die Ihrigen — ich sehe, was ich von Ihnen zu erwarten habe, aber Sie werden auch begreifen, daß Sie schon aus Klugheit, wenn auch nicht aus Pflichtgefühl, auf einen Ausweg denken müssen. Was sollen wir thun — oder, wenn Sie wollen, was soll ich thun?"

„Ich habe bereits daran gedacht. Es müßte mich Alles trügen, oder es gäbe ein Mittel unser Haus fortzuführen, wie es ist. Ich erlaube Ihnen bemerklich zu machen, daß Ihre Töchter erwachsen und alle Drei an Schönheit das Ebenbild ihrer Mutter

sind. Schönheit war das Capital, welches Ihnen solche Zinsen an Glanz und Reichthum einbrachte — ich denke, dieses Capital ist verdreifacht und folglich das Unglück nicht so groß, wie es scheint."

„Ich verstehe — es ist ein trauriges Hilfsmittel, aber es ist ein Hilfsmittel. Zwar habe ich immer davon geträumt, für meine Töchter gute Partien zu finden, und der Chevalier Rosonbon von der belgischen Gesandtschaft —"

„Hat mir soeben einen Brief geschickt, worin er mir erklärt, daß er durch neuere Verhältnisse gezwungen sei, auf das Glück, Isabellen zu besitzen, Verzicht zu leisten. Wahrscheinlich hat er erfahren, daß unser Proceß verloren ist. Wir haben keine Hoffnungen von dieser Seite her."

„Dann haben Sie recht, es bleibt uns und unseren Kindern nichts Anderes übrig. Es giebt keine anderen Wege mehr, Mädchen ohne Vermögen zu versorgen."

An einem herrlichen Maitag des Jahres 1822 ereignete sich in der Kärnthnerstraße eine Scene, welche so eigenthümlich und auffallend war, daß der Vorfall bald ein allgemeines Stadtgespräch wurde. Drei junge Mädchen von der ausgezeichnetsten Schönheit, deren Aelteste kaum achtzehn, deren Jüngste noch nicht sechzehn war, alle Drei nach dem neuesten Modejournal

und gleich in rosaseidene Gewänder gekleidet, spazirten sehr langsam durch die Straße. Das Benehmen dieser jungen Mädchen war ziemlich frei und kokett, doch konnte ein Menschenkenner beobachten, daß dieses freie Benehmen nur die Folge einer nachlässigen Erziehung, keineswegs aber ein Zeichen der verlorenen Unschuld war. Alle Drei blühten wie Rosen, das herrliche Email ihres Teints war makellos, ihre Lippen waren frisch und roth, ihre Augen strahlten von Munterkeit und jugendlicher Gefallsucht. Hinter den Mädchen gingen, die Shawls derselben tragend, zwei Bediente, deren Livree über alle Maßen auffallend und mit dem reichsten Goldtressen-Schmuck überladen war. Da es nun eine bekannte Sache ist in Wien, daß Damen von hohem Range und anständiger Familie — was nicht immer identisch ist — auf der Straße jede Schaustellung eines auffallenden Putzes und Gepränges sorgsam vermeiden und über die Maßen einfach gekleidet zu sein pflegen, so ist man ziemlich darin übereingekommen, jede Ausnahme von dieser Regel als ein Zeichen zu betrachten, daß mit solchem Glanz Nebenabsichten verbunden sind. An und für sich erregte schon die außerordentliche Schönheit der jungen Mädchen die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, allein ihre Kleidung, ihr freies Benehmen und die aufgeputzte Livree hinter ihnen, bewirkte ein solches Aufsehen, daß bald eine Anzahl neugieriger junger Leute ihren Schritten folgten. Ein Paar junge Ca-

valiere waren die Ersten, welche ihnen nachgingen, um ihre Wohnung zu erfahren, viele Andere folgten ihrem Beispiel, und bald hatten die jungen Damen ein Gefolge von zwei Dutzend muthwilliger Pflastertreter aus der eleganten Welt, welche hinter ihrem Rücken sich höchst ausgelassen geberdeten. Die Folge davon war einer jener Straßenaufläufe, welche sich in Wien bei der geringsten Veranlassung zu bilden pflegen. Man kann es alle acht Tage fast in Wien ein Mal sehen, daß Tausende von Menschen auf dem Stephansplatze stehen bleiben, um einen Geier zu beobachten, der auf dem Thurme eine Taube speist — eine Veranlassung der Neugierde, welche hier vielfach gegeben war, da es sich hier um drei reizende Täubchen handelte, welche von einem Dutzend Geier verfolgt wurden. Mit Mühe gelang es den plötzlich von allen Seiten umringten Mädchen, sich in einen Fiaker zu flüchten und unter Zurücklassung ihrer Dienerschaft, in Thränen schwimmend, einem Skandal zu entfliehen, welches sie bei mehr Erfahrung hätten voraussehen können. Die Bedienten ihrerseits suchten so gut es ging der Neugierde zu entkommen, aber im Punkte des Zartgefühls nicht so leicht verletzbar wie die Damen, flüchteten sie sich nicht mit solcher Hast, daß nicht einige Cavaliers Gelegenheit gehabt hätten, ihnen die spröde Auskunft über Namen und Wohnort der Mädchen mit Ducaten zu bezahlen. Weinend kamen die Mädchen nach Hause und klagten der Mama den erlebten Affront; aber die

gute Mama lachte über den Schmerz ihrer Kinder und tröstete sie mit den Worten über die ganze Scene:

„Nun, was ist das für ein Unglück — die Wiener sind neugierig, Ihr seid hübsch, habt Aufsehen gemacht . . . danket Gott, daß er Euch nicht zu Vogelscheuchen gemacht hat."

Der Trostgrund war gut — die Mädchen trösteten sich. Papa war zwar etwas mißlaunig, aber auch er tröstete sich und versank in ein tiefes Nachdenken.

Zu dem Hauswesen des Kammerrath Simmer gehörte ein junger Mensch, welcher die Mädchen in mannigfachen schönen Künsten, als Zeichnen, Declamiren, Schönschreiben unterrichtete und das Gnadenbrot im Hause genoß. Er besorgte zugleich Simmers Rechnungen und war dem Hause sehr anhänglich und ergeben. Die Mädchen behandelten ihn wie einen Bruder, neckten und quälten ihn wo sie konnten — aber natürlich waren sie zu schön, als daß er ihnen hätte gram werden können. Die sittliche Aufsicht im Hause war sehr vernachlässigt, eine alte Dienerin, welche früher der Dame Kammermädchen war, kümmerte sich wenig darum, und so nannten die Mädchen den jungen Emil spottweise ihren Hofmeister und trieben Kurzweil mit ihm. Emil war aber so sanft und edel, so keusch und voll Einfalt, daß es ihm niemals in

den Sinn kam, diese Vertraulichkeit zu mißbrauchen. Man hätte sagen können, er wäre spröde gegen die Mädchen, welche sich mit ihm balgten, welche ihn zuweilen mit gemeinsamer Gewalt überfielen, ihn durch List und Gewandtheit zu Boden warfen und die tollsten Ausgelassenheiten trieben, — denn immer war er es, den sie seiner Schüchternheit und Ehrbarkeit wegen den „heiligen Aloisius" nannten, welcher dem Scherz ein Ende machte, sobald er in irgend eine Unschicklichkeit ausartete.

Emil war sich selbst überlassen — er hatte weder Vater noch Mutter, sein Vormund kümmerte sich um ihn wenig. Dennoch hatte er sich gern der Täuschung hingegeben, ein Glied der Familie zu sein. Er begriff sehr spät, welchen Umständen dieses Hauswesen seinen Glanz zu danken hatte. Was fremde Leute ihm sagten, glaubte er nicht — aber bald wurde es in ihm licht über die Verhältnisse des Hauses, als er bei Durchsicht der Rechnungen seines Herrn zufällig auf die Proceßakten stieß, welche den Handel der Dame des Hauses mit dem Fürsten N* aufdeckten — und zwar bis auf die kleinsten Details. Zu derselben Zeit bemerkte er, wie die Einkünfte des Hauses aus anderen Quellen kamen wie bisher, er fand Schulden vor und begriff nun erst, auf welchem Boden er stand.

Unter den drei Mädchen hatte er Alwinen, die Jüngste, am meisten liebgewonnen. Zwar wußte er nicht, weshalb, denn Alwine, ein Kind von sechzehn Jahren,

spielte ihm gerade die tollsten Streiche und schien es darauf abgesehen zu haben, ihm das Leben sauer zu machen. Sie war es, die ihm des Morgens statt des gestoßenen Zuckers Salz zum Kaffee brachte, die jede seiner Bewegungen, seinen Gang, seine Geberden nachahmte und verspottete, die ihm Tinte in die Streusandbüchse goß, in sein Schlafzimmer eine Menge Grillen brachte, welche dem Armen den Schlaf raubten, und tausend Possen trieb, die manchmal recht boshaft waren. War er dann aber böse, so kam sie leise hinter seinem Rücken herangeschlichen, schlang ihren Arm um seinen Hals und sah ihm mit dem schalkhaften reizenden und so unschuldvollen Auge in das verdrießliche Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen. Ach, sie wußte ja selbst nicht, was sie fühlte — sie war nur muthwillig so lange er es geduldig hinnahm, — aber wenn sich sein Gesicht verfinsterte, empfand sie einen so wahren innigen Kummer, daß ein Blick hinreichte, um dem Gekränkten zu sagen: „Du bist mir theuer!"

Emil hatte das zwanzigste Jahr zurückgelegt. Er war aber, von Kindheit sich selbst überlassen, an Verstandesreife seinem Alter vorangeeilt. Nur sein Herz begriff Nichts von den Schlechtigkeiten dieser Welt, sein Verstand hatte sie längst durchschaut. Als Emil die Quellen des Wohlstandes der Familie entdeckt hatte, als er bemerkte, daß sie vertrocknet waren, als er dem ungeachtet keinerlei Anstalten zu Einschränkungen ersah, als er gewahrte, wie man ihn allmälig bei

Seite schob, Geheimnisse vor ihm hatte, als er entdeckte, daß die Mädchen gegen ihn scheu, zurückhaltend und fremd wurden, und zwar in dem Grade, als sie gegen mehrere sehr schnell mit der Familie bekannt gewordene Hausfreunde vertraulich geworden waren, daß sie plötzlich kostbaren Schmuck, prächtige Kleider, Putz und Tand aller Art aus unbekannten Einkommequellen erhielten, da tagte in ihm die Gewißheit auf, daß die Mädchen von ihren eigenen Eltern dem Verderben geweiht wurden. Sein Kummer hierüber wurde zu einer Art stillen Verzweiflung, da er wohl einsah, in seiner Stellung habe er nicht das geringste Recht, sich in die Angelegenheiten des Hauses einzumischen. Seine einzige Hoffnung beruhte auf Alwinen. Er wollte sie warnen — er wollte von ihr erfahren, wie es um diese plötzlichen Geheimnisse stünde, wie weit die Gefahr gediehen sei. Er bat sie um eine geheime Unterredung: die jungen Leute fanden sich in einem öffentlichen Garten.

Alwine empfing den jungen Menschen ziemlich ceremoniös — ihre natürliche Unbefangenheit war bereits einem Wesen gewichen, welches der Vorbote des sittlichen Verderbens ist. Dieser Empfang, indem er die Hoffnungen Emils fast völlig niederschlug, ermuthigte ihn doch zu einer Sprache, welche er sonst nicht gewagt haben würde. Der Groll, welchen er empfand, löste ihm die Zunge.

„Alwine,“ sagte er, „ich weiß nicht, ob es Ihnen

bekannt ist, daß mir Ihr Schicksal nicht gleichgiltig ist, — daß ich Sie und Ihre Schwestern wie ein Bruder liebe."

„Warum sollte ich daran zweifeln?" sagte Alwine, „sind Sie doch mit uns aufgewachsen — aber was fehlt Ihnen? — wären Sie nicht so traurig, ich müßte über Ihre Feierlichkeit lachen."

„Wollen Sie mir, theure Alwine, wollen Sie mir redlich und wahr auf einige Fragen antworten, wenn ich Ihnen sage, daß davon mein Leben abhängt?"

Bei diesen Worten ergriff er in heftiger Aufregung die Hand des Mädchens. Seine bewegte Stimme, die in seinen Augen zitternden Thränen rührten sie — mit einem kindlich zutraulichen Blick antwortete sie herzlich:

„Ja, gewiß, ich will es!"

„Wissen Sie, daß Ihr Vater einen wichtigen Proceß verloren und mit ihm sein Vermögen, seine Einkünfte?"

„Ich weiß es!"

„Wissen Sie, aus welchen Quellen er den Aufwand bestreitet, den Sie dennoch machen?"

Das Mädchen stockte. Nach einigem Nachdenken sagte sie entschlossen:

„Hören Sie, Emil, ich will offen mit Ihnen reden. Ich sehe wohl, wo das hinaus will. Meine Schwestern haben mich auf die Scene vorbereitet. Ich

sehe, daß sie recht hatten. Sie sind eifersüchtig, lieber Emil. Ich will Ihnen sagen, was ich weiß. Die Mutter hat glänzende Aussichten mit meinen Schwestern. Der Graf Mirois und der Banquier Zoller bewerben sich um sie. Aber die Sache ist noch ein Geheimniß. Zoller hat meinem Vater Vorschüsse gemacht. Es sind noch Familienhindernisse vorhanden, welche eine Verbindung auf beiden Seiten hindern. Niemand darf von dieser Sache Etwas erfahren — hören Sie, bei Ihrer Ehre, Emil. Nun wissen Sie Alles."

„Lug und Trug," rief Emil erzürnt aus. „Alwine, ich sehe, um was es sich handelt: man hintergeht Sie, man bereitet Sie vor, man führt Sie in's Verderben!"

Verdrießlich wandte sich Alwine ab:

„Ach, Sie sind doch heute in einer abscheulichen Laune — wissen Sie, daß Sie so ganz und gar häßlich aussehen? Sie sind eifersüchtig und mißtrauisch. Ich will Ihnen Alles sagen. Die Mutter hat mich längst gewarnt vor Ihnen. Ich sehe, sie hatte Recht. Sie meint es gut mit ihren Kindern. Sie wissen selbst, wir haben unser Vermögen verloren — ich bin ein armes Mädchen und Sie sind noch ärmer als ich. Ich bin Ihnen von Herzen gut, aber Sie können, wenn Sie mich lieb haben, nicht meinem Glück im Wege stehen wollen. Meine Mutter hat mich aufgeklärt, was ein armes Mädchen zu erwarten hat.

Sie kennt die Welt — wir nicht, am wenigsten Sie, Emil. Schlagen Sie sich die Grillen aus dem Kopf, Emil, und beunruhigen Sie mich nicht mehr. Leben Sie wohl — ich muß nach Hause, wir fahren heute mit dem Banquier Zoller nach Laxenburg."

Damit ließ sie Emil stehen und entfloh.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Kammerrath!" sagte eine bejahrte, anständig, doch ärmlich gekleidete Frau zu Simmer, welcher auf eine briefliche Einladung sich zu ihr begeben hatte — ungefähr acht Tage nach diesem letzten Rendezvous Emils mit Alwinen, „wie ich Ihnen sage, sechstausend Gulden sind in meinen Händen, und ich bin beauftragt, Ihnen diese Summe anzubieten, wenn Sie Ihre jüngste Tochter bewegen, dem jungen Cavalier eine Nacht zu schenken. Auch hat Ihr Advocat bereits Deckung für viertausend Gulden in Händen, welche morgen von Ihnen bezahlt werden sollen, — ich habe die Anweisung des Cavaliers in Händen — Sie sind von aller Sorge befreit, wenn Sie den Antrag annehmen. Da Ihre beiden anderen Töchter öffentlich von dem Grafen und dem Banquier ausgehalten werden, so sehe ich nicht ein, was Sie für Bedenklichkeiten in Bezug auf Alwinen haben. Also erklären Sie sich — wollen Sie oder nicht?"

Der Herr Kammerrath war in großer Unruhe. Ein solcher offener Handel, ein so unverblümter An=

trag verletzte sein „Ehrgefühl". Diese Frau, sah er, machte wenig Umstände mit ihm, sie war offenbar eine gemeine Person — wie leicht konnte er compromittirt werden. Zu jeder anderen Zeit hätte er aus Vorsicht den Antrag ausgeschlagen, aber morgen waren die Wechsel fällig, sein Amt, seine „Ehre" — Alles stand auf dem Spiele.

„Wohlan — ich will," sagte Simmer seufzend — „was habe ich zu thun, um das — Geld in meine Hände zu erhalten?"

„Mein Cavalier verlangt nichts Anderes, als einen Brief Ihrer Tochter, worin sie ihm anzeigt, daß sie den Antrag annimmt, daß sie weiß, um was es sich handelt."

Ohne ein Wort zu sagen, verabschiedete sich Simmer, und versprach in einer Stunde wiederzukommen.

Wirklich kam er — bleich, verstört, zitternd — den Schweiß sich von der Stirne trocknend und händigte dem Weibe einen versiegelten Brief ohne Adresse ein. Die Alte erbrach denselben und las bedächtig und langsam folgenden Inhalt:

„Mein unbekannter Freund!

„Indem ich Ihnen für das mir übersandte herrliche Geschenk, noch mehr aber für die meinem Vater geleistete Hilfe innigst danke, halte ich es für meine Pflicht, Alles zu thun, was im Stande sein kann, einem so edlen Mann für seine Groß-

muth erkenntlich zu sein. Ich werde heute Abend Ihrer Einladung folgen, und bitte Sie nur zur möglichsten Schonung meines Rufs alle erforderliche Vorsicht zu beobachten.

Alwine."

„Das ist deutlich," sagte die Alte, „und hier, mein Herr, das Capital, worüber ich Sie bitte mir einen Empfangschein auszustellen."

Simmer, fortwährend in der größten Aufregung, that, wie ihm geheißen worden, raffte die Obligationen und Banknoten zusammen, legte drei Hundert-Guldenscheine auf den Tisch und empfahl sich. Aber die Frau eilte ihm auf dem Fuße nach und gab ihm das zurückgelassene Geld mit den Worten zurück:

„Mein Cavalier hat mir strenge untersagt, von Ihnen eine Erkenntlichkeit anzunehmen, — er war so überaus großmüthig gegen mich, daß ich diese Kleinigkeit ausschlagen kann."

„Der Mann ist also enorm reich, wie es scheint," sagt Simmer, sich erstaunt wieder umwendend.

„So vermuthe ich."

„Wie denn," fuhr Simmer fort, „wäre es nicht denkbar, daß sich ein geordnetes Verhältniß zwischen ihm und meiner Tochter entspänne? Ich gestehe, daß die ungenirte Manier dieses Herrn mir etwas peinlich ist."

„Sehr möglich," sagte die Frau, „ja es scheint

sehr wahrscheinlich. Der Mann ist bizarr, vielleicht ist er ein Engländer."

„Sie kennen ihn also auch nicht?"

„Nein!"

„Sonderbar, indessen — er muß sehr reich sein."

„Gewiß —"

„Hören Sie, Madame, wenn Sie es dahin bringen könnten, wie ich sagte — ich würde sehr erkenntlich sein."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Simmer, und trug seine Silberlinge und das Bewußtsein nach Hause, sein leibliches Kind an die gemeinste Wollust verkauft zu haben.

Emil war nicht mehr zu kennen. Still und in sich versunken weilte er oft ganze Tage lang in seiner Schreibstube, ohne sich blicken zu lassen. Sein Entschluß gedieh bald zur Reife — er mußte dieses Haus meiden, ihm entfliehen. Alwine wich ihm sichtlich aus, sie vermied alle Gespräche mit ihm, die übrigen Personen des Hauswesens folgten ihrem Beispiel — Emil war überflüssig. Er packte daher sein Bündel, nahm Abschied und wollte eben das Haus verlassen, als Alwine auf seine Stube kam. — Sie war mit äußerster Sorgfalt coeffirt — ihre Kleidung war sehr geschmackvoll — zum ersten Male mit jener Koketterie geordnet, welche bereits darauf abzielte, ihre jugendlichen

Reize geltend zu machen. Der kleine reizende Busen war unverdeckt, die zarten Schultern entblößt, ihre Taille, gut umschlossen, zeigte das Ebenmaß ihrer überaus zarten Gestalt auf das Vortheilhafteste.

„Emil," sagte sie, „wir müssen also scheiden — Sie sind doch nicht böse?"

Dabei schwammen ihre Augen in Thränen. Sie war in einer außerordentlichen Aufregung, ihr Gesicht glühte, ihr Athem war befangen, sie zitterte heftig.

„Was soll ich hier?" sagte Emil, „ich müßte von Stein sein, um nicht vor Gram zu vergehen, über das, was ich sehe."

„Ach, Emil!" entgegnete Alwine, „warum müssen Sie uns gerade heute verlassen, es ist ein sehr wichtiger Tag für mich — o wenn Sie wüßten — Emil, Emil, ich bin recht traurig."

Emil zuckte schweigend die Achseln — eine Pause — dann setzte er sich an den Flügel, wo er so oft mit Alwine zusammen musicirt hatte, und spielte eines jener zarten melancholischen Liedchen, welche Alwine so liebte, obgleich ihr Gemüth so froh und heiter war, wie das einer Lerche. Er spielte nicht lange — aber mit welcher Empfindung! — als ihm die Thränen stromweise über die Wangen liefen. — Es war jedoch eine heitere Ruhe in seinem Schmerze, welche mit der Aufregung Alwinens seltsam contrastirte. Sie saß hinter ihm auf einem Stuhle und bald vernahm er ihr heftiges, krampfhaftes Schluchzen. Plötzlich aber fühlte

er sich umhals't, krampfhaft umschlungen, erstickt von Küssen, gebadet in heißen Thränen. — O ihr herzlosen Wüstlinge, möchtet ihr den tiefen Seelenschmerz begreifen, womit die Unschuld Abschied nimmt von ihrem Genius!

Sie hielten sich lange umschlungen, aber endlich wand sich Emil von ihr los, trocknete ihre und seine Thränen und sagte trocken und gefaßt:

„Sei ruhig, meine Schwester, das bist Du mir in dem Augenblick geworden, — ich rette Dich und wäre es aus den Klauen der Hölle."

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre — die Mama trat ein — sie begriff sogleich die Scene und fragte ernst, aber nicht mit jener mütterlichen Strenge, welche nur einer tugendhaften Mutter erlaubt ist:

„Was soll das?"

„Ich habe Abschied genommen von Emil," sagte Alwine, indem sie ihrer Mutter folgte. „Das ist Alles."

Emil verließ wenige Augenblicke darauf das der Sünde und Schmach geweihte Haus.

Alwine aber kehrte zu ihren Schwestern zurück. Sie hatten noch so viel zu ordnen an ihrem Putz, sie mußten die unschuldige Seele beruhigen, sie vorbereiten auf Das, was ihr bevorstand, und sie entledigten sich ihres Auftrags mit aller Finesse der weiblichen Falschheitskünste. Eine gefallene Schwester hat für

ihre noch schuldlose kein Erbarmen! Nur jenen Spott, der wie ein fressendes Gift auf die Unschuld fällt, nur jene heiteren Schwänke, welche den Ernst sittlicher Betrachtungen verscheuchen, nur jene prosaische Verstandesrechnung, womit man die Einwendungen des besseren Gefühles schlagend widerlegt!

„Ach, gottlob!“ sagte Henriette, „daß der Phantast fort ist. Er hätte unser gutes Alwinchen noch verrückt gemacht. Diese Tollheit — Nichts zu haben und von goldenen Bergen träumen — in stiller Hütte vier Wochen zu hungern und dann die Frau wegjagen — das sind die Aussichten, die er Dir bieten konnte. Er ist ein completer Narr und hat keine Welterfahrung — man muß ihn ziehen lassen. Nein, unser Alwinchen ist nicht bestimmt, von einem solchen Betteljungen gepflückt zu werden. Er wird schon irgend eine Küchenmagd finden, welche ihn tröstet.“

Alwine antwortete Nichts; aber die Schwestern hatten die kostbaren Brillantohrringe, die Armbänder und feinen Ketten vor ihr ausgebreitet, welche ihr der Unbekannte angeblich geschickt hatte. Sie sprachen von ihren eigenen Aussichten — auf große Güter, Landhäuser, Equipagen, hochadelige Titel, — ach, welch' ein armseliges Schicksal hätte ihr Emil bieten können, ihr, die gewohnt war in Seide und Sammet zu gehen, nie zu arbeiten, sich den ganzen Tag zu putzen und täglich bis Mittag zu schlafen! Es gelang den Trostgründen der Schwestern, sie zu beruhigen, man hatte

nur noch ihr Schamgefühl abzustumpfen, ihre sinnliche Eitelkeit zu erwecken.

„Wahrlich, Schwester," sagte die Aelteste, „Du bist schöner als wir, dieser niedliche Busen, diese blendende Weiße und Zartheit der Haut und — ha, ha — wahrhaftig, Du wirst mehr Glück machen, als wir."

Dabei tätschelten sie ihre Wangen und Schultern, umarmten sie mit einer gewissen Inbrunst und neckten ihre Schamhaftigkeit auf mancherlei Weise. Es war in diesem Hause schon jener Ton heimisch, welcher Alles verdirbt um sich her, welchem kein weibliches Wesen nahe treten darf, ohne Abbruch an seiner Reinheit zu leiden, ohne seine Seele zu beflecken.

So beredtsam ist nicht die Liebe, nicht die Begeisterung, wie die Verruchtheit verdorbener Weiber, welche ein Opfer mit sich in's Verderben reißen wollen. So uneigennützig ist nicht die Tugend, wie das Laster, welches verführt, nur um des Lasters willen, nur um der Befriedigung wegen, ein Geschöpf mehr in seinen Abgrund gerissen zu haben. Die Gefallenen können den Gedanken nicht ertragen, daß sich Andere über ihre sittliche Verworfenheit erheben sollen: Mütter suchen ihre Töchter, Schwestern ihre Schwestern zu verderben, um sie sich gleich zu machen. Welche Beredtsamkeit, welche Täuschungen, welche Lügen wurden aufgeboten, das Kind zu überzeugen, sie gehe ihrem Glücke entgegen, der Wüstling, der ihrer begehre, wünsche ihr sehn-

lichst Rang, Vermögen, Alles zu Füßen zu legen. Es komme nur darauf an, seiner Leidenschaft nicht zu widerstreben, ihn durch Ergebung in helle Flammen zu setzen. Endlich war das Werk gelungen, das Opfer glaubte, hoffte, glühte — man konnte auf sie vertrauen, anf ihre sinnliche Schwäche, ihre Eitelkeit, ihre „Aufklärung". Die Philosophie des Eigennutzes sollte die Henkerin ihrer Unschuld werden. Man entließ sie mit Glückwünschen, man beneidete, schmeichelte, vergötterte sie. Verwirrt, betäubt, berauscht von schwärmerischen Hoffnungen, stieg sie in den Wagen — Kußhände, lächelnde Winke, verstellte neidische Seufzer begegneten den letzten Blicken, welche sie auf ihr väterliches Haus warf, — der Wagen rollte fort, sie sollte nicht wieder zurückkehren.

Zehn Minuten — länger nicht — brauchten die leichtfüßigen Ungarpferde, um das geschmückte Opfer an den Ort zu bringen, wo das Rendezvous stattfinden, sie die erste Nacht außer dem väterlichen Hause in den Armen eines ihr fremden Mannes zubringen sollte. Welche Vorstellungen stürmten auf sie ein, welche Bangigkeit, welche Gluth der Phantasie! Sie war blindlings den Rathschlägen ihrer Mutter gefolgt — welchen anderen sollte sie folgen? Zwar begriff sie nicht, welchen Grund ein reicher, junger, wohlgebildeter Mann haben sollte, so geheimnißvoll, so unzart

ihren Besitz zu erstreben — aber die Mutter wußte das besser verstehen.

Der Wagen hielt vor einem kleinen niedlichen Häuschen — mit klopfendem Herzen stieg sie aus, eine Frau von gutmüthigem freundlichen Wesen empfing sie und führte sie in das erste Stockwerk, in das Innere einer ganz einfach, aber anständig möblirten Stube.

„Machen Sie es sich bequem," sagte die Frau, „nehmen Sie vorlieb mit den Bequemlichkeiten, welche ich Ihnen bieten kann — ich gehe, den Herrn, der Sie erwartet, zu rufen."

Man ließ sie allein.

Sie hatte erwartet in einen prächtigen Salon geführt zu werden — wie contrastirte diese bescheidene Stube mit ihren Erwartungen! Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich ihrer: — wie sollte sie sich benehmen, mit welcher Miene den Fremden empfangen? Rings um sich fand sie Gegenstände, welche für einen Tempel des Vergnügens übel gewählt waren. Religiöse Bilder bedeckten alle Wände und auf einem Spiegeltisch stand ein großes Crucifix. Ihre Blicke konnten sich nicht davon trennen — diese ernste Mahnung stimmte zu sehr mit einer inneren Stimme überein, welche ihr Vorwürfe machte. Sie dachte der Mahnungen des Priesters, der ihr die Begriffe von Religion und Tugend beigebracht hatte. Zwar hatte sie von ihren Eltern oft dieser Vorurtheile spotten

gehört, aber ihr Herz widersprach den kalten Lehren einer Vernunft, welche sie nicht fassen konnte. Zweifel erwachten in ihr, Zweifel, welche ihr kindlich vertrauendes Herz nie gekannt hatte, denn sie liebte diese Mutter, welche sie preisgab.

Ihre Aufregung wuchs mit der Dauer ihrer Einsamkeit. Sie horchte auf jedes leise Geräusch — immer noch blieb sie allein. Sie erinnerte sich einer frommen Gewohnheit: bei jedem wichtigen Schritt, den sie unternahm, zu beten. Sehnsüchtig nach innerer Beruhigung richteten sich ihre Blicke auf das Kreuzbild — aber sie zitterte sich ihm zu nähern.

„Wäre es nicht Gotteslästerung, zu beten," dachte sie, „wenn man im Begriff steht zu sündigen!" Schauder begleiteten diesen Gedanken.

„Sündigen — warum soll — warum muß ich sündigen? — mein Herz trieb mich nicht hierher — mein Gewissen hielt mich zurück — warum muß ich sündigen?"

Vergeblich suchte sie sich der Beweggründe ihrer Handlung zu entsinnen. Die Künste der Verführung hatten ihren nur auf den Augenblick berechneten Zauber verloren, die Aussichten, welche man ihr vorgespiegelt, hatten in ihrem Gedächtniß nicht gewurzelt, ihr natürlicher Verstand fand keine Rechtfertigung für einen Schritt, der eben so leichtsinnig als verdammlich war. Sie erschrak vor der Entdeckung, die sie machte, daß man sie nur durch ununterbrochenes Zureden, Schmei-

cheln, Verhöhnen, Vorwürfe und Drohungen dahin gebracht hatte zu gehorchen. Zu diesen Gedanken gesellte sich eine kindische Furcht. Wie, wenn man sie hierher verlockt hätte, um sie zu berauben, zu ermorden?

In dieser Stimmung hörte sie plötzlich im gedämpftesten Pianissimo einen Flügel spielen. Horch, dies Präludium klang ihr bekannt — „Emil, Emil, Emil," rief sie unbewußt aus, „ach, mein Emil, mein guter, sanfter Emil!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen — sie weinte — sie gedachte seiner Worte, seiner stummen Zärtlichkeit, seiner Vorwürfe, — ja gewiß, er hat Recht — er liebte sie ja — er sagte die Wahrheit — „ja, sie führen mich in's Verderben, sie wollen mich tödten, — fort — hinweg, ehe es zu spät ist! —"

In Todesangst spähte sie nach den Fenstern — dicke Finsterniß lag auf der Straße, nach der Thüre — sie war — aus Vorsicht — geschlossen, ihre Furcht erreichte den Grad des Schreckens, und unbewußt fing sie plötzlich an zu schreien: „Emil, Emil, Emil!"

Da flog eine Thüre auf — sie traute ihren Augen nicht — ein Traum oder ein Engel in seiner Gestalt — sie flog in seine Umarmung. Dann — jetzt hatte sie den Muth dazu — stürzte sie vor das Crucifix und betete laut: „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich gerettet hast!"

Jetzt fürchtete sich das Kind nicht mehr, jetzt ward ihr plötzlich heimlich in der Stube, jetzt war die Phantasie geheimer Sinnlichkeit von ihr entflohen, jetzt haderte ihr Gewissen nicht mehr, ihr Inneres war ruhig, sie trachtete nicht mehr zu entfliehen.

„Aber erkläre mir doch, Emil," sagte sie endlich, „wie konntest Du wissen, ahnen ...? — wie kamst Du hierher?"

Emil zögerte zu antworten.

„Ein guter Genius," sagte er endlich, „hat Dich bewacht; — komm, höre mich an — ich muß Dir eine Geschichte erzählen, meine liebe, liebe Schwester, es wird Dir Alles klar werden — vielleicht auch wird Alles gut — es kommt auf Dich an, — aber unterbrich mich nicht — höre mich bis zu Ende."

Mit diesen Worten führte er sie zu einem Sopha, nahm ihre Hände in die seinigen und nach wiederholtem Athemholen begann er folgende Erzählung, worauf er sich offenbar lange vorbereitet hatte.

„Es sind ungefähr zwanzig Jahre her, als in dieser Stube hier vor diesem Crucifix, im Angesicht dieser frommen Bilder hier, eine fromme, gute, ehrwürdige Frau das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauschte. — Sie war die Witwe eines braven Officiers, welcher in der Schlacht geblieben war; sein Tod brach auch seinem Weibe das Herz und an ihrem Sterbelager weinte eine Waise — eine Tochter, so schön, blühend, jung, wie Du — und nicht minder

froh und, verzeih' mir das Wort, leichtsinnig. Die gute Frau, welche Dich hierher geführt, ihre Tante, nahm sich der Verwaisten redlich an; selbst arm, konnte sie ihr zwar keinen Ersatz für ihren Verlust bieten, aber sie vor Mangel und Schande durch Arbeit und mütterliche Strenge schützen. Aber Theodore war bessere Tage gewohnt, dieses mühselige verborgene Leben, welches ihre Tante gewohnt war, sagte ihr wenig zu, sie war eitel, gefallsüchtig — junge Männer stellten ihr nach und spotteten ihrer Ehrbarkeit. Man stellte ihr vor, welche glänzende Lage sie erreichen könnte durch die Vorzüge ihres Körpers und Geistes. Ein junger Mann, Adjutant eines Herzogs, verführte sie und bewog sie zu entfliehen. Die gute besorgte Tante konnte ihre Spur nicht auffinden — endlich aber an einem Sonntage, wo sie sich Erholung gönnte, entdeckte sie die Verborgene — kaum traute sie ihren Augen — in fürstlichen Gewändern, in einer prachtvollen Equipage, deren Pferde ihr den Koth in's Angesicht spritzten. Sie glaubte, eine Aehnlichkeit äffe sie, und fragte um den Namen der Dame — ein Vorübergehender sagte ihr lachend: „Ja das ist ein schönes Weibsbild — es ist eine Maitresse des Herzogs, der alle vier Wochen eine Andere hat — die wird's auch nicht lange treiben." Noch zweifelte sie an der Identität der Person, welche sie sah, mit ihrer Nichte, aber eingezogene Erkundigungen überzeugten sie, daß sie richtig gesehen hatte. Ihre erste Sorge war nun, ihre

Nichte zu retten. Durch Bitten und Drohungen gelang es ihr, sich Gehör zu verschaffen, denn sie war als nächste Anverwandte berechtigt, sich ihrer Nichte anzunehmen. Das verführte Opfer, schon zu tief in ihrer Verirrung versunken, empfing sie mit einer erheuchelten Reue, sie versprach das Verhältniß mit dem Herzog, der als Libertin und Wüstling berüchtigt war und nicht einmal an eine ernstliche Liaison für immer dachte, abzubrechen und einen jungen, rechtlichen Mann zu heirathen, den sie zufällig kennen gelernt, und welcher sie zu versorgen im Stande sei. Die Tante erkundigte sich nach dem jungen Mann bei einem Kaufmanne, in dessen Diensten er gestanden, den er aber verlassen, um wegen seiner angeblichen Geschicklichkeit als Secretär bei einer Gesandtschaft angestellt zu werden, und erfuhr nichts Nachtheiliges über ihn. Wirklich wurde die Heirath vollzogen und die befriedigte Tante überließ nun die scheinbar Reumüthige, unverdient Beglückte mit Ermahnungen und Segenssprüchen ihrem Gatten. Allein bald erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß diese Heirath von des Herzogs Adjutanten eingeleitet worden, um das Verhältniß mit dem Herzog, in dessen Dienste der junge Mann plötzlich übertrat, zu bemänteln. Unter solchen Umständen betrachtete die Tante ihre Mündel für verloren, und die Unglückliche war es in der That. Nach drei Monaten schon suchte sich der Herzog ihrer zu entledigen, er fertigte sie ein für alle Mal mit einer bedeutenden Summe

ab, ließ ihr aber außerdem eine kleine Pension auszahlen. Die Unglückliche hätte noch Zeit gehabt, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, aber gewöhnt an Luxus, Pracht und einen ausschweifenden Lebenswandel, fiel sie aus einer Hand in die andere, und man nennt eine Unzahl von reichen Cavalieren und Kaufleuten, welche allmälig durch ihre Verschwendung zu Grunde gerichtet wurden, ohne daß die Zügellose dadurch bereichert worden wäre; sie verschwendete Alles! Denn wisse, mein Kind, der Erwerb des Leichtsinns geht den Weg des Leichtsinns. — Inzwischen hatte sie drei Töchter geboren — unterbrich mich nicht, Du mußt Alles hören — drei Töchter, deren Väter man nicht kannte — welche in Wohlleben und Luxus auferzogen wurden, ohne die Quelle kennen zu lernen, woraus derselbe bestritten wurde. Der Herzog starb — die Pension wurde nicht mehr ausgezahlt. Allein die Unglückliche hatte alle Künste der Intrigue kennen gelernt. Sie begann einen Proceß gegen die Erben des Herzogs und suchte zu beweisen, daß ihre Kinder seine natürlichen Töchter seien. Allein die Erben bewiesen durch ihren Sachwalter die Unmöglichkeit dieser behaupteten Thatsache durch unumstößliche Beweise, sie wiesen der Klägerin eine Reihe von Ausschweifungen nach und machten viele Personen namhaft, welche in der Zeit vor der Geburt dieser Kinder mit ihr im vertraulichen Umgang gestanden hatten — denn mehrere dieser Personen waren selbst Erben des Herzogs. Die

Unglückliche war jetzt ihrer letzten Stütze beraubt. Ihre Reize waren verwelkt, — sie warf einen Blick auf ihre Töchter und beschloß sie nun für den Erwerb der Schande heranzuziehen. Es wurden ihnen in frühester Jugend leichtsinnige Grundsätze beigebracht, ihre Sinnlichkeit erregt, ihrer Gefallsucht geschmeichelt —"

In heftiger ahnungsvoller Bewegung erhob sich Alwine, aber Emil ließ ihre Hände nicht los:

„Bleib', Alwine!" rief er und eine Thräne perlte über seine Wange; „bleib', bei Deinem Leben, höre mich ruhig zu Ende. Es gilt Dein — und mein Leben."

„Eines Tages," fuhr Emil mit vor Bewegung stockender Stimme fort, „kurz nach dem Verluste des Processes und nach der Erklärung ihres Gemahls, daß er für Kinder nicht sorgen wolle, welchen er nicht das Leben gegeben — schickte diese unnatürliche Mutter ihre Töchter in auffallender Kleidung auf die Straßen Wiens — sie sollten Aufsehen machen — man sollte sie als der Schande geweihte Opfer kennen lernen — sie sollten die Blicke der Reichen auf sich ziehen. — Die Unglücklichen gingen, ohne den Plan zu kennen, den man hatte; es entstand ein Straßenskandal, der, wie die Mutter wohl berechnet hatte, die Waare bekannt machte. Die Namen der drei Mädchen wurden von der galanten Welt in die Register der käuflichen Dirnen eingezeichnet, man

gab ihnen den Handwerksnamen: „Die drei Grazien.“

Emil sprach diese Worte mit einem bittern, grausamen Nachdruck, der die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte. Laut schluchzend verbarg Alwine das von ihrem Geliebten so wohlthätig gepeinigte Gesicht in seine Hände und stammelte: „Ach Gott, mein Gott, hör' auf — ich ertrag' es nicht!“

„Du mußt bis zu Ende hören,“ fuhr Emil unerbittlich fort. „Gott wird Dir Kraft verleihen. — Höre mich weiter. Bald — denselben Tag kam es wie die Mutter erwartet hatte. Kuppler und Kupplerinnen gingen aus und ein in dem schmacherfüllten Hause — die reichsten Wüstlinge machten ihre Anträge — man wählte unter ihnen für die noch schuldlosen, aber schon sittlich vorbereiteten Mädchen, die jüngsten, welche das vortheilhafteste Aeußere hatten — und bald waren die beiden älteren Töchter geopfert. Als diese endlich — und gar bald die Täuschung erkannten, als sie gewahrten, daß der Preis für ihre Herabwürdigung das ganze Haus erhalten müsse, als es zu spät war umzukehren, schlossen sie mit der Mutter ein Bündniß, auch die dritte Schwester in den Erwerbsstand zu setzen. Nichts schien ihnen, den Geopferten — welche sich gern opferten — billiger. Wenige Tage noch — und auch diese war verloren.“

Hier gestattete sich Emil einen Ruhepunkt, wäh-

rend dessen er sich zu dem Schlusse seiner furchtbaren Erzählung sammelte. Zitternd, mit niedergeschlagenen Augen und heftig pochendem Herzen hörte Alwine ihn bis zu Ende.

„Zu der Zeit, als dies geschah," fuhr er, die Augen senkend, fort, „befand sich in dem Hause dieser unglücklichen Mutter ein junger Mann, welcher die jüngste der Schwestern mehr liebte als sein Leben! — —"

„Dieser junge Mann hatte lange Nichts von Allem, was vorging, begriffen. Ein Zufall aber spielte ihm die Acten jenes furchtbaren, schändlichen Processes in die Hände, er fand darin die ganze Lebensgeschichte dieser Mutter und auch den Namen und die Adresse ihrer ehrwürdigen Tante, welche man so frech war, selbst als Zeugin vor Gericht zu laden. Er beschloß Alles zu wagen, um — nachdem es zu spät war für die Anderen — wenigstens seine Geliebte vor dem Schicksale ihrer Schwestern zu retten. Aber leider war das Gift der Verführung in ihr Herz gedrungen. Jeden Augenblick konnte sie geopfert werden. Der junge Mann wandte sich zuerst an den ewigen Sachwalter aller Unglücklichen — an seinen Schöpfer. Dieser gab ihm einen Gedanken, einen Plan ein, dessen Ausführung zwar viele seiner Lebenshoffnungen zerstören, ihn der Aussicht auf ein minder beschwerliches Leben berauben, aber wenigstens sicher zum Ziele führen mußte, wenn in dem Herzen

seiner Geliebten, das er vollkommen kannte als ursprünglich edel und sanft, nur noch ein Rest von Tugendgefühl sich fand. Es galt, ihr mit einem schrecklichen Schlage den Abgrund zu zeigen, an welchen man sie spielend geführt hatte. Es galt ein Mittel zu finden, um nöthigen Falls das bereits geschmückte Opfer mit Gewalt und Hilfe der Gerichte seinen Eltern zu entreißen. Es galt diese Eltern zu bestimmen, ihr Kind herauszugeben und den Wüstlingen zuvorzukommen. Alles dies war — bei den großen Rechten der Eltern über ihre Kinder, Mangel an Beweisen und Einverständniß mit dem Opfer — nur auf eine Weise möglich: — man mußte den Eltern ihr Kind abkaufen. Der junge Mann kannte den Preis, um welchen die beiden älteren Töchter verkauft worden waren — die ganze Stadt kannte ihn — es wurden funfzehntausend Gulden Schulden und Proceßkosten davon getilgt, es waren also zu diesem Handel, um des Erfolgs sicher zu sein, zehntausend Gulden um so mehr erforderlich, da man Beweise des Handels bedurfte, um Zwangsmittel gegen die Eltern zu gewinnen. Der junge Mann — unter Vormundschaft stehend, hatte keine Hoffnung, eine solche Summe aufzutreiben, aber das Erbe seines Vaters betrug diese Summe. Durch Bitten, Eide, Thränen brachte er den Vormund dahin, auf seine Gefahr ihm dies Erbe herauszugeben. Der Umstand, daß der Vater jener Töchter ihm viertausend Gulden schuldete,

trug dazu bei, ihn zu bestimmen, der Redlichkeit des jungen Mannes zu vertrauen und ihm den Betrag seines Erbes gegen eine, eigentlich gesetzlich ungiltige Abtretungsurkunde herauszugeben. Durch Bitten und Vorstellungen brachte der junge Mann es dahin, daß jene ehrwürdige Tante die Rolle einer Kupplerin übernahm, um ein Kind ihrer Nichte zu retten und diese zu überführen, daß eine Mutter im Stande war, ihr Kind zu verkaufen und den Preis größtentheils für sich zu behalten. Sie nahm es auf sich, den Antrag so zu stellen, daß der Beweis des Handels nöthigenfalls gerichtlich geführt werden konnte. Zwei Zeugen hörten bei offenen Thüren, obgleich ungesehen, den Antrag und dessen Annahme, eine eigenhändige Quittung des Vaters verstärkte den Beweis, der Preis wurde gezahlt, das Opfer zur bestimmten Stunde geliefert: alle Beweise sind in Ordnung, die Eltern haben kein Recht mehr auf ihr Kind! Man kann es ihnen entziehen, unter gerichtliche Vormundschaft stellen — es ist, wenn es will, auf immer gerettet!"

Die letzten Worte sprach Emil mit Jubel — denn Alwine lag bereits laut weinend in seinen Armen.

„Und das hast Du für mich gethan! —" schluchzte sie, ihn an sich pressend und seine Hände, seinen Mund mit Küssen bedeckend, — Du, mein Emil — Du hast Dein ganzes Vermögen, Deine Zukunft geopfert für mich — und ich, bin ich denn werth dieses Opfers,

o Gott! verzeih' mir — verlaß mich nicht — verlaß mich nie — ich will Deine Magd sein — für Dich arbeiten mit meinen Händen — für Dich beten! — ach, Du bist kein Mensch — Du bist ein Heiliger, Du mein Engel, mein guter Geist, mein Emil."

So sich ergießend, warf sich das Mädchen zu seinen Füßen — aber dann sich wieder besinnend, fragte sie halb zweifelnd:

„Aber, Emil, ist denn diese schreckliche Geschichte — Du nanntest keine Namen —"

„Sie ist die Deiner Mutter und die Deinige. Und diese würdige Frau, welcher Du Alles dankst, ist Deine brave Großtante."

Diese stand unter der Thüre mit nickendem Kopfe und leise weinend. Nun trat die fromme Frau herzu, legte segnend ihre Hände auf das Haupt ihrer Enkelnichte und schloß sie dann mit Inbrunst an ihr Herz. Die Engel im Himmel freuten sich einer geretteten Seele.

Es war acht Uhr Morgens. Madame Simmer war etwas unruhig — Alwine kehrte noch immer nicht nach Hause zurück.

„Ach, es war doch unrecht, Madame," sagte die älteste Tochter, „die Arme so allein fortzuschicken, ohne zu wissen wohin — ja ohne den Namen des Mannes zu kennen, dem wir sie anvertraut haben."

„Einfältiges Ding," antwortete Mama, „bei einem Manne, der ein solches Opfer bringen konnte

um ein einziges Rendezvous, bei dem ist sie gut aufgehoben, wer es auch sei. Sind wir doch nicht im Lande der Menschenfresser — was kann man ihr anhaben?"

Nicht so beruhigt zeigte sich der Herr Papa. Ihm war bei der ganzen Sache nicht wohl zu Muthe. Diese rapide Unterhandlung, ohne alle Façon, hatte ihn bange gemacht, er ahnte nichts Gutes.

„Habt Ihr den Fiaker nicht gefragt, der sie holte, wohin er sie gefahren?"

„Man hat sich seine Nummer gemerkt," erwiderte Madame, „allein er war gestern Abend nicht mehr aufzufinden."

„Seltsam," bemerkte Herr Simmer, „der Mann geht sehr geheimnißvoll zu Werke — auch die Frau, mit der ich gesprochen, war nicht mehr zu finden. Man behauptete, sie in dem Hause, wo sie zwei Stuben auf einen Monat gemiethet hatte — blos, wie es scheint, zu dieser Unterredung — gar nicht zu kennen. Es scheint etwas Besonderes hinter dieser Sache zu stecken, wenn nicht etwa eine Person vom höchsten Range —"

In dem Augenblicke wurde Emil gemeldet — er wünsche mit Herrn Simmer eine Unterredung unter vier Augen. Der Herr Kammerrath empfing diese Anmeldung mit einer gewissen Bangigkeit, die Damen staunten.

„Was will nur dieser fatale Mensch noch in unserem Hause? — es scheint, daß er sich in unsere Familienangelegenheiten mischt — fertigen Sie ihn gut ab, Herr Gemahl — ich bitte darum."

„Verlassen Sie sich darauf!“ antwortete dieser und begab sich auf sein Cabinet, wo ihn Emil in ernster Haltung erwartete. Der junge Mann hatte alle seine Schüchternheit abgelegt, er fühlte seine Würde gegenüber einem solchen Menschen.

„Was wünschen Sie, mein Freund?“ fragte der Kammerrath ziemlich barsch.

„Mein Herr,“ antwortete dieser, „ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter Alwine zu bitten, und zwar um eine augenblickliche, von Ihnen und Ihrer Frau unterzeichnete schriftliche Einwilligung.“

Erstaunt, erschrocken über diesen Ton, rief Simmer aus:

„Wie? — was? — Sie verlangen meine Tochter — und in diesem Tone? — Sie, ein Mensch ohne Vermögen, Rang, der kaum für sich selbst sorgen kann?“

„Mein Herr,“ fuhr Emil mit Nachdruck fort, „was meinen Ton betrifft, so bitte ich Sie, über diese Aeußerlichkeit hinwegzugehen, — es handelt sich um das Glück Ihrer — Tochter, wenn ich so sagen darf. Was mein Vermögen betrifft, so bin ich allerdings seit 24 Stunden völlig verarmt — mein Erbe, welches mein Vater mir hinterließ, mit der Bestimmung, daß es mir im 24. Jahre eingehändigt werden solle, bis wohin ich mich selbst fortzubringen suchen müsse, um die Mühen des Lebens kennen zu lernen, unter Aufsicht meines Vormundes, dem er auf dem Sterbebette versprechen mußte, mich niemals ohne die dringendste

Noth zu unterstützen — ist dahin. Allein ich habe durch Verwendung dieses meines Vormundes eine Anstellung als Secretär des *schen Theaters erhalten, welche mich in den Stand setzt, eine Frau nothdürftig, aber ehrlich zu erhalten. Ihre Tochter liebt mich, sie steht mir an Geburt und Vermögen gleich, gegen meine Moralität ist Nichts einzuwenden, kein Vorwurf, kein Makel lastet auf mir, wie Ihr eigenes Zeugniß bestätigt, — ich glaube unter solchen Umständen berechtigt nicht nur, nein — verpflichtet zu sein, Alwinen vor dem schmählichen Schicksale zu retten, wozu sie ihre Eltern bestimmt haben."

Der Herr Kammerrath war sichtbar bestürzt, suchte sich aber zu fassen und nahm eine erborgte Würde an.

„Welche Frechheit! — wissen Sie, junger Mann, mit wem Sie sprechen? — was berechtigt Sie zu einer so unerhörten Schamlosigkeit? — glauben Sie, ich werde meine Tochter einem Habenichts an den Hals werfen, auf Ihre Vorspiegelung von einer Stellung hin, welche, abgesehen davon, daß sie meiner Tochter unwürdig ist, noch dazu völlig unsicher ist?"

„Hören Sie mich bis zu Ende, mein Herr," entgegnete Emil gelassen, „Sie sagen, ich wisse nicht, mit wem ich spreche ... mein Herr, ich weiß es: mit einem Glücksritter, der es nicht verschmäht hat, sich zum Deckmantel des schändlichen Gewerbes eines sittenlosen Weibes herzugeben, mit einem Manne, der seine Töchter an die Schande verhandelt und den Preis

dafür verschwendet, — Sie sehen, ich weiß, mit wem ich spreche."

„Elender!" schrie der Kammerrath, „wo sind die Beweise Ihrer Anklagen? — Sie werden mir Rede stehen vor Gericht —"

„Nach Belieben, — die Beweise werde ich Ihnen liefern, denn nicht nur liegen die Acten Ihres schändlichen Processes den Gerichten vor, sondern ich habe Ihre eigene Handschrift zum Beweise Ihrer Schändlichkeit in Händen. Kennen Sie diese Papiere?"

Mit diesen Worten hielt Emil dem Vernichteten seine eigene Quittung vor die Augen. Allein noch gab sich der Entlarvte nicht verloren.

„Wie kommen Sie zu diesem Papier? Was beweist es?"

„Es beweist, mein Herr, daß Sie gestern um 11 Uhr Morgens Ihre Tochter Alwine an einen Ihnen völlig unbekannten Mann verkuppelt und dadurch den Pranger verdient haben!"

„Wie können Sie mir das beweisen? — Beweise, Herr, Beweise!" rief der Verzweifelnde.

„Beweise? Hier sind sie. Hier sehen Sie Ihre Bestätigung über den Empfang von 6000 Gulden, hier den Brief, den Sie Ihrer Tochter dictirten, hier die von zwei Ohrenzeugen unterzeichnete Bestätigung, daß Sie gegen 10,000 Gulden Ihre Tochter auf eine Nacht einer Ihnen unbekannten Person überlassen haben, und um den Beweis vollständig zu

machen, wird die Aussage Ihrer Tochter genügen, von der Sie in diesem Augenblick nicht wissen, wo sie sich befindet. Ich aber weiß es, mein Herr; – wissen Sie denn, mein Herr, daß ich es selbst bin, dem Sie Ihre Tochter schmählich verhandelt haben, und daß ich, der sein ganzes Vermögen geopfert hat, um seine Geliebte vor Schande zu retten, ein Recht habe von Ihnen zu verlangen, daß Sie nicht einen Augenblick zögern, Ihre Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung zu geben. Wählen Sie nun, mein Herr, zwischen der ungesäumten Erfüllung meines Begehrens und dem Pranger."

Der Herr Kammerrath war niedergedonnert auf einen Stuhl gesunken. Der Angstschweiß rann ihm in dicken Tropfen von der Stirne.

„In der That, mein Herr," stammelte er, „das ist ein schweres Complot gegen einen ohnehin unglücklichen Mann — gönnen Sie mir etwas Ruhe — Bedenkzeit —"

„Wozu Bedenkzeit, mein Herr?" ließ sich plötzlich die Stimme der unnatürlichen Mutter vernehmen, welche die ganze Scene behorcht hatte, „wozu Bedenkzeit?" wiederholte sie mit einem boshaften Accent, „die Sache ist sehr einfach: wir können bei diesem Complote Nichts verlieren — wir haben das Vermögen des jungen Herrn in Händen, er will und muß für Alwinen sorgen, wir haben eine Last weniger — unterzeichnen Sie, mein Herr, und ich werde Ihrem

Beispiele folgen — die beiden jungen Leute mögen zusehen, wie sie mit dem Leben fertig werden."

In der That blieb nichts Anderes übrig — die ehrenwerthen Eltern gaben in aller Form Rechtens ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung ihrer Tochter Alwine mit Emil. Als dies geschehen war, stellte sich die unnatürliche Mutter vor den jungen Mann hin und sagte, indem sie ihre Worte mit furiosen Blicken begleitete:

„Jetzt, mein Herr Schwiegersohn, verlassen Sie augenblicklich dieses Haus, und sagen Sie meiner Tochter, daß sie zeitlebens mir nicht unter die Augen treten soll, — daß sie niemals, und wäre sie dem Hungertode nahe, auf den Beistand einer Mutter rechnen dürfe, welche sie verrieth, — daß sie von mir enterbt und verstoßen ist. Sagen Sie ihr, daß, wenn sie bettelnd jemals vor meine Schwelle kommt, ich sie mit Füßen von mir stoßen und allem Elende unerbittlich preisgeben werde, welches sie treffen wird. Sagen Sie ihr dies, und nun — Adieu!"

Emil aber entgegnete sanft und mild wie ein Seraph, der zu einem gefallenen Engel spricht: „Ich aber sage Dir, Du unglückseliges, verblendetes Weib: — wenn einst der freche Muth der Sünde von Dir gewichen, wenn Dich die Rache des Himmels getroffen, wenn Deine Kinder Dich verlassen werden, von deren Entwürdigung Du lebst und in Wohlleben schwelgst, wenn Reue und Verzweiflung Dein Herz

zerreißen, Mangel, Elend, Krankheit Dich getroffen haben werden, dann erinnere Dich des Kindes, das Du im Uebermuthe Deiner Sünde verstoßen hast, und Du wirst an ihrem reinen Busen eine letzte Zuflucht finden, wo Du Dich mit Gott versöhnen und im Arme der kindlichen Liebe sterben kannst. Vergiß diese Worte nie in den Wechselfällen Deines schmählichen Lebens, und lerne Gott fürchten, der die Tugend nicht verläßt und dessen Arm Dich züchtigen wird. Lebt wohl!"

Zehn Jahre später — in einer elenden Dachkammer — von Allem entblößt — lag eine arme Frau im Sterben. Ein Priester reichte ihr die letzte Wegzehrung.

„Haben Sie keine Verwandten, keine Angehörigen, mit welchen Sie sich versöhnen könnten, ehe Sie vor den Richterstuhl Gottes treten?"

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte sie mit matter, erlöschender Stimme, „ich habe Niemand — mein Mann hat mich verlassen, meine Kinder, ach Gott — zwei von ihnen verließen mich und ließen mich darben, — auch waren sie arm, nährten sich von der Prostitution von heute auf morgen — die Eine starb im Hospitale — die Andere ist im Gefängniß — die Dritte habe ich verstoßen — ich entfloh ihrer kindlichen Liebe — sie lebt fern von mir glücklich — weiß mich nicht zu finden — es ist zu spät — ich habe Niemand."

Und sie stieß ihren letzten Seufzer aus.

IV.

Das Genie wider Willen,

oder

wie man heute als Schriftsteller sein Glück macht!

IV.

Das Genie wider Willen,

oder

wie man heute als Schriftsteller sein Glück macht!

(Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers.)

„Ach, meine Herren Collegen! Auch ich bin so frei, ein Schriftsteller zu sein. Ach, verzeihen Sie mir! Ich weiß, daß ich nur durch Zufall dazu gekommen bin, durch den Zufall meiner Geburt. Ich weiß, daß ich Nichts bin, rein gar Nichts, daß ich nicht einen Funken Witz und Geist besitze, nicht für einen Pfennig Verstand und nicht für einen Dreier Gelehrsamkeit. Ich weiß, daß ich nicht würdig bin, dem Geringsten unter Ihnen die Schuhriemen zu lösen — ach, ich weiß es, niemals habe ich das Geringste hervorgebracht, was der Beachtung werth wäre, ich kann mich weder mit Ihren strahlenden Talenten, noch mit Ihren enormen Kenntnissen, am wenigsten mit Ihrer diamantenen Gesinnung messen. Ach, ich bekenne, daß ich viel zu schwach bin, um Gesinnungen zu haben, daß ich niemals ein *gesinnungstüchtiger* Scribent gewesen — die Gewalt der Umstände hat mich in allen Zeiten beherrscht, und ich habe nur die einzige Entschuldigung für mich, daß auch Alexander, Carl der Große und Napoleon an dieser Schwachheit gelitten; aber dies ist wenig, denn es waren Tirannen; — Sie

aber, meine Herren, wer kann es bestreiten, Sie stehen über der Menschheit und ich verdiene nicht in Ihren Reihen zu stehen. Ich verdiene weder als Geschichtschreiber, noch als Dichter, noch in irgend einer Kategorie einen Rang, denn ach, ich habe keine Gesinnung — ich kann es niemals zu Grundsätzen bringen, ich habe in allen Zeiten eine niederträchtige feige Angst vor der Gewalt und überzeugenden Beredtsamkeit der 2 bis 3000 Kanonen gehabt, welche den Continent beherrschen, und seinen zwei Millionen Bajonetten gering gerechnet, ich habe dem Kaiser von Rußland den Krieg zu erklären niemals den Muth gehabt, und eine gewisse feige Unbehaglichkeit hat mich in allen Zeiten abgehalten, dem türkischen Sultan einen Nasenstüber zu geben. Dann war ich zeitlebens immer so eigensüchtig, nach Brot zu streben, ich habe es niemals begreifen können, wie man leben kann, ohne zu essen. Ich habe mir, meinen Kindern zu Liebe, manche Hudelei gefallen lassen, ohne zu meinem Schwert — der Feder, zu greifen — ohne eine Rede an das Volk zu halten, ich habe vor manchem Schuft den Hut gezogen und manchem Dummkopf meinen Respect bezeigt. Auch hat sich mein Verstand niemals so hoch erheben können, manche der Theorien der Zeit zu begreifen, z. B. wie man die Gesellschaft in Ordnung halten könne ohne alle Gewalt, und wie es möglich sei, die Güter dieser Erde völlig gleichmäßig zu vertheilen."

„Ich bin übrigens einem seltsamen Aberglauben ergeben, ich gestehe meine Schwachheit, ich glaube an Gott, das ist, eine souveräne Weltvernunft, welche Alles beherrscht, welche alles Ueble rächt, — entschuldigen Sie diese Kleinlichkeit meines Geistes. Ich setze diese Geständnisse meinen Schilderungen voran, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht so frech bin, irgend Jemand unter Ihnen eines solchen Charakters zu beschuldigen, wie ich einen schildern werde. Dieser Charakter ist ein reines Ideal meiner schwachen Einbildungskraft, es existirt nirgends, in keinem Lande, am wenigsten in Deutschland. Vergönnen Sie mir daher diese unschuldigen Spiele meiner Phantasie, womit ich Nichts bezwecke, als Sie zu amüsiren und Ihnen ein Bild darzustellen, wie schlecht manche Schriftsteller unserer Zeit sein könnten, wenn sie nicht so gut wären. Ich will Ihnen nur zeigen, welchen Grad von Verruchtheit Leute unseres Standes erreichen, in welche schreckliche Sclaverei das wahre Talent und die wahre Gesinnung verfallen könnten durch die Herrschaft der Coalition der Mittelmäßigkeit, wenn nicht die Gesinnungstüchtigkeit und das Genie das Scepter des Tages führten. Ich will Ihnen eine Welt schildern, wie sie nicht ist, einen Zustand, welcher in Deutschland gar nicht möglich ist, eine Laufbahn des Glückes, des Ruhmes und der Aisance, welche in unserem Vaterlande, wo es nur Charaktere, Genies, Gesinnungen giebt, gar nicht gedacht

werden kann. Wer weiß es nicht, daß man in Deutschland nur Genie zu haben braucht, um fortzukommen, eine glänzende Laufbahn zu machen? Wer weiß es nicht, daß nur die Wahrheit uns Lorbeern bringt, daß nur Talentlosigkeit und Feigheit zu einem dunklen Schicksal verurtheilt sind? Also noch ein Mal, diese Schilderungen sind aus der Luft gegriffen, sie haben nur die Bestimmung, dem Genie, welches in Deutschland im Wohlleben und in Ehre schwelgt, ein Bild des Elends zu veranschaulichen, welches es sein Glück schätzen und den Himmel preisen läßt, der es das Licht der Welt in seinem Vaterlande hat erblicken lassen."

„Denken Sie sich daher, meine Herren, eine Welt — es ist aber kaum denkbar — eine Welt, sage ich, in welcher der Ruhm des Schriftstellers nur durch die gemeinsten und niedrigsten Umtriebe leicht und sicher erkauft werden könnte, in welcher das Genie hilflos, ohne Erwerb, verachtet und mit Füßen getreten würde, in welcher blos der Geist der Industrie und der Klugheit die Lorbeeren, welche dem Talente bestimmt sind, erreichen könnte, wo die miserabelste Feigheit Triumphe des Muthes feierte, wo Alles nur durch Speculation zu erreichen wäre!"

„Denken Sie sich eine Welt, wo die sogenannte Schürzenprotection die kostbaren Preise des literarischen Ruhmes vertheilte, wo man durch die Dankbarkeit einer belobten Sängerin ein berühmter Dichter, durch

die Zärtlichkeit der Maitresse eines Theaterdirectors ein großer Dramaturg, durch die Heirath einer schönen Theaterprinzessin ein weltberühmter Publicist und durch die Protection einer Phryne ein Historiograph des ersten Ranges werden könnte."

„Denken Sie sich eine Welt, worin Täuschung, Hinterlist, Betrug und Jesuitismus so um sich gegriffen hätten, daß die gemeinsten Epikuräer, Atheisten, Materialisten und geheime Verächter alles Bestehenden als gleißnerische Publicisten zum Theil in hohen Würden fungirten, indessen geheime Kundschafter und Diener des macchiavellistischen Polizeigeistes als große Volksmänner, als liberale Freiheitsapostel, als berühmte radicale Journalisten dem breitgeschlagenen Publicum mit hohlen, nichtssagenden Gemeinplätzen das Gaukelspiel einer „gesinnungstüchtigen" Vertretung heiliger Volksinteressen vormachten, insgeheim aber sich besolden, oder durch lockende Aussichten bestimmen ließen, Charaktere, welche den politischen Verführungskünsten durch besonnene Mäßigung ausgewichen sind, dem Volke als Tirannenknechte zu verdächtigen."

„Denken Sie sich eine Welt, worin solche Komödianten allen Lohn der Volksgunst ernteten, wo eine verderbliche Jesuitenklugheit die Sinecuren, welche der Parteigeist seinen Günstlingen vertheilt, durch geschickte Taschenspielerkünste solchen Industrierittern zuzuwenden wüßte, welche allein vom Eigennutze beherrscht, die

Aufmerksamkeit des Volkes von seinen Bedürfnissen ab, auf solche Zeitfragen lenkten, welche nur ein völlig nutz- und zweckloses Abdreschen unpraktischer Ideen veranlassen und das Volk um die kostbare Zeit betrügen, welche es nutzbringend auf seine Wohlfahrt verwenden könnte."

„Es wäre schrecklich!"

„Eine solche Welt will ich Ihnen schildern."

„Herr von Mops ist ein literarischer Winkelagent geworden. Von der Natur völlig geistig verwahrlost, zu keinem praktischen Weltberufe tauglich, besitzt er kein anderes Talent, als das Talent — der Industrie. Durch große Mühe hat er es dahin gebracht, einen Bericht leidlich zu stylisiren. Er beginnt seine Laufbahn, indem er die Bekanntschaft der Schauspieler, Jongleurs, Taschenspieler, Concertanten und Tänzer sucht. Da er aber unter diesen immer eine größere Zahl findet, welche ihn nicht zu bezahlen geneigt ist, so hat er immer Gelegenheit, sein Talent im Schmähen, Spotten, Höhnen, Verdächtigen zu üben."

„Also Herr von Mops ergreift die Profession eines literarischen Winkelagenten, die erste Stufe seiner seltsamen Glückslaufbahn, welche so sicher und breit getreten ist, daß Nichts dazu gehört, als grenzenlose Unverschämtheit und Gewissenlosigkeit, um darauf fortzukommen. Der Mann, der diese Laufbahn betritt, darf aber keine Schwachheit haben, er darf weder empfindlich für das Schöne, noch irgend schüchtern gegen

die Wahrheit und das Gute sein, sondern muß immer bereit sein, dem Interesse Beides zu opfern. Da diese Glücksritter weder Schriftsteller noch Negocianten sind, sondern ein Mittelding von beiden, so glaube ich sie nicht besser zu benamsen, als literarische Winkelagenten."

„Ich will versuchen diese Race zu charakterisiren. Es gibt aber so viele Thoren und mauvais sujets dieser Gattung, daß mir bange wird, diesen Charakter zu zeichnen. Es ist hier gar nicht möglich, keine Individualität zu treffen. Sage ich, der lit. W. ist unverschämt, so schreien hundert unverschämte Schlingel zugleich: „da hat er mich gemeint." Sage ich, er ist ein Ignorant, so melden sich gleich alle kritisirenden Ignoranten, und deren Zahl ist Legion, und Jeder meint, es ist gar nicht möglich, daß ein Anderer auch ein Ignorant sei. Meine Verlegenheit wird noch größer bei dieser Charakterschilderung, da der Charakter dieses Menschen nur darin besteht, daß er keinen Charakter hat. — Wie schildere ich dieses Chamäleon, wo fang' ich an, wo hör' ich auf! Welch ein Heer von Candidaten auf obigen Titel marschirt vor meiner Seele auf! Jeder, der ein schlechtes Bewußtsein in sich trägt, hebt die Rechte gegen mich auf. Sage ich, der lit. W. ist häßlich von Gestalt, so fallen alle häßlichen Scribenten über mich her; sage ich, er ist schön, so ist es noch schlimmer, denn dann hält der häßlichste Pavian die Schilderung für sein Portrait. Also sage ich, er ist

interessant von Physiognomie, das heißt seine Physiognomie ist das Interesse. Sagt man nicht, man könne auf jedem Gesichte den Charakter lesen? Nun wohl, auf keinem Gesichte könnt ihr deutlicher lesen, als auf dem des lit. W. Ist das nicht interessant? Es steht darauf mit Fracturbuchstaben geschrieben: ich bin der unverschämteste Pilz auf Gottes Erdboden. Meiner enormen Eitelkeit kommt nur meine Unwissenheit und Niederträchtigkeit gleich. Theaterdirector, Schriftsteller, Dichter, Künstler, Fabrikant, nimm Dich in Acht, sobald Du mich siehst oder ich Dich sehe. Wenn Du die Spitze meiner Nase gewahrst, so wirf Dich nieder auf den Bauch und laß Dich von mir ausplündern. La bourse ou la vie! Ich zerreiße Deine Ehre, ich besudle Deinen Namen, ich schneide Dir Deinen Erwerb ab, ich verleumde Dich, ich mache Dich lächerlich. Bist Du auch ein armer Teufel, so tractire ich Dich so lange mit Maulschellen, bis Du Deinen Rock verkaufst und den Erlös mir lieferst. Hast Du gar Nichts, so gebe ich Dir einen Fußtritt und lasse Dich laufen."

„Willst Du wissen, wie der lit. W. sein edles Handwerk treibt? Seine Methode ist sicher. Er erkundigt sich zuerst darnach, wie Du aussiehst, ob Du einen Höcker hast, welchen üblen Gewohnheiten Du Dich überlassen, kurz, jeden kleinen Makel Deiner Person und Deiner Conduite. Dann forscht er emsig nach, ob Du Schulden hast, ob Du der Schönheit

oder dem Gott des Weines mehr huldigst, als es für Dich gut ist, wie Deine Kleidung beschaffen ist, kurz, alle jene Blößen, welche Du um so weniger verbirgst, da sie nicht zur Sache Deiner Kunst, Deiner Fähigkeit gehören. Glaubst Du nun im Bewußtsein Deines Werthes vor der Kritik sicher zu sein, so bist Du verloren, armer Mann, und keine Macht der Erde rettet Dich vor den Verleumdungen und Bosheiten des lit. Winkelagenten."

„Der lit. Winkelagent hat seine Zeit, wo er in der Mode ist. Nichts ist nämlich geeigneter, allgemeinen Beifall zu finden, als eine recht unverschämte Persiflage von Allem, was eben Geltung hat. Nichts liest die Welt lieber, als ein Pasquill auf einen großen Mann, und je verehrungswürdiger eine Sache, ein Individuum ist, desto mehr kitzelt es jene Masse von kleinen Alltagsmenschen, das man häufig Publicum nennt, wenn sie besudelt werden. Die Welt liebt die Medisance mehr als das Verdienst, den Spott mehr als die Kritik, die Unverschämtheit eines Bologneser Spitzes, der allen Leuten in die Waden fährt, mehr als die Treue eines braven Haushundes, den geschwätzigen Papagei mehr als die Nachtigall. Der lit. W. ist nicht ohne natürlichen Mutterwitz, den er sehr geschickt durch zwei Drittheile Zusatz classischen Witzes fremder Leute, die er in aller Unschuld um ihre Gedanken bestiehlt, zu ergänzen weiß, ihm steht Nichts zu hoch und kein Skandal, keine Lüge, keine Verleumdung ist ihm niedrig genug,

um nicht seinen Pasquillen ein pikantes Interesse zu verleihen. Es geht mit ihm, wie mit dem großen Affen in Paris. Man weiß nun, das Thier ist boshaft, es ist unanständig, es ist grob und ungehobelt, es verunreinigt die Hand, die ihm schmeichelt, aber man liebt die Bestie gerade wegen seiner häßlichen Fehler, die vielen Spaß geben. Als weiland der Pariser Orangoutang noch lebte, gab es keinen Minister, keinen Publicisten, keinen Redner, keinen Schauspieler, keine Sängerin, keine Tänzerin, welche so allgemein beliebt, so populär gewesen wäre, als das garstige Vieh, welches seine Freunde durch die scheußlichsten Grimassen verspottete, sie mit Koth warf, die vorwitzigen Kinder, welche ihm zu nahe kamen, maulschellirte, und vor den Zuschauern jede Art von Ungezogenheit beging. Man brachte ihm Zuckerwerk, das feinste Obst, man cajolirte und fetirte ihn, und konnte sich nicht satt sehen an dem merkwürdigen Thier, und zwar blos deshalb, weil es alle Untugenden und häßlichen Eigenschaften an sich trug, welche das Thier vom Menschen unterscheiden."

„Sobald Herr von Mops sich auf jene Höhe des Charakters erhoben hatte, welche ich eben versucht habe zu charakterisiren, begab er sich zu Fräulein Singschön, einem Geschöpf von nicht sehr ausgezeichneten Talenten, aber großer körperlicher Schönheit. Sie hatte einigen Unterricht genossen, sie hatte eine dünne, gefällige, ansprechende Stimme, aber Nichts von

allen den glänzenden Eigenschaften, welche eine Künstlerin ausmachen; denn sie distonirte oft, spielte sehr hölzern und declamirte wie ein Lehrer des dramatischen Gesanges. Ihre Mimik bestand darin, zuweilen die rechte, zuweilen die linke Hand zu erheben, die Hand an den Busen zu legen, die Augen zu verdrehen und die Hände zu falten, wenn sie nicht mehr wußte, was sie thun sollte. Demungeachtet urtheilte Herr von Mops richtig, daß sie schön genug sei, um auf dem Theater ihr Glück zu machen, doch bedurfte sie eines Führers, der sie auf den dornigen Pfaden der Theaterwelt leitete. Die Journale, auf welche Fräulein Singschön in ihrer Unschuld nicht pränumerirt hatte, rissen sie, wie man zu sagen pflegt, schmählich herunter und Herr von Mops war nicht der Lässigste im Schmähen. Er begab sich also zu ihr, küßte ihr ehrerbietig und galant die schöne weiche Hand und stellte sich der Niedergeschmetterten als der berühmte Recensent von Mops dar. Fräulein Singschön empfing ihn mit jener ehrerbietigen Scheu, welche Künstlerinnen gegenüber der Kritik zu empfinden pflegen, Herr von Mops begegnete ihr dagegen mit jener herablassenden, unverschämten Vertraulichkeit, womit Leute seines Schlages den Künstlerinnen zu begegnen pflegen. Er machte sie väterlich auf die Mängel in ihrer Ausbildung, auf ihren Vortrag, ihre Declamation aufmerksam, er ließ ihr die Hoffnung blicken, daß er sich ihrer einst annehmen werde, und schloß mit der Versicherung,

daß sie niemals Succeß machen werde, wenn die Kritik sie nicht unterstütze, denn das Publicum sei eine reine Null und bald gewonnen, habe man erst den strengen Kunstrichtern Genüge geleistet. Fräulein Singschön antwortete mit niedergeschlagenen Augen, daß sie sich durch Fleiß und Wachsamkeit auf jede ihrer Bewegungen bemühen werde die Nachsicht der Kunstrichter zu gewinnen, sie versicherte, daß sie noch zu jung sei, um an einem glücklichen Erfolge ihrer Studien verzweifeln zu dürfen, sie versprach einen berühmten Singlehrer zu nehmen, und Herr von Mops verabschiedete sich scheinbar zufrieden mit ihrem ernstlichen Streben, aber in der That sehr unzufrieden über die Sprödigkeit der Schönen, welche ihre Hand zurückzog, ehe er sie küssen konnte und seine zudringliche Vertraulichkeit mit sichtlicher Kälte aufgenommen hatte."

„Als sie das nächste Mal auftrat, wurde sie ärger als je von den Blättern mitgenommen, und Herr von Mops hatte die Unverschämtheit, im Postillon zu schreiben: „Demoiselle Singschön habe weder Stimme noch Schule, sei eine talentlose Anfängerin und verdiene gar keine Beachtung von der Kritik." Fräulein Singschön war außer sich, der Theaterdirector hatte ein Wort von baldiger Beendigung ihres Gastspieles fallen lassen — sie suchte Hilfe bei der Censur. Sie hatte gehört, daß diese allmächtig sei, und flehte nun einen für weibliche Schönheit empfindsamen Censor um Hilfe

an. Dieser, durch ihre Reize gerührt, gab ihr einige wohlwollende Winke."

„Mein liebes Kind," sagte er ihr, „Sie kennen die Welt noch nicht. Die Censur gestattet den Blättern keine Freiheit über Angelegenheiten des Staates zu sprechen, man muß ihnen doch Etwas lassen, worüber sie sich frei aussprechen dürfen. Indessen giebt es wohl Mittel, sich die Censur günstig zu machen — aber sie werden nicht nach Ihrem Geschmack sein. Sie haben schöne Augen, eine sehr vortheilhafte Gestalt — wenn es Ihnen gelungen, irgend eine einflußreiche Person sich geneigt zu machen, — es ist nicht schwer, aber, wie gesagt, schwerlich nach Ihrem Geschmack. Aber Sie werden leicht einen jungen Ritter finden, der für Sie zu Felde zieht, aber ohne Opfer an Geld und — Sie verstehen mich — werden Sie Ihren Zweck schwerlich erreichen. Mein Himmel, die Welt ist einmal so, die berühmtesten Notabilitäten der Kunstwelt haben auf diese Weise ihr Glück gemacht — Sie müssen durchaus auf dieser Bahn sich die Gunst eines einflußreichen — Literaten zu gewinnen suchen. Wodurch — das muß ich Ihrem Lebenstacte überlassen — bei dem Einen hilft Geld, bei dem Andern — Liebenswürdigkeit, — bei den wichtigsten Personen dieser Art nur Beides."

Fräulein Singschön hatte nicht viel Witz nöthig, um den Sinn dieser Rathschläge zu begreifen — allein Unschuld und ein je ne sais quoi machten ihr es un-

möglich, denselben zu folgen. Sie hatte wohl bemerkt, daß sie auf den Herrn von Mops einen starken Eindruck gemacht habe, aber seine Art um Gunst zu werben gefiel ihr nicht — sie mochte ihm keine Hoffnung geben. Herr von Mops kam sie zu trösten, er wurde sehr vertraulich, sehr unverschämt, sie wies ihm die Thüre. Des andern Tages erschien eine Kritik gegen sie, welche sie in Verzweiflung brachte, denn der Director schickte ihr dieselbe mit dem Bedeuten zu, daß ihr nächstes Gastspiel ihr letztes sein werde."

„An demselben Tage erhielt sie von dem Herrn von Mops einen Brief, worin er ihr versprach, wenn sie ihm eine Unterredung gestatte, den disgustirten Theaterdirector zu besänftigen und die Kritik ihr zu versöhnen. Fräulein Singschön bewilligte ihm eine — Unterredung."

„Herr von Mops kam auf den Flügeln der Liebe und Unverschämtheit. Fräulein Singschön empfing ihn mit dem Blatte in der Hand, wo er in einer pöbelhaften Kritik kein gutes Haar an ihr gelassen hatte. Sie war außer sich vor Wuth und ließ derselben um so mehr die Zügel schießen, da sie entschlossen war, den schnöden Preis für die Gunst der Kritik nur im äußersten Nothfalle zu bezahlen.

„Herr von Mops stürzte ihr zu Füßen. „Göttliche, Reinste, Tugendhafteste, der Wahnsinn der Liebe hat mich zu diesem verzweifelten Mittel hingerissen wisse, daß ich Dich anbete, vergöttere —"

„In der That, mein Herr," sagte die Schöne, „das ist ein sehr seltsames Mittel um Liebe zu werben. Ich habe Ihnen auf Ihre Erklärung Nichts zu antworten, als suchen Sie Ihre Impertinenzen wieder gut zu machen, wenn Ihnen an meiner Freundschaft Etwas gelegen ist. Adieu!"

„Des andern Tags las sie in den Blättern: „Fräulein Singschön hat unverkennbar Spuren von Talent. Man muß Nachsicht haben mit ihr."

„Der Theaterdirector bewilligte noch drei Gastspiele."

„Herr von Mops ließ nicht lange auf sich warten. Aber Fräulein Singschön hatte so viel Lebenstact gelernt inzwischen, daß sie ihn nur die Hand küssen ließ; dabei aber ihre Vorwürfe erneuerte. Herr von Mops raubte ihr eine Rose von dem jugendlichen Busen und schrieb in die „Blätter für dramatische Kunst":

„Fräulein Singschön hat sich ungemein zu ihrem Vortheil geändert. Sie singt wahrhaft schön, aber ihre Stimme ist noch etwas umflort."

„Abermals bewilligte der Director drei Gastspiele. Abermals kniete Herr von Mops vor ihr. Abermals ließ sie sich die Hände küssen und versprach für das nächste Mal einen — Kuß. Das electrisirte ihn — er fühlte schon einige Begeisterung für ihr schönes Kunstvermögen und schrieb:

„Fräulein Singschön ist ein Engel. Ihre Stimme übertrifft an Schmelz die der Sängerin Vespermann,

an Schönheit erreicht sie fast jene der Sonntag. Sie erweckt die schönsten Hoffnungen."

„Der Kuß wurde bezahlt — aber nicht mehr, indessen wußte Herr von Mops, welches Glück ihm bevorstand. Das Erste, was er für seine Clientin that, war, daß er sie bewog, auf alle Journale zu pränumeriren, — das Zweite, daß er Geld borgte, um es wieder an Collegen zu verborgen, — das Dritte, daß er die Claque allarmirte, — das Vierte, daß er ein Concert zum Besten der Armen arrangirte, welche unter der Protection einer erlauchten Person stehen, — das Fünfte, daß er einen großen Lorbeerkranz machen ließ, — das Sechste, daß er 400 Freibillets vertheilte, — das Siebente, daß er im schwarzen Frack mit Fräulein Singschön herumfuhr, um hohe Personen zu ihrem Benefice einzuladen. Das Blatt, worin Herr von Mops regelmäßig referirte, berichtete aber:

„Fräulein Singschön, die Rivalin der Madame Pasta, eine Künstlerin, verschwenderisch von Natur und Kunst ausgestattet, die Perle unserer Oper, wird morgen in der Rolle der Vestalin einen Triumph mehr feiern. Kein wahrer Kunstfreund wird sich diesen Genuß entgehen lassen. Logen und Sperrsitze sind genommen. Fräulein Singschön muß da bleiben — es wäre eine Schmach für unsere Oper, wenn sie sich diese Acquisition entgehen ließe."

Der Triumph wurde gefeiert, das Publicum staunte, wie weit es dieses „Genie" in so kurzer Zeit

gebracht hatte. Am Schluß der Vorstellung zehnmaliges Herausrufen. Ein Lorbeerkranz fiel von der Galerie, es regnete Sonette, und ein Schauspieler bekränzte auf der Bühne die große Primadonna Fräulein Singschön."

„Herr von Mops fuhr mit der Huldin nach Hause. Sie war ganz aufgelöst in Freudenthänen. „Aber ist es denn wahr, Adolph," sagte sie, „daß ich ein so unerhörtes Genie bin?" fragte sie den Recensenten, der einen Arm um ihre Taille geschlungen hatte."

„Freilich, mein Engel," sagte er.

„Man stieg aus dem Wagen — Herr von Mops entblödete sich nicht, die Dame in ihr Zimmer zu begleiten. Das Kammermädchen wurde zu Bett geschickt — denn Fräulein Singschön hatte mit Herrn von Mops noch viel zu rechnen und zu sprechen. Die Kasse wurde unter Händedrücken der Dankbarkeit gezählt — aber jetzt fing Fräulein Singschön an von ihrem engen Mieder incommodirt zu werden — das Kammermädchen schlief schon. Unter Sträuben und Schmollen wurde Herrn von Mops die Erlaubniß gegeben ihre Stelle zu vertreten — das Mieder wurde gelüftet —"

„Ach, dieser gute Mops — wie viel habe ich ihm zu danken," dachte Fräulein Singschön, „ohne ihn wäre ich niemals ein Genie geworden. Wie kann ich ihn belohnen, er ist so uneigennützig, mein Triumph kostet mich kaum die halbe Einnahme!"

„Unter diesem Selbstgespräch fühlte sie das Mieder fallen. —“

„Herr von Mops feierte nun seinen Triumph!“

„Seit dieser Schäferstunde las man im Laufe eines Zeitraumes von einem Jahre in verschiedenen Zeitschriften folgende weltgeschichtliche Nachrichten:

1. Es geht in der schönen Welt das Gerücht, Fräulein Singschön werde sich mit dem geistreichen Journalisten, Herrn von Mops, dem Schrecken aller schlechten Schauspieler, vermählen. „**Les beaux esprits se rencontrent.**“

2. Es ist nun ausgemacht, daß die schöne liebenswürdige, berühmte Sängerin Singschön den genialen Herrn von Mops heirathen wird.

3. Gestern fand die Vermählung zwischen dem Fräulein Singschön und dem geistreichen H. v. Mops statt. Alle Notabilitäten der Kunstwelt verherrlichten das Familienfest.

4. Gestern trat Fräulein Singschön zum ersten Male als Frau von Mops-Singschön auf. Man hat ihr ein Ständchen gebracht.

5. Frau von Mops-Singschön soll eine Einladung zur großen Oper nach London erhalten haben. Da bleiben, da bleiben, Gageerhöhung — es wäre eine Schande für die Direction, uns ein solches Juwel entführen zu lassen!

6. Frau von Mops=Singschön muß wegen interessanter Umstände die Bühne meiden.

7. Herr von Mops hat der Direction ein Stück eingereicht. Jedermann ist gespannt darauf. Wir erwarten von der Direction guten Tact, eine glänzende Ausstattung. Abgesehen davon, daß H. v. Mops ein eminentes Talent ist, muß die Direction dem Gatten unserer unvergleichlichen Singschön Rücksichten erweisen.

8. Frau von Mops=Singschön ist unpäßlich.

9. Frau von Mops=Singschön hat ihren Gatten mit einem Söhnlein beglückt. Ob der Kleine wohl schon Witze macht?

10. Frau von Mops=S. wird demnächst eine Kunstreise nach Paris und London antreten.

11. Frau von Mops=S. ist in Berlin aufgetreten und hat Furore, Entusiasmo erregt.

12. London. Signora von Mops=Singschön, Kammersängerin des Kaisers von Oesterreich (?), aus Neapel gebürtig (?) und mit einem spanischen Grand (?), Ritter vieler hohen Orden (?), vermählt, hat sich hier hören lassen. Man begreift nicht recht, warum diese Dame mit ihrem hohen Herrn Gemahl so weit gereist ist, um ein beispielloses Fiasco zu machen.

13. Paris. Signora Mops=Singschön, Gemahlin des Chevalier (?) Mops, eines russischen Diplomaten (?), hat hier gesungen und ist ausgelacht worden.

14. Wien. Den neuesten Zeitungsberichten aus London und Paris zu Folge hat Frau von Mops dort

tausend Pfund Sterling eingenommen und ist vergöttert worden. Wir dürfen stolz sein, sie die Unsrige zu nennen.

15. Stuttgart (Utopien). Madame Mops-Singschön, Hofsängerin des Königs der Franzosen, hat hier gesungen. Man ist consternirt über die Bravour dieser Primadonna. Hier bleiben, hier bleiben.

16. München. Madame Mops hat hier gesungen ohne Beifall.

17. Wien. Endlich befindet sich unsere gefeierte Primadonna wieder in unseren Mauern.

18. Frau von Mops-Singschön ist nach der gestrigen Vorstellung im Jubel nach Hause gebracht worden. Mehrere junge Cavaliere ließen sich die Ehre nicht nehmen, ihren Wagen zu ziehen. Graf R. hat ein Taschentuch, Baron L. einen Handschuh, Ritter v. L. einen Schuh der Gefeierten erobert.

19. Wien. Brief an den Stephansthurm.

Ich bin außer mir vor Bewunderung! nicht etwa über die schönen Füße der Taglioni und ihre spanischen Tänze, obgleich ich Beiden nicht abhold bin, sondern über die außerordentliche Begebenheit, daß Sie noch stehen. Freund, man verleumdet Sie! Wankelmuth, Schwindel, Hinfälligkeit sind von Ihnen entfernt, Sie haben eine ungeheure Natur und das haben Sie niemals glänzender bewiesen, als vor ungefähr vierzehn Tagen, wo sich so Verkehrtes zugetragen hat, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn Sie des andern Ta-

ges auf der Spitze gestanden hätten. Hat man nicht unlängst in allen Journalen behauptet, unsere Zeit sei eine hochstrebende? Nun denn, ein Theil dieser köstlichen Generation strebt nach nichts Geringerem, als dem goldenen Seelenfrieden der Thierheit. Ist das nicht hohes Streben einer stolzen Philosophie, welche ganz auf die Würde der Menschheit Verzicht leistet, um nicht die Kosten derselben zu tragen? Man überläßt dieselbe heut zu Tage gern seinem Bedienten, und steckt sich selbst in die bequeme Hülle eines Wiederkäuers. Sie sahen es, aber Sie glaubten es nicht. Ich, mein Freund, glaubte, aber sah es nicht. Man erzählte mir nämlich eines Morgens, es habe sich in hiesiger guter Stadt ereignet, daß eine ziemliche Anzahl junger und alter Leute sich verabredet habe, um die Aeußerlichkeiten ihres menschlichen Standes zu sparen und sich in das Zugvieh einzurangiren. Man setzte hinzu, diese Gesellschaft habe ihren selbstgewählten schönen Beruf durch fünfzigmaliges Brüllen vorher dargethan.

Ein Spitelberger Nachbar, der mir alles dies mit boshaftem Lachen hinterbrachte, fand es unglaublich. Ich nicht. Wir sind so weit Philosophen geworden im neunzehnten Jahrhundert, um Stand, Ansehen, Vernunft, Talent und Sitte zu verachten als elende Vorurtheile. Daß alle Standesunterschiede Unsinn seien, ist von solchen Philosophen längst klar bewiesen worden, par consequence wurde nicht minder dargethan, daß

die Menschen alle gleich seien, und wie die Zeiten immer fortschreiten, kommt man endlich zu der Entdeckung, daß auch zwischen den Menschen und den Thieren kein Unterschied sei. Und mit Recht! Unsere Voreltern behaupteten, der Verstand sei das wesentliche Unterscheidungszeichen, wodurch der Mensch über dem Thiere stehe. Nun bitte ich Sie, mein Herr Stephansthurm, mir einen Verstand bei jenen Geschöpfen nachzuweisen, welche einer Tänzerin oder Sängerin solche Ehren erweisen und sich selbst animalisiren? Ich finde daher die Vorsätze der oben bemeldeten Societät höchst löblich und schlage dem Jahrhundert vor, demnächst für gleiche edle Bestrebungen des Zeitgeistes eine allgemeine europäische „Animalisirungs-Akademie" zu errichten. Die Lehrgegenstände in dieser zeitgemäßen Anstalt sind folgende und müßte für jeden derselben ein von den Zöglingen zu honorirender Professor angestellt werden. Ich theile Ihnen meinen Studienplan zur Beurtheilung mit.

Lehrplan.

Erstes Hauptstück. Animalisches Exercitium.

a) Die Kunst, seinen Beifall auf unvernünftig thierische Weise auszudrücken durch Brüllen, Wiehern, Blöken, würde täglich eine Stunde erfordern.

b) Die Abrichtung auf vier Füßen, das Trampeln, Strampfen, Ausschlagen rc.: eine Stunde.

c) Für das Wiederkäuen täglich acht Stunden.

d) Für die verschiedenen Verrichtungen der Zugthiere, das Einfahren mit und ohne Glacéhandschuhen täglich eine Stunde, welche von der Schlafzeit abgebrochen werden muß.

Zweites Hauptstück. Tractament.

a) Jeder Zögling erhält täglich zwei Bund Stroh zum Liegen, vier und ein halbes Achtel Hafer und zwei Büschel Heu. Da jedoch zu vermuthen steht, daß unsere gelehrigen Candidaten auch fernerhin der Hafer stechen würde, so kann man ihnen statt desselben Häcksel füttern.

b) Das Getränk besteht in reinem Wasser, damit kein Uebermuth und kein Geist in sie komme.

Drittes Hauptstück. Disciplinar-Vorschriften.

a) Jeder Zögling muß an derselben Stelle schlafen, wo er frißt und alle anderen physischen Geschäfte verrichtet.

b) Die Uebertretung der Stallordnung wird scharf geahndet.

Viertes Hauptstück. Dauer des Lehrcurses.

Die Dauer des Lehrcurses ist je nach den Anlagen und dem Alter der Zöglinge verschieden. Die Jugend ist der Erfahrung nach gelehriger, aber sie ist wankelmüthig und kehrt leicht zu den menschlichen Gewohnheiten zurück. Daher wird eine Lehrzeit von zehn Jahren erforderlich sein zur Heranbildung eines jun-

gen Zöglings, wohingegen ältere bereits im zweiten Jahre von der Akademie mit dem Zeugniß „als vollendetes Zugthier" entlassen werden.

Fünftes Hauptstück. Bedingungen der Aufnahme.

Es wird kein Zögling in die Akademie aufgenommen, der nicht sehr gute Anlagen und die Vollendung der erforderlichen Vorbereitungsstudien nachweisen kann. Jeder zur Aufnahme würdig Befundene muß vorher unumstößlich dargethan haben, daß er längst auf seine höhere Bestimmung Verzicht geleistet, daß er keinen Sinn für das Edle und Große besitze, daß er weder für eine schöne Idee, noch für einen erhabenen patriotischen oder menschenfreundlichen Beruf zu entbrennen im Stande sei, daß er nie durch Etwas in Entzücken versetzt wurde, als durch enge Tricots und wohlgebildete Beine, höchstens für eine schöne Stimme, für welche wie bekannt auch die Thiere Empfänglichkeit besitzen, daß er keine größere Ehre kennt als den Pantoffel einer Tänzerin zu küssen, und nach keiner anderen Auszeichnung jemals gestrebt hat, als einen Fetzen von einem zerrissenen Taschentuch zu erhalten. Wenn er Alles dies dargethan hat, so wird ihm, besonders nach abgelegter Ahnenprobe, von dem Prüfungscomité das Zeugniß der vollkommenen Befähigung zur Aufnahme in die Animalisirungs-Akademie ertheilt.

Leben Sie wohl, ich bin wie immer der Ihrige.

20. Man sagt, Madame Mops-Singschön wolle Wien wieder verlassen. Die abgeschmackten Artikel der schlechten Kritik werden sie wohl nicht in ihrem schönen Streben beirren! Weiß Frau von Mops nicht, daß sich alle Freunde des Schönen mit Indignation von dem schmählichen Treiben gewisser unberufener Spötter abwenden? Nein. Die kunstsinnigen Wiener wissen eine solche Perle, ein solches „Ereigniß" zu schätzen. Möge sie jenen Intriguen gegen ihren Genius Verachtung bieten! Möge sie uns noch viele Kunstgenüsse darbieten! Das Vaterland würde untröstlich sein, einen solchen Schatz zu verlieren.

---

21. Wien. Von dem geistreichen Herrn von Mops, Gemahl unserer gefeierten Primadonna, ist gestern eine dramatische Bearbeitung des historischen Stoffes über den berüchtigten Räuber, der Schinderhanns genannt, zur Aufführung gekommen. Welche Beziehungen auf unsere Zeit, welche witzige Anspielungen, welche Fülle von Poesie und Humor! Schade, daß die Dichtung für das Fassungsvermögen unseres Publicums zu hoch gegeben war, nur die feiner gebildete Klasse wußte alle Vorzüge des Stückes gebührend zu schätzen.

22. Die Theater in Hamburg, Berlin, Dresden, Bremen, Prag, Graz, Preßburg und Hietzing haben das Stück des Herrn von Mops bestellt.

23. (Ein ungelesenes Blatt.) Es wirft ein abscheuliches Licht auf unsere Kritik, daß man sich nicht schämt, ein so elendes Machwerk wie dieses Stück des Herrn Mops anzupreisen. Es ist complet durchgefallen, trotz vierhundert Freibillets und dem wüthenden Applaus bezahlter Claqueurs.

24. (Dasselbe Blatt.) Welchen Begriff muß sich London und Paris von unserer Kunstbildung machen, wenn eine Sängerin, der Alles fehlt, Stimme, Declamation, Kunstbildung, Tournure, als Primadonna bei uns figurirt! Wir haben Choristinnen in Menge, aus welchen man einige Dutzend solcher Primadonnen machen könnte.

25. (Hamburg.) Die hier erscheinende Zeitung — „Kein Blatt vor den Mund" — ist in Oesterreich verboten worden, weil Madame Mops darin beschuldigt wird, daß sie ihren Ruf und ihr Glück blos den Umtrieben ihres Gemahls und gewissen galanten Verhältnissen zu danken habe. Man liebt in Wien nicht das Skandal in den Journalen — man duldet es nur außer denselben.

26. Berlin. Sind die Wiener toll? Der Schinderhannes wurde hier aufgeführt, weil er uns durch Wiener Blätter als ein Meisterwerk der dramatischen Dichtkunst empfohlen war. Der Eckensteher Nante würde sich schämen, solchen Schund geschrieben zu haben.

Diese letzteren Zeitungsnachrichten machten Herrn von Mops etwas bedenklich und verdrießlich, — er berechnete, daß seine Herrlichkeit kaum noch sechs Monate sich behaupten könne. Aber ein Heldenherz verzagt niemals. Herr von Mops begriff nur die Nothwendigkeit, neue Stützpunkte für seinen Ruhm aufzusuchen. Er berechnete seinen und seiner Frau natürlichen Fond an Talenten und fand, daß er niemals zureichen würde zur gesicherten Behauptung seiner Stellung. Aber seine Frau war schön — genug in einer Stadt, wo die Liebe unumschränkt gebietet.

Unter den zahlreichen Anbetern seiner Gattin befand sich Graf Sollio, ein alter verlebter Pavian, welcher sich einbildete liebenswürdig zu sein, weil er durch Geld sich die sprödesten Schönheiten unterwarf. Dieser Mann, dessen ganzes Leben in Theaterintriguen und galanten Skandalen aufging, hatte große, einflußreiche Connexionen, obwohl er selbst kein Amt bekleidete. Sein Handwerk war Straßen auf Straßen ab zu laufen, um allen schmutzigen Gassendirnen die Cour zu machen. Er war mit ihnen Du und Du und protegirte sie auf die humanste Weise. Er warb aus ihren Reihen die Linientruppen der Theatercorps, Figurantinnen und Choristinnen, und wußte durch gute Freunde alle seine ehemaligen Geliebten auf die eine oder andere Weise unterzubringen, ohne daß es ihm Etwas kostete.

Dieser Mann mußte Herrn von Mops zu einer neuen Basis für seine Stellung verhelfen.

Herr von Mops sagte daher zu seiner ehrbaren Gattin:

„Meine Liebe, wir müssen ein Opfer bringen. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe — aber unser Ruf ist im Abnehmen, die Journale machen eine saure Miene so oft ich Lobeserhebungen über uns bringe. Man muß uns fürchten lernen, da man uns nicht zu lieben scheint.“

„Was soll ich thun?“ fragte Madame Mops.

„O, es handelt sich nicht um Etwas zu thun, sondern nur — — — Sie kennen den Grafen Sollio. Er hat Ihnen erst neulich ein Dutzend Artigkeiten gesagt. Jedermann weiß, was das zu bedeuten hat. Er hat großen Einfluß, er ist in gewissem Kreise allmächtig. Sie wissen, ich liebe Sie über Alles in der Welt, aber wir müssen für unsere Kinder sorgen. Es ist keine Kleinigkeit, aus ihnen allen berühmte Künstler einst zu machen, gleichviel, ob sie Talent haben oder nicht. Wie gesagt, wir müssen ein Opfer bringen!“

„Wenn Du meinst, lieber Mann ...“ antwortete Frau von Mops. Wir wissen nicht, was sie dabei dachte.

Graf Sollio empfing das Ehepaar mit großer Herablassung. Obgleich Personen von nicht unbedeu=

tendem Range im Vorzimmer warteten, hatten doch Herr und Madame Mops das hohe Glück, sogleich vorgelassen zu werden.

„Ew. Excellenz," sagte Herr von Mops, indem er sich bis zur Erde verneigte, „hochgräfliche Gnaden, ich unterstehe mich Ihnen meine Frau vorzustellen."

Madame Mops verneigte sich und schlug die Augen nieder.

„Wir kommen, hochgräfliche Gnaden um Hilfe zu bitten, Hilfe gegen Verfolgung und Bosheit —"

Madame Mops begleitete diese Rede mit einigen Thränen.

Seine hochgräfliche Gnaden waren gerührt. Sie ließen sich herab, ihr einen theilnehmenden Blick zu schenken.

„Was machen Sie da, meine schöne Frau? ... ich bin Thränen aus so schönen Augen nicht gewohnt. Sprechen Sie, meine Gute, erholen Sie sich, fassen Sie sich, ich bin gern ein Vater der Bedrängten. Was giebt es? — gewiß wieder eine Ungezogenheit von dieser Rotte schlechter Journalisten?"

„Ach!" seufzte Madame Mops.

„Es ist schrecklich," sagte Herr von Mops, „denken sich gräfliche Gnaden, meine Frau, immer bemüht gewesen, dem hohen Adel Genüge zu leisten, anerkannt in Berlin, London, Paris —"

Madame Mops zerfloß in Thränen.

„Ich verstehe," sagte der Graf, „der Ausfall in

der gestrigen Nummer der Thalia — ja er war boshaft, ich war indignirt darüber, — sein Sie versichert, ich werde mich für Sie bei der Censur verwenden — ich traue mir einigen Einfluß zu; — auch Ihnen, lieber Mops, hat man übel mitgespielt und Sie haben doch Talent, entschiedenes Talent —"

„Hochgräfliche Gnaden vernichten mich," sagte der Belobte, indem er sich wieder tief verneigte, „solches Lob aus dem Munde eines so großen Kunstkenners und Kritikers, der Lessing verdunkelt — es berauscht mich."

„Ach," sagte Madame Mops, die etwas schamroth wurde, „wir kennen recht gut unsere Schwächen —"

„Schwächen?" beliebte der Herr Graf zu scherzen. „Haben Sie Schwächen, schöne Kleine? — glücklich der, für den Sie Schwächen haben — Sie sind ein glücklicher Mann, Herr von Mops."

„O, allzu viele Gnade!" rief Mops.

„Wie?" fuhr der Graf fort, indem er lachte, „wenn ich nun für meine Protection eine Belohnung verlangte — wie, wenn ich —"

„Alles zu Befehl, gräfliche Gnaden," unterbrach ihn Herr von Mops, „Alles, unsere Herzen — ewig dankbar — schätzen uns glücklich."

„Nun, nicht zu voreilig, lieber Mops, ich könnte zum Beispiel einen Kuß von Ihrer Frau verlangen —"

„O, Ew. Gnaden!“ entgegnete Mops schweifwedelnd, „o, welche Kleinigkeit!“

Madame Mops blickte verschämt zu Boden, hob dann den Blick zu dem Grafen und seufzte recht theatralisch.

„O, welch' ein Glück, von Dir geküßt zu werden!“ schien ihr Blick zu sagen. „Grausamer, was zögerst Du, ich bin die Deinige!“

Seine gräfliche Gnaden waren so zufrieden mit dem Ehepaar, daß er es bat, sich doch niederzulassen.

„Apropos!“ sagte der Graf, „ich habe gehört, Sie wollen nach Deutschland reisen —“

„Ich reisen?“ sagte Herr von Mops, „ich habe Nichts davon gehört,“ doch schnell begreifend, setzte er hastig hinzu: „ja doch, weil Euer Gnaden schon Alles wissen, ich reise, wichtige Geschäfte, in acht Tagen —“

„In acht Tagen erst?“ fragte der Graf gedehnt.

„Verzeihen — habe mich versprochen, wollte sagen in zwei Tagen, nein, morgen — heute noch — ich habe große Eile.“

Seine gräfliche Gnaden waren sehr vergnügt.

„Nun denn, reisen Sie mit Gott — ich werde dafür sorgen, daß Ihre Frau ein Engagement auf Lebenszeit erhält, — was Sie betrifft — haben Sie kein neues Stück fertig? ich will mich dafür verwenden!“

„O ja, drei für eines!“

„Schicken Sie mir die Manuscripte, ich will sie alle unterbringen.“

Herr von Mops machte Miene niederzuknieen.

„Engel von einem Herrn — nein, diese Herzensgüte verdient Anbetung! — wie, und ein Mann Ihrer Art wird verkannt! —“

„I nu,“ sagte der Graf, ihn huldvoll aufhebend, „die Welt ist und bleibt undankbar. Aber Sie sind es gewiß nicht, meine Lieben. — Apropos, wo wohnen Sie, falls ich Ihnen Etwas zu berichten hätte, zu welcher Stunde sind Sie zu Hause, Madame? — denn es könnte sein, daß die Ungeduld, Ihnen eine frohe Nachricht zu bringen, mich veranlaßte selbst zu kommen.“

„Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht,“ schrie Mops außer sich, „unser Haus wird solche hohe Gnade und Herablassung zu ehren wissen — unsere Enkel werden noch davon unterrichtet werden, — ach, englischester Herr — Sie verblenden, Sie betäuben uns — zu viel, zu viel Gnade!“

Seine gräfliche Gnaden lächelten höchst vergnügt und entließen die Beglückten, indem Sie sich herabließen, Frau von Mops in die Wangen zu kneipen.

„Adieu, meine Liebe, adieu, mein Guter, reisen Sie glücklich — denken Sie zuweilen an mich, kleine Schelmin — ich werde gewiß an Sie denken.“

Herr von Mops ließ seine Frau jedoch nicht zur Thüre hinaus, sondern trat selbst, rückwärts marschirend,

unter zahllosen Verbeugungen hinaus, ließ, wie aus Versehen, die Thüre in's Schloß fallen, ehe seine Frau Zeit hatte ihm zu folgen, da sie sich eben verneigte — man hörte ein leises Schnalzen, wie von einem geraubten Schmätzchen, die Thüre wollte nicht aufgehen — aber endlich gelang es der Gattin sie zu öffnen und sich mit einer Verbeugung zu empfehlen.

Den beiden Ehegatten war ganz feierlich zu Muthe.

„Unser Glück ist gemacht, das kann große Folgen haben!" sagte Herr von Mops.

„Ach, er ist aber gar zu garstig!" sagte Madame Mops, sich ein wenig schüttelnd.

„Schadet nichts, schadet nichts, mein Kind, müssen an unsere Zukunft denken — gleich vorbei — Pah!"

In einer Stunde war Herr von Mops auf der Reise. Abends um neun Uhr aber brachte der Herr Graf der Strohwitwe den unterschriebenen Contract — warum noch so spät Abends? Davon schweigt die Geschichte.

Drei Tage darauf wurden dem abgereisten Gemahl zweihundertsiebzig Empfehlungsbriefe des Grafen und seiner Bekannten an Theaterdirectoren, Schauspieler, Künstler, Diplomaten, Cavaliere und Kaufleute nachgeschickt. Schriftsteller versprachen einander zu loben, Directoren Gastspiele, Redacteure gute Kritiken, große Herren Protection — Alles für den Preis, Herrn von Mops, den ausgezeichneten Schriftsteller,

Dichter, Publicisten rc. nach Kräften in seinen schönen Bestrebungen zu unterstützen. Zwei Jahre hatten alle Bühnen, Journale und Directionen mit den Gegendiensten zu thun, während welcher zehn arme talentvolle Schauspieler und fünf Dichter halb verhungerten.

Neue Zeitungsnachrichten:

Dresden. Der berühmte, geistreiche Schriftsteller Herr von Mops aus Wien weilt in unseren glücklichen Mauern. Er gab gestern einem gewählten Cirkel Vorlesungen, und entzückte Alles durch seinen sprühenden Geist.

Leipzig. Herr von Mops weilt hier. Eine berühmte Buchhandlung hat ihn aufgefordert, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Berlin. Herr von Mops wird der ersten Aufführung seines Drama's „Ein Bonmot" beiwohnen. Alles staunt hier über den Geist dieses Dichters. Er wird in die vornehmsten Cirkel geladen.

Hamburg. Von dem berühmten Mops ist soeben ein Roman erschienen, welcher Bulwer, Sue, Balzac und Victor Hugo beschämt. Der Titel ist „Phöbus" — recht bezeichnend für ein so strahlendes Talent.

Kiel. (Ein kleines Blatt.) Durch Zufall kam uns ein Exemplar des Romanes „Phöbus" in die Hände, von welchem die Journale so vielen Lärm machen.

Hier ist der Inhalt dieses großen Werkes. Wir enthalten uns, aus Furcht mit unseren Collegen brouillirt zu werden, jeden Inhalts. Es ist uns aber schlechterdings unbegreiflich, wie ein solches Buch und viele seines Gleichen Verleger und Absatz finden. Ist der ganze deutsche Buchhandel auf den Kopf gefallen? Haben diese Buchhändler gar kein Judicium in dieser aufgeklärten Zeit? Der vorliegende Roman ist geschrieben wie leider gar viele unserer schreiblustigen Zeit. Doch man höre, wie:

Phöbus ist ein geistreicher Recensent — denn die Recensenten spielen in der heutigen Novellistik eine eben so große Rolle, als in Wirklichkeit eine kleine. — Phöbus machte durch seine allmächtige Feder — sonst sind die Federn zwar nicht zu mächtig — seine Freunde glücklich und seine Feinde — zu Nichts. Ein Wort von Phöbus und ein armer Flickschneider wurde plötzlich ein reicher Mann, um dessen Kunsterzeugnisse die fashionable Welt sich riß, ein Wort von Phöbus und die zwanzigjährige Reputation eines Feindes war vernichtet. Man wird sich über Phöbus an gewissen Orten sehr verwundern, wo seines Gleichen sich für ein Paar Gulden die Finger wund schreiben und doch weder einen Armen reich, noch einen Reichen arm zu schreiben im Stande sind. Phöbus war ein excellenter Mensch, ein Liebling der Weiber, abermals im Gegensatz einer großen Zahl seiner Collegen, welche als langweilige, ungehobelte und geckenhafte Pinsel ver-

schrieen sind. Phöbus wurde wahnsinnig geliebt von einer geheimen Prinzessin aus einer unbekannten Dynastie — abermals ganz gegen die Kleiderordnung, nach welcher gewisse Literaten ihre Romane in den Küchen und Gesindestuben spielen. Die Prinzessin war das schönste Weib, welches jemals gelebt hat und in Zukunft leben wird, aber Phöbus war grausam gegen sie. Nichtsdestoweniger stellte ihm die unglücklich Liebende nach. Umsonst bot sie ihm zwei Königreiche an, vergeblich seufzte sie täglich vor seinem Fenster, und vergeblich sang sie dort zur Guitarre eine Arie voll Liebesgluth an den verhärteten Geliebten. Phöbus schlief dabei sehr sorglos und machte ein beißendes Epigramm auf seine Schöne. Das Herz der Unglücklichen zerbrach in tausend Stücke, aber sie gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Unerbittlichen zu erzwingen. Plötzlich verschwand die Prinzessin aus dem Palaste ihres Vaters, dessen Reich zweimal so groß war wie Nord- und Süd-Amerika. Eines Tages aber kam zu Phöbus, als er eben unbekümmert seinen Kaffee trank und seine Cigarre rauchte, ein junger Mensch, der sich zu Besorgung von Schreibereien erbot. Er bat so flehentlich, daß Phöbus erweicht wurde, und ihm einen Roman zum Abschreiben gab. Der Fleiß des jungen Menschen, seine rührenden Bitten und besonders die Bewunderung, welche er für die Talente des großen Mannes an den Tag legte, brachten Phöbus dahin, daß er dem jungen Copisten noch einige

andere Manuscripte zum Abschreiben gab. Wie erstaunte er aber, als ihm der junge Mensch eines Abends, als eben der Mond schien, zu Füßen fiel, und bekannte, daß er die verkleidete Prinzessin sei! So viele Liebe erschütterte seine Standhaftigkeit, welche besonders aus Verachtung des hohen Ranges seiner Geliebten hervorging, er fing an, die Liebe der Prinzessin zu erwiedern, und bald beglückte er sie mit seiner Hand. Doch machte er ihr vor der Hochzeit eine Bedingung. Die Prinzessin mußte ihrem Stande und ihrem Erbe entsagen, die Königreiche, welche ihr als Erbe zufielen, licitando verkaufen und in eine andere Welt ziehen mit dem Geliebten. Sie willigte freudig in Alles und so wurden denn drei Königreiche versteigert, ein jeder Unterthan mit hunderttausend Goldstücken und seiner völligen Freiheit beschenkt, und jeder einzelne Mensch für eine Republik erklärt. Das glückliche Paar aber reiste im Bewußtsein erfüllter Menschenpflicht nach einem noch unentdeckten Welttheile und gründete daselbst unter einem Volke von Orangoutangs, welche sie emancipirten, einen Freistaat. Dort in den unschuldvollen Gefilden leben die Glücklichen noch, wenn sie nicht seither gestorben sind. Amen.

Köln. Herr von Mops, der berühmte Schriftsteller, ist hier durchgereist — er will nach Italien gehen.

Stuttgart. Herr von Mops soll neulich gesagt haben, Ponsard's „Lucretia" sei ein Epigramm

auf die Keuschheit. Dieser geistreiche Ausspruch circulirt in allen Cirkeln.

Baden=Baden. Unter den Gestirnen, welche unsere Saison verherrlichen, glänzt Herr von Mops am meisten. Er schreibt, so viel man hört, einen socialen Roman, worin er beweisen wird, daß unsere Armen Nichts zu essen haben. Dieser gesinnungstüchtige Schriftsteller verdient die Hochachtung der deutschen Nation.

Karlsruhe. Hier herrscht großer Jubel — man hat dem gesinnungstüchtigen Schriftsteller Herrn von Mops ein Festessen gegeben.

Hamburg. Unsere gesinnungstüchtigen „Salatblätter" enthalten folgende kühne, witzige, politische Phrase: „Wie lange wird Deutschland noch zerrissen sein? Wird man nie einsehen, daß das deutsche Volk mündig ist? Fort mit der Censurwillkür. Brot den Arbeitern! O Deutschland, wie jammerst Du mir! Noch giebt es wahre Söhne Hermanns des Cheruskers! O ihr, die ihr Deutschland so gern knechten, an Händen und Füßen mit Censur= und Polizeimaßregeln fesseln möchtet, bedenkt, die Zeit ist hin, wo Bertha spann! Wann wird Preußen eine Verfassung erhalten? Das große Königswort ist noch immer nicht gelöst. Im Lippe=Detmoldischen ist die Kartoffelseuche verboten worden. Armes Deutschland, guter deutscher Michel, wann wird Dir der Knopf aufgehen?"

Altona. Zu diesem Artikel macht ein kleines

ungelesenes Blättchen die berühmte Anmerkung: Guter deutscher Michel, wie lange wirst Du brauchen, um zu begreifen, daß dergleichen Artikel selbst ein russischer Polizeiagent schreiben könnte, ohne sich verfänglich zu machen? Wie lange wird man sich von solchen Narren foppen lassen?

Leipzig. Der gesinnungstüchtige Mops hat hier in einem Privatzirkel eine glänzende Philippika gegen einen gesinnungslosen Schriftsteller losgelassen. Der Unglückliche ist vernichtet, entlarvt, man glaubt allgemein, er sei ein Jesuit, denn Mops hat ihm aus seinen Schriften nachgewiesen, daß er von Gott spreche.

Würzburg. Der gesinnungstüchtige Mops hat hier einen Ehrenbecher erhalten.

Wien. Herr von Mops hat seine Triumphreise durch Europa vollendet. Er hat bei Thiers, Guizot und dem Herzog von Wellington gespeist. Man sagt, er werde den Orden pour le mérite erhalten.

Als Herr von Mops nach einem Jahre wieder in Wien eintraf, ließ er sich sogleich bei dem Herrn Grafen Sollio melden. Seine gräfliche Gnaden waren sehr aufgeräumt und besonders belustigt durch die politische Rolle, welche Herr von Mops gespielt.

„Ich habe indessen für Ihr Wohl väterlich gesorgt," sagte er huldvoll. „Was denken Sie wohl, daß ich hier in der Hand halte?"

„Unfähig, Hochdero unerschöpfliche Gnaden zu ermessen —“ stotterte der Erwartungsvolle.

„Es ist ein Decret des Herzogs von Leitomischl,“ sagte seine Gnaden feierlich, „und enthält Ihre Ernennung zum geheimen Finanzrath! Auch haben Se. Hoheit mich beauftragt, Ihnen den Katzen-Orden einzuhändigen.“

Herr von Mops stürzte freudetrunken zu den Füßen des großmüthigen Protectors, küßte ihm Hände und Stiefel und empfing knieend, wie ein Vasall Karls des Großen, die kostbaren Kleinodien — zur Belohnung seiner Verdienste um die Menschheit, den Staat und das Vaterland!

V.

Tagebuch

eines

galanten Schauspielers.

Wien den 1. Januar 1840.

O mein Ideal! — Heute sah ich Dich wieder — noch beben alle meine Nerven vor Aufregung, Du oder Keine vermag es, mein wildes Blut zu besänftigen, mein Herz zu mildern, meine Sehnsucht zu stillen. Du Gottvolle, Reine, Unberührte — inmitten einer Welt voll Verführung, umringt von allen Schlingen der lauernden Wollust, — Du mein Ideal — eine Schauspielerin — eine Priesterin in diesem entweihten Tempel der Kunst, der nur noch ein Tempel — des Vergnügens ist. Ach — ob Du wohl weißt, welche böse Geister Dich umkreisen, welche giftigen Dünste der Wollust Dich umgeben, welche Luft Du athmest in Deine reine, unentweihte jungfräuliche Brust? Nein — Dein Gedanke selbst ist rein geblieben — an Dich allein glaube ich, und wenn ich an aller Welt verzweifeln sollte, Dein Bild soll unbefleckt in meiner Seele strahlen, Du oder keine Sterbliche bist keusch, makellos, frei von sündigen Gedanken selbst!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Dir zu nahen — Thekla — oft war ich schon im Dunstkreise

Deines lieblichen Wesens, ach, diese Atmosphäre der Unschuld und Grazie — ich konnte sie nicht ertragen, ich wagte es nicht Dich anzusprechen mit meinem verunreinigten, wollustvergifteten Herzen — wie der Satan vor dem Lichtkreise der Engel — so bebte ich vor Deiner Nähe zurück.

Ich zögerte, zagte, war schüchtern und blöde wie ein Kind. Man ermuthigte mich. Aber wie? Man befleckte Deinen Namen durch Verdacht, man suchte Deine Reinheit zu verdächtigen, damit ich Muth gewönne, Dich zu berühren. Nein — um diesen Preis möchte ich — könnte ich ja nicht selig werden in Deinen Armen, nein, wenn ich Dich auch ewig meiden muß, Dein Bild sei mir heilig, — wenn ich nie Dich gewinnen kann, Deine Unschuld, wäre sie auch nur ein schöner Traum, muß mir wie ein Genius zur Seite stehen. Glaubte ich nicht mehr an Dich — ich glaubte an Nichts mehr — ich hätte kein Bild der Vollkommenheit mehr vor meiner Seele — ich wäre verloren, wie Jene es sind, welche ich dahin leben sehe zwischen Würfeln, Karten, Bierkrügen und Freudenmädchen, welche für Nichts mehr Sinn haben, als für klingende Münze und den kurzen Rausch sinnlicher Freuden.

Als ich heute in's Kaffeehaus ging, las ich in einem hiesigen Journal einen närrischen Aufsatz. Er war betitelt „Brief an den Stephansthurm" und enthielt noch mehr verschwiegene Gedanken als aus-

gesprochene, er stimmte zu meiner Seelenstimmung, er harmonirte mit meinem Schmerze, in ihm walteten dieselben Qualen, welche mich endlos peinigen — diese Qualen der fruchtlosen, geistigen Selbstabnutzung in dieser faulenden Zeit, welche in ihrem Sumpfe Alles erstickt, was in ihm zu gedeihen nicht geboren ist. Ich lege ihn hier zum Andenken in mein Tagebuch.

Ich kann mich nicht enthalten, diesen Aufsatz mit Anmerkungen zu begleiten. Da sie nicht bestimmt sind gelesen zu werden, so kann ich wohl die Freiheit der Gedanken des Verfassers ergänzen. Der Unglückliche — Sclave wie ich — Sclave der Verhältnisse wie der Weltlaunen — armer Leidensbruder — ich beklage Dich, denn nur ich begreife Deinen hohnlachenden, humoristischen Schmerz, worüber sie im Kaffeehause sich gedanken- und gemüthlos erlustigen!

Briefe eines Vorstädters an den Stephansthurm.

Siebente Epistel.

Spitelberg, den 9. Juli 1839.

Theurer Freund!

Sie sehen mich seit fünf oder sechs Wochen so stumm und begehrlich an, daß ich mich trotz der großen Hitze Ihrer erbarmen und zur Feder greifen muß. Wenn Sie wüßten, Freund, was es heißt, schreiben, dann schreiben müssen, und endlich gar im Sommer schreiben müssen — (ganz endlich aber unter

österreichischer Censur und — diesem Publicum zu gefallen!) Sie würden mitleidig Ihr Haupt schütteln und das Opfer, welches ich Ihnen bringe, zu schätzen wissen. Von allen menschlichen Betriebsamkeiten ist sicherlich keine so erbärmlich, als die leidige „Federfuchserei", wie sie unsere guten alten Väter in ihrer Verachtung zu nennen beliebten. Der Mensch ist zur körperlichen Arbeit geboren, ohne sie welkt und ermattet sein Körper, vielleicht auch der Geist, oder doch gewiß die Seelenkraft, und der Fluch über den ersten Menschen: „Du sollst im Schweiße Deines Angesichtes Dein Brot essen," trifft am sichersten Jene, welche den Schweiß der bürgerlichen Arbeit, die schwere Bedingung irdischer Glückseligkeit, nicht kennen und durch ein Widerstreben gegen den Urtheilsspruch des Himmels sich selbst vernichten. Wenn Sie diese Wahrheit bezweifeln, so bitte ich, mein lieber Stephansthurm, sich in die Bäder von Baden, Karlsbad, Teplitz, Gräfenberg zu bemühen, wo Sie Tausende von Unglücklichen leidend finden werden, welche verdammt sind, Federhelden zu sein und Ihre ganze körperliche Arbeit mit drei Fingern zu verrichten. Der Herr hat uns Gliedmaßen gegeben, daß wir sie gebrauchen, was Wunder, daß wir ihren Gebrauch verlernen, wenn wir sie ruhen lassen? Aus diesem Grunde, mein Verehrter, ziehe ich alle Tage nach Sonnenaufgang meinen Leinwandrock an, und da ich keinen Acker zu bestellen habe, so zwinge ich wenigstens meine Beine ihre Bestimmung

zu erfüllen, indem ich sie bergauf, bergab in die Gebirge treibe. Es ist dies vielleicht Müssiggang, aber ich kann Sie wenigstens versichern, daß ich mein Brot im Schweiße meines Angesichts esse und mich, Dank dem Himmel! dabei wohl befinde.

Schreiben, schreiben müssen, es ist das Schrecklichste unter der Sonne! Warum ich demungeachtet freiwillig schreibe? Freiwillig, nein, beim Zeus nein! Wisse denn, Freund, daß ich eine schwere Schuld abzubüßen habe. Ich hatte einen Sohn, er war die Freude meines Lebens! Er hatte die stärksten Gliedmaßen im Lande und den besten Appetit in Wien. — Ein großes Wort! Sein Verstand war von mittlerer Statur, nicht zu groß für unsere superklugen Zeiten, nicht zu klein für seinen Beruf, eine nützliche Creatur zu werden. Niemals noch war ein Mensch so sehr zur Arbeit geboren als er. Ich ließ ihn, den glücklich Begabten, den geborenen Ackerbauer oder Taglöhner — ich ließ ihn — **eheu me miserum!** — ich ließ ihn schreiben lernen. Kaum hatte ich die Sünde begangen, als mich die Furien der Reue packten und mich bis heute nicht verließen. Das unglückliche Opfer meines Hochmuths ward ein unnützes Mitglied der Gesellschaft. (Was kann hier wohl der Verfasser Anderes gemeint haben, als einen jener unnützen Staatsdiener, welche ohne Fähigkeiten an einflußreiche Stellungen kommen? Die Censur hat glücklicher Weise diesen verrätherischen Gedanken nicht begriffen und das

Publicum wohl noch weniger.) Demungeachtet war ich verstockter Sünder so erbärmlich, ihn überall da hinzustellen mit seinem breiten Rücken und seinen gigantischen Gliedmaßen, wo Bessere und Fähigere hätten stehen sollen. Was geschah? er gab überall Aergerniß und schrieb was Andere dachten, befahl, wo er gehorchen sollte, und zwang Klügere so dumm zu sein oder doch zu handeln, wie er selber war. (Ganz das Schicksal solcher Beamten, wie wir sie in Unzahl besitzen.) Der Zufall gewährte ihm zum innigsten Herzeleid seines unglücklichen Vaters die glücklichsten Erfolge. Er brachte es nur weit, damit eine desto größere Anzahl von Menschen seine Unfähigkeit erkenne; er wurde nur angesehen, um verspottet zu werden. Er starb endlich an einer Indigestion, nachdem er wie ein Thier gelebt hatte! Hunderte jener Unglücklichen, welche seine unsinnigen Anordnungen hatten befolgen müssen, folgten lachend seinem Leichenzuge und sagten: er war dümmer wie ein Strauß, indeß er doch weit vernünftiger gewesen als das klügste Thier, der Elephant. So mußte er geschmäht und verhöhnt frühzeitig unter die Erde, welche er hätte bebauen sollen. Er, der als nützlicher Holzhauer seines Gleichen gesucht haben würde! (Welcher beißende Sarkasmus gegen jene vierschrötigen Lümmel, welche zum Theil als große Beamte allen Besseren im Wege stehen.) Ich stand an seinem beschimpften Grabe und nannte mich seinen Mörder. Ich hatte die Gesellschaft eines nützlichen Mitgliedes beraubt und

ein unnützes daraus gemacht. Ich hatte die Verantwortung für tausend wichtige Thorheiten, welche er in seiner Seeleneinfalt begangen, auf mich geladen und mein Kind unter die Erde gebracht, mein eigenes Haupt mit Schmach bedeckt. Die Martern des Gewissens haben mich seither nicht verlassen, und ich beschloß, um sie einigermaßen zu beschwichtigen, mir die Buße aufzulegen, von Zeit zu Zeit einige Briefe zu schreiben, welche überflüssig sind und zum warnenden Exempel dienen für alle thörichten alten Sünder, welche ihre unbegabten Kinder, die als Handwerker oder Taglöhner nützlich und geachtet sein würden, mit Berufspflichten belasten, denen sie nicht gewachsen sind, und ihnen unangemessene Ehren verschaffen, welche sie der allgemeinen Verspottung und der Verachtung preisgeben. (!!!!! Wie viele Ausrufungszeichen sind hier keine Verschwendung!)

Seitdem, mein lieber Stephansthurm, schreibe ich an Sie meine unnützen Briefe. Nicht, daß ich ein Bedürfniß fühlte oder eine Ehre darin suchte sie zu schreiben! Nein, nur zur Buße! und sie schmerzt auch diese Buße! Die Schriftgelehrten waren einst hochverehrt vom Volke und man glaubte ihren Lehren. Aber seitdem es Taglöhner der Schrift, professionirte Wortverdreher und Wortdrechsler giebt, ist das Schreiben ein profanes Geschäft geworden. Man erfand den Druck für die eigentliche Schriftgelehrsamkeit. Aber der Druck gab sich nicht minder her für Taglohn, und

die Wortmacherei für den Markt wurde ein eigenes Handwerk. Die Talente fangen an dies Handwerk zu meiden und Denjenigen zu überlassen, die mit schon benutzten Typen arbeiten. Es gehen jetzt Schriftmänner in den Ländern herum, welche ihre Wortkünste zur Empfehlung trefflicher Bratwürste und anderer Erzeugnisse für ein Billiges ausbieten. Sie nennen sich Autoren, Literaten, Schriftsteller, mit demselben Rechte, wie sich die Anstreicher zuweilen Maler benannten. Aber sie haben es dahin gebracht, daß man sie so nennt, und doch schreibe ich an Sie meine Briefe, welche, wie man mir sagt, in einem hiesigen Blatte gedruckt werden. Heißt das nicht seine Sünden büßen, und kann ich nicht nach solchem Werke der Demuth die ewige Seligkeit hoffen? Ich glaube, es kann einem ehrlichen Manne kaum Schlimmeres begegnen, als im Verdachte der Schriftstellerei zu stehen. (Kein Mensch im Kaffeehause hat diese bittere Persiflage der Censur verstanden, welche es dahin gebracht hat, daß das Gesindel der „Reporters" mit den Schriftstellern vom Berufe verwechselt wird!)

Mein Nachbar hat mich neulich damit aufgezogen. Der Mann hält sich Wagen und Pferde, hat viele Dienstboten und Kostgänger. Er sagte, er werde sich nun auch einen Schriftsteller halten, denn so viel er wisse, komme eine solche Creatur in der Erhaltung nicht theuer zu stehen. Er habe von einem reisenden Musikanten gehört, welcher sich statt eines Kammer-

dieners einen Schriftsteller aushalte, der ihn in allen Zeitungen loben müsse. Er — mein Nachbar nämlich — brauche auch einen solchen Wortverfertiger. Er handle mit Knoppern und die Publicität könne ihm viele Kunden verschaffen — wenn anders ein Hausscribent nicht mehr koste als ein Pferd zu erhalten, denn er wolle seinem Haushalte keine große Last auflegen. Er denke ein gutes Werk nebstbei zu thun, denn solche arme Schlucker müßten sich ohnedem sonst häufig von der borgenden Barmherzigkeit der Marqueure und Kellner ernähren, und mit den knappesten Bissen, welche jemals im Stande waren den Magen eines Sperlings auszufüllen, sich begnügen. Käme es nicht zuweilen, daß ein großmüthiger Bretterheld, von dem sie Geschrei machen müssen, ihrer Noth zu Hilfe eilte, oder daß eine Primadonna die bornirtesten Einwohner einer Stadt und par préference die Schriftprofessionisten, an ihren Wagen spannen wollte, so stände es schlimm mit der Haut dieser Brosamenesser, welche sich von Nichts ernähren, als von den bestellten Recensionen, Referaten, Tagesnotizen rc., von den Abfällen der Mahlzeit der Schauspieler und dem Almosen der Theaterdirectoren. Sie können sich denken, mein lieber Stephansthurm, wie mir bei solchen Aeußerungen zu Muthe ward, mir, der auf dem ganzen Grunde nun verschrieen ist als ein Schriftsteller! Ich hatte lange keine Ahnung davon, bis mir neulich der Hausmeister den Credit aufkündigte und mir das Sperrgeld sogleich abverlangte.

„Sehen Sie, Herr Hans," sagte er, indem er mich treuherzig bei der Hand nahm, „ich habe Sie bis heut immer für einen soliden Menschen gehalten, aber seit Sie in die Zeitung schreiben, halte ich Sie für einen verlornen Mann. Ich bitte Sie, kehren Sie auf guten Weg zurück, in Ihren Jahren verzeiht man solche Streiche nicht. Folgen Sie mir, ich meine es gut." Und dabei wischte er sich mit dem kalkbespritzten Ermel eine Thräne aus den Augen.

Noch ein Mal: Schreiben ist das Schrecklichste unter der Sonne! Wofür schriebe man heute? Für Geld? Es ist bekannt, daß man Nichts schlechter bezahlt, als Worte. Hier und dort zahlt man sogar mit „hartem Holze". Für den Ruhm? Ich bitte Sie, lieber Stephansthurm, was ist der Ruhm und wer macht den Ruhm? Kennen Sie die Herren Buchhändler, welche für Ihren und Ihrer guten Freunde Verlag Literaturblätter und eine Menge Lobhudler halten? kennen Sie die Conversationslexika und ihre bezahlten Mitarbeiter? wissen Sie, wie diese Biographien aus Gegenseitigkeit der Freundschaft entstehen, wie der A. dem B. sein Leben im Manuscript sendet, damit er seinen Lobpsalm und ein B. darunter setzt, was ihm A. auf gleiche Weise vergilt? Kennen Sie diese Entstehung des Ruhms, und werden Sie mir zürnen, daß ich nicht berühmt sein will? Die nachweltlichen Historiographen werden einst von unsern

Zeiten erzählen: Es war eine Schande, öffentlich belobt zu werden!

Eheu jam satis — ich wollte Ihnen schreiben und habe nur angefangen. Sie mögen daraus ersehen, welche Martern mir das Schreiben verursacht, da ich ohne Umstände mit diesem Anfange endige, der ich bin

Ihr Hans Spitelberger."

Ich frage nun die ganze Christenheit, kann man mit mehr tiefem, ehrlichem Ingrimm Diejenigen bitter verhöhnen, in deren Hände die Macht gegeben ist, die Würde des Geistes und des Schriftthums aufrecht zu halten? Wer hat denn dem Genie die Hände gebunden, daß es sich nicht wehren kann gegen die sich empörende Gemeinheit? Wer hat es verschuldet, daß das Talent mit dem Handwerk verachtet ist?

Merkwürdig — und der Verfasser dieses Aufsatzes, der so wüthet und knirscht unter dem Joche, welches dem Geiste auferlegt worden — wie unnatürlich und aberwitzig, einfältig und boshaft! — man glaubt von ihm, daß er Denjenigen schmeicheln will, welches dieses Joch über den Geist gebracht! Wißt ihr nicht, daß es nichts Stolzeres giebt auf Erden, als die Kraft des Geistes, welche sich ihrer bewußt ist und dennoch Sclavenketten tragen muß?

Gerade so geht es dem Schauspieler, wie dem Schriftsteller, dem mächtigen Geiste am Schreibtisch, über

welchen ein Dummkopf gebietet, — mein Gott, mein Gott, wer erforscht Deine Rathschlüsse? Warum hast Du die Blödsinnigen mit Schwertern umgürtet und den Erleuchteten Federspulen und Narrenpeitschen in die Hände gegeben?

Warum hast Du den Geist verdammt, der Dummheit die Schuhe zu reinigen?

Warum muß man diese Leibeigenschaft des Geistes ertragen? Warum willst Du, unbegreiflicher Gott, die Universalmonarchie der geistigen Impotenz, in Kunst, Wissenschaft und Leben, so zärtlich schützen?

Es ist um den Verstand zu verlieren. Wenn ich mich mit manchem albernen Gimpel unter meinen Collegen herumzanken muß um das Verständniß dieser und jener Rolle, und er Nichts, durchaus Nichts begreift, was ich ihm sage, und er noch einen belehrenden Ton gegen mich annimmt und meine Einfalt vornehm belächelt, weil er 500 Gulden mehr Gage hat als ich, und seine Frau die Maitresse eines guten Freundes von diesem oder jenem einflußreichen Herrn ist, — da lerne ich begreifen, daß Demuth die größte aller Tugenden ist!

„Ach, du mein gerechter Himmel!" sagte neulich der Theaterschneider zu mir, der ein sehr weltkluger, verständiger Mann ist, und mehr Kunstsinn hat als meine Collegen, „es ist zum Erbarmen, wenn man sieht, wie diese Leute mit Ihnen umspringen. Sie haben mehr Genie in einer Ihrer Fußzehen, als viele

dieser Herren in ihren Strohköpfen — und dennoch sind Sie ein unbedeutender Mensch — und Jene berühmt. Die Journale loben Sie ja nur manchmal zum Almosen! Warum machen Sie es nicht wie Andere? Sie sind jung, hübsch, Sie sind von Ihrem Gewissen im Punkt der Galanterie nicht geplagt, die Keuschheit ist nicht Ihre Todsünde, — sollten Sie denn nicht eine vornehme Dame finden, welche sich Ihrer annimmt? — man hört ja so viel von Ihren Abenteuern! Können Sie, um's Himmelswillen, nicht irgend eines Mannes Weib verführen? Nicht eine einflußreiche Köchin für sich gewinnen? Kennen Sie denn gar nicht diese Welt, welche betrogen sein will? Und S i e betrügen ja nicht einmal, Sie wollen nur den Platz, der Ihnen gebührt!"

„Narr!" sagte ich, „wäre ich denn, der ich bin, könnte ich mit meinen Gefühlen Selbstbefleckung und Nothzucht treiben? Ich jage dem V e r g n ü g e n nach, der p o e t i s c h e n S ü n d e, aber nicht jenem alten häßlichen Weibe — E i g e n s u c h t genannt, deren Speichel man aufküssen, deren dürre Knochen man liebkosen muß, um in dieser Welt Macht, Einfluß und Ehre zu gewinnen!"

Der gute Mann begriff mich nur halb, und ich mußte herzlich lachen, als er mir sagte:

„I nun, so drücken Sie die Augen zu und denken sich: — 's ist bald vorbei."

Ich mußte lachen — sage ich, — warum? — eine

närrische Geschichte, bei Gott, — ich kann noch nicht aufhören zu lachen, wenn ich daran denke.

Der Verfasser des obigen Aufsatzes greint wie ein schläfriges Kind, daß er schreiben muß — was würde er sagen, wenn er Komödie spielen müßte, täglich spielen — und seine Gefühle zur Schau tragen, zum Vergnügen dieses Publicums — dieses Publicums, das in die Theater kommt, um Zoten zu hören und Freudenmädchen um ihre Adressen zu fragen!

Es ist manchmal zum Verzweifeln. Ich war gestern just in einer desperaten Stimmung deshalb und spielte — con amore — schlecht, nachlässig, gefühllos — wunderbar aber gerade zum großen Beifall des Publicums, der hochansehnlichen Herren Regisseure und des Directors — der oft so aufrichtig und verständig ist mir zu sagen: „Schonen Sie Ihre Kräfte, werfen Sie nicht Perlen den Säuen vor!" wahrlich, der Mann schmeichelt dem Publicum nicht. Gut denn, ich spielte, daß ich über meinen Erfolg lachen mußte. Da brachte mir ein Maschinist im Zwischenacte ein Billet. Es roch von Bisam und Lavendel — ich hatte es gleich im Verdacht, daß es von einer Alten käme. Ich steckte es nachlässig zu mir und las es erst im Bette. Es lautete:

„Liebenswürdiger!

„Eine Dame von hohem Stande und großem Einfluß ist so schwach, Ihnen ihre Huldigungen

darzubringen. Sie brennt vor Begierde, Ihnen einen Beweis ihrer Begeisterung zu liefern. Sie ist im Stande, Ihnen eine angenehme, ehrenvolle, lebenslängliche Stellung zu bieten, sie will ihre Glücksgüter mit Ihnen theilen, nur sollen Sie ihr dafür dankbar sein; sie wünscht Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Wenn Ihnen dieser Antrag nicht gleichgiltig ist, so kommen Sie heute nach der Vorstellung in die Schleifmühlgasse — dort werden Sie einen Fiaker finden, das Nähere mündlich. Damit Sie aber nicht glauben, es wolle sich Jemand einen Scherz mit Ihnen erlauben, lege ich einen kleinen Beweis meines aufrichtigen Willens Ihnen zu dienen bei. Amalie."

Wirklich hatte ich beim Eröffnen des Briefes bemerkt, daß Etwas aus dem Briefe herausgefallen war. Ich bückte mich und fand — eine Banknote von fünfhundert Gulden!

„Donner und Doria!" schrie ich und sprang mit beiden Füßen aus dem Bette. In zwei Secunden war ich angekleidet — freilich nothdürftig genug — in zehn Sätzen in der bezeichneten Gasse. Richtig hielt noch der Fiaker da. Ich ohne Umstände reiße den Schlag auf und saß da ganz athemlos und schwitzend wie ein Braten neben einer in Seide rauschenden Dame.

„Fort!" rief ich dem Fiaker zu, und überließ es dem Himmel wohin!

Es war stockfinstere Nacht, — ich entschuldigte mich auf's Beste bei der Dame wegen meines langen Ausbleibens, aber meine Athemlosigkeit entschuldigte mich besser als meine Worte: Teufel, war das ein Rennen! Ich schwitze noch, wenn ich daran denke.

Fort ging's! Meine Dame war dicht verschleiert, auch war es sehr finster — ich konnte mich durchaus nicht von ihren Reizen überzeugen. Sie sprach Anfangs kein Wort, sondern drückte nur stumm meine Hand, welche ich feurig ergriffen hatte.

„Wie soll ich Ihnen danken, Engel, für Ihre auszeichnende Güte und — Ihre Großmuth!“

Ich kann sagen, daß diese Exclamation aufrichtig war. Ich war von vielen Sorgen befreit, — mein guter Schneider konnte bezahlt werden — ich war wirklich gerührt von so vieler Zärtlichkeit und Großmuth. Konnte denn nicht ein edles Gefühl solchen Wohlthaten zu Grunde liegen? Konnte sie nicht wissen, in welcher Lage ich bin und aus Theilnahme an meinem Genie so handeln? Konnte nicht wahre, aufrichtige Liebe sie inspirirt haben? Sollte es in dieser Zeit keine Tugend mehr geben, welche großmüthig ist, sollte das Laster allein diese Tugend besitzen? Welche Summe sind 500 Gulden! Wie viele Menschenschicksale können durch eine solche Summe eine andere Wendung erhalten! Welche Macht hat das Geld! Sollte diese schreckliche Macht nur von dem Laster zum Verderben der Menschheit in Bewegung gesetzt werden?

Nein — wie oft habe ich mich mit Abscheu von den Menschen abgewendet — ach, wie gern kehrte ich voll Vertrauen wieder zu ihnen zurück! Nein — nur ein edles Gefühl kann so großmüthig sein! Das war der Schluß meiner Betrachtung.

„Kein Wort davon," lispelte der Engel, „es ist das Geringste, was ich im Augenblick für Sie thun konnte. Wir werden noch mehr mit einander sprechen, — ich danke Ihnen, daß Sie meiner — ich gestehe es — etwas seltsamen Einladung folgten, — aber nun muß ich Sie bitten, sich eine kleine Maskerade gefallen zu lassen. Der Kutscher ist ein vertrauter Mensch — auch kann er Nichts verrathen, da er nichts Gründliches weiß. Aber in dem Hause, wo wir absteigen werden, ist es für meine Ehre nothwendig, daß Sie in diesem weiblichen Anzug erscheinen. Er paßt ganz für Ihre Größe und ist so weit, daß Sie ihn über Ihre Kleider ziehen können. Sie dürfen ihn nur über den Kopf ziehen und um die Mitte den Gürtel fest machen."

Das war lustig — ganz nach meinem Geschmack, — welch' ein göttliches Abenteuer — ha, und welche Beruhigung — eine Dame, welche so viele Vorsichten zu beobachten hatte, mußte doch der Wachsamkeit, welche sie zu fürchten hatte, würdig sein?! Lachend zog ich den Ueberwurf über den Kopf, die Dame leistete mir Beistand und in fünf Minuten war meine Toilette fertig.

Meine unweibliche Frisur aber wurde in einem Capuchon verborgen.

„Aber nun ich eine Dame bin," sagte ich scherzend, indem ich ihre Taille umfing, „werden Sie mir wohl erlauben, Ihren Schleier zu lüften, um Ihnen meinen Schwesterkuß zu geben."

„Gemach, junger Herr!" antwortete die Dame, mich abwehrend und ihren Schleier vertheidigend, „ehe ich Ihnen eine solche Freiheit gestatten kann, muß ich erst versichert sein, daß Sie der Mann sind, den ich in Ihnen vermuthe. Sie könnten sich leicht getäuscht finden in Ihren Erwartungen. Hören Sie mich erst an."

„Ich bin ganz Ohr!"

„Es giebt in der Natur eine zweifache Anziehungskraft, welche die Geschlechter einander nähert, die eine entsteht aus der Wirkung des Schönen, Körperlichen auf die Sinne — diese reißt den Geist mit fort; die andere entsteht aus dem Reiz des Geistes, und diese reißt den Körper mit fort. Es ist nun die Frage, welche von beiden Anziehungskräften Ihrer Natur am meisten entspricht."

„Meine Gnädige," antwortete ich, „ich bin für Beide nicht unempfänglich, und ich kann Sie versichern, daß die Letztere bereits auf mich zu wirken beginnt. Ich mache mit Freude die Entdeckung, daß ich eine Dame vor mir habe, welche eben so sehr durch die Güte ihres Herzens, wie durch ihren Geist Bewunderung erregt."

„Also habe ich mich in Ihnen nicht geirrt," erwiderte die Dame, indem sie meine Hand drückte und es geschehen ließ, daß ich sie auf ihren Handschuh küßte, „allein ich bekenne, daß ich noch nicht beruhigt bin. Sie träumen vielleicht an der Seite einer jungen, reizenden Person zu sitzen, ach, mein Herr, obwohl mein Herz noch jung ist, bin ich es doch selbst nicht mehr — Sie werden sich bitter getäuscht finden, und ich werde den Schmerz haben, in Ihren Zügen eine unschmeichelhafte Ueberraschung zu lesen."

Diese Art mich vorzubereiten machte mir einige Angst — aber konnte dies nicht eine Neckerei sein? Konnte sie nicht Gefallen daran haben, mich zu ängstigen, um mich dann desto mehr zu beglücken? Meine Neugierde erreichte den höchsten Grad.

„Meine Gnädige," antwortete ich galant, „welche Idee müssen Sie von meiner Art zu fühlen haben, wenn Sie glauben können, daß eine solche Ueberraschung den Eindruck Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihres Geistes schwächen könne? Das Gefühl meiner zärtlichsten Dankbarkeit wird unter allen Umständen dasselbe bleiben."

„Wohl Ihnen und mir, wenn es so ist," fuhr die Dame fort, „ich werde dann mir eine Beschämung, Ihnen eine unangenehme Enttäuschung erspart haben. Doch kommen Sie, wir sind am Ziele."

Ich gestehe, daß ich nicht ohne Angst die Schwelle des Hauses betrat. Ich hätte gewünscht, daß die

Vorbereitung länger gedauert hätte — denn — mir graute vor dem entscheidenden Augenblick. Die Dame führte mich leise und behutsam über eine kleine Treppe, öffnete geräuschlos eine Thüre und führte mich in ein duftendes, hell erleuchtetes Boudoir, welches verschwenderische Pracht darstellte. Im Hintergrunde stand ein wollüstiges Lager, über welchem an der Wand in einem reizenden Halbdunkel ein Gemälde, Amor den Bogen schnitzend, hing.

Noch immer entschleierte sich die Dame nicht — es war eine undurchdringliche Finsterniß über ihr Gesicht gezogen, welche selbst die Helle des Gemachs nicht erleuchten konnte. Mir wurde immer unheimlicher.

„Ehe ich mich Ihnen zeige, erlauben Sie mir erst, Sie von den Beweggründen meines auffallenden Schrittes zu unterrichten. Setzen Sie sich, mein Herr! — Seit lange haben mir Ihre Leistungen als Künstler eine Theilnahme eingeflößt, welche mit der Zeit den Charakter der Zärtlichkeit annahm. Ich sah Sie in einer unwürdigen Stellung — Ihr großes Talent, Ihre Vorzüge verdienen einen anderen Platz. Ich beschloß, Sie aus dieser Stellung zu befreien. Meine Connexionen setzen mich in den Stand, Ihnen ein glänzendes Engagement auf einer Hofbühne zu verschaffen. Da ich — über die erste Jugendblüthe hinaus — der Hoffnung nicht Raum geben durfte, durch meine persönlichen Eigenschaften Ihr Interesse zu erregen, so

gab ich mich, vielleicht voreilig, der Hoffnung hin, durch Ihre Dankbarkeit diesen Zweck zu erreichen. Sie sehen, ich spreche offen — ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht mehr jung bin — daß nur Ihre Dankbarkeit im Stande sein kann, Ihnen einen Theil jener zärtlichen Gefühle einzuflößen, welche ich für Sie empfinde. Haben Sie nach diesem den Muth meine Bekanntschaft zu machen — wohlan, thun Sie es."

Sie blieb hierauf ruhig sitzen, gewärtig, daß ich sie entschleiern würde. Die glänzenden Aussichten, welche sie mir eröffnete, der Gedanke an mein Ideal, welches ich nur auf diese Weise erringen konnte, das Gefühl der Dankbarkeit berauschten mich. Ein poetischer Traum bemächtigte sich meiner Einbildungskraft. Dieses geheimnißvolle, milde, gütige Wesen — ha — wie, wenn es mein Ideal wäre? Götter Griechenlands — welche himmlische Scene, würdig des Pinsels eines Appelles! Hat nicht dieser göttliche Künstler seine Campaspe auf ähnliche Weise errungen? Hat nicht Wieland uns in den reizendsten Farben solche göttliche Ueberraschungen geschildert? Mein Blut kochte — da saß dies verschleierte Bild vor mir — vielleicht der Inbegriff meiner kühnsten Hoffnungen und Wünsche — diese zierliche Gestalt, ist sie nicht die einer Hebe? — dieser kleine reizend chaussirtt Fuß — war es nicht der einer Grazie? Ich zitterte — zagte — und plötzlich mit dem Ausruf: „Götter des Olymps — ich muß sie sehen!" stürzte ich auf die Huldin, riß den

Schleier von ihrem Gesicht — Tod und Hölle! — eine siebzigjährige Grazie grinste mich an, ein satanischer Hohn auf meine kühn aufstrebenden Knabengedanken!

Eine düstere Pause des Schweigens folgte auf diese gräßliche Enttäuschung.

„Nun, mein Herr,“ sagte das Ebenbild der Medusa, in einem leichtfertigen Tone lachend, „wie gefällt Ihnen die Attrape?“

In diesem Tone lag die unverstellte Verachtung meiner Menschenwürde. Ich war nicht mehr im Zweifel, ich hatte eines jener herabgewürdigten Weiber vor mir, welche sich Vergnügungen erkaufen.

Es bemächtigte sich meiner eine Wuth und Empörung, deren ich mich lange nicht mehr fähig gehalten habe in ähnlichen Lagen.

„Wie, Madame!“ — schrie ich, „Sie, Sie, die Sie meine Urgroßmutter sein könnten, Sie wagten es zu hoffen, daß ein Mann meiner Art seine Menschenwürde so vergessen könnte, um Ihre vorsündfluthlichen Gluthen zu löschen? Sie konnten glauben, weil ich arm bin — mich durch Ihr Geld dazu zu bringen, um an Ihnen eine Unmöglichkeit zu vollbringen? Weiche von mir, Du Aschenkrug längst entschwundener Frühlinge, graues Bild der Vorzeit, und nimm Deinen Sündenlohn wieder, den ich verachte, wie ich Deine sieche Lüsternheit verabscheue!“

Damit warf ich ihr die fünfhundert Gulden in's

Gesicht, riß die Thüre auf und — fiel die Treppe hinab. Fluchend raffte ich mich wieder auf und hinkte so schnell ich konnte auf die Straße. „Ja," sagte ich zu mir selbst, „das ist der Kunstenthusiasmus, der Thaliens Tempel heute zusammenhält, das sind die begeisterten Gefühle, welche Deine Kunst krönen, das ist der Lohn Deines Strebens —"

So philosophirend lief ich durch die Straßen und murrte gegen Gott und seine herabgewürdigte Schöpfung. Aber meine philosophischen Betrachtungen wurden von einem Gedanken durchkreuzt, welcher mich an meiner gesunden Vernunft irre machte.

„Wie sollst Du morgen Deinen armen Schneider bezahlen, die gute, reine Seele, dessen Kinder zu Hause darben, indeß er gegen Dich so geduldig und freundlich ist? Wäre es nicht tugendhafter gewesen, weniger der Menschenwürde als des armen Schneiders zu gedenken? Wahrlich, diese Welt ist närrisch eingerichtet! Es ist in ihr manchmal fast eine heilige Pflicht, verworfen zu sein. Wie wenige Menschen dieser Zeit wären im Stande ihre Pflichten zu erfüllen, wenn sie nicht so schlecht wären!"

In diesen betrübten Betrachtungen wurde ich aber plötzlich auf eine sehr drollige Weise gestört. Ich fühlte mich an beiden Armen festgehalten.

„Haben wir Dich endlich, Du Straßenvagabondin, heute sollst Du uns nicht entkommen!"

Ich sah mich um und fand, daß die hohe Polizei

mich in ihre Arme geschlossen. Jetzt erst bemerkte ich zu meiner höchlichen Belustigung, daß ich noch immer das Costüm einer Dame trug. Ich brach in ein unsterbliches Gelächter aus. Als vagirende Straßendirne verhaftet zu werden — das war zu komisch, als daß ich mir den göttlichen Spaß hätte verderben lassen können.

„Fort, mit uns!" brüllten die Polizeidiener, „diesmal entkommst Du uns nicht — diesmal soll Dir das Leder angestrichen werden, darauf kannst Du schwören!"

„Zufallsgott, ich danke Dir für diese köstliche Erheiterung meiner betrübten Seele," betete ich und folgte den Bütteln, welche mich mit catonischem Ernste auf die Polizeiwachstube führten. Der Herr Hauscommissär empfing mich mit einer Gravität, welche alle meine Lustigkeit entzügelte.

„Hier bringen wir die verschmitzte Dirne," berichtete der Corporal, „die uns schon seit drei Nächten so viel zu schaffen machte. Das Mensch geberdet sich, als ob sie auf einen Ballsaal geführt würde, aber wir werden ihr den Muthwillen schon austreiben."

Ich suchte alle meine Schauspielkunst zusammen, um nun eine herzerschütternde Scene zu spielen. Ich stellte mich, als ob mich plötzlich ein panischer Schrecken ergriffe und warf mich dem Commissär zu Füßen.

„Ach, ich beschwöre Sie," rief ich aus, „befreien Sie mich von diesen Cannibalen. Bei der Unschuld

der schönen Fanny, bei welcher Sie gestern geschlafen, beschwöre ich Sie, retten Sie mich."

Der Commissär stutzte ein wenig über meine Kenntniß seiner Mysterien. Ich konnte es aber nicht aushalten vor Lachen, sprang auf, fiel ihm um den Hals und sagte:

„Aber, Nazi — kennst Du mich denn nicht? — bist Du denn wie Alle Deines Gleichen im Amte blind, da Du doch sonst so hell siehst? Siehst Du denn nicht, daß ich Stiefel und Hosen anhabe und noch die Theaterschminke auf meinen Wangen?"

Es war eine göttliche Komödie. Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit allen Details — wir tranken einige Flaschen Wein — er aber war schweigsam geworden und machte eine für eine Gerichtsperson sonderbare Moral zu meiner Geschichte:

„Höre, Pepi!" sagte er, „Du bist ein großer Esel — für fünfhundert Gulden kann man des Teufels Weibe selbst die Cour machen!"

Den 15. Januar 1840.

Ja, ich erkenne nun den tiefen Schmerz jenes Schriftstellers als gerecht, ich fühle, daß Schriftsteller und Künstler in dieser Zeit nur dazu da sind, Wünschen und Neigungen der verwerflichsten Art zu dienen, ihre keuschen Seelen abnützen zu lassen von den niedrigen Begierden der heutigen Menschheit. Wo ist der Schriftsteller von Ruf heute, der nicht schmei-

cheln und heucheln mußte, sei es einer Partei oder einer Regierung, immer aber einer Macht? wo der Künstler, welcher nicht der frivolen Kunstliebe dieses Zeitalters sein besseres Selbst zum Opfer bringen mußte? Gestern spielte ich eine höchst poetische Rolle mit Feuer, mit wahrer Begeisterung. Ich glaubte Lobsprüche zu ernten von meinem Director — ich fand ihn kalt. „Nun," sagte ich, „Herr Director, war das gespielt? — sind Sie zufrieden?" — „Nein," sagte er, und zwar so unzufrieden, wie ein Mann, dem man einen schönen Rock ruinirt, welchen er verborgt — „je mehr ich Ihr Talent schätze, je weniger kann es mir gefallen, wenn einer meiner fähigsten Schauspieler seine Kräfte unnützer Weise aufreibt. Sehen Sie denn nicht, welche Kälte das Publicum ihrem Feuer entgegensetzt? Tüchtige Schenkel, ein plastischer H —, Bockssprünge über das ganze Theater, närrische Faxen — das macht mehr, als Ihre hochfliegende Begeisterung. Wie, wollen Sie einem Hammel fliegen lehren? Schaffen Sie sich enge Tricots an, lassen Sie den Schneider Ihr Embonpoint vervollständigen, kokettiren Sie auf alle Weiber im Parterre, schreien Sie ohne zu fühlen, wie ein Unsinniger, das erschöpft nicht, ist rein körperlich und Sie werden gefallen."

Er hat Recht — so ist es. Alle Anderen folgen seinem Rathe und machen Glück — ich werde von meinen Collegen ausgelacht, vom Publicum theilnahmlos behandelt. O mein Ideal, liebe mich und

versöhne mich mit dieser Kunstwelt, welche ich verachte. Heute sah ich sie wieder, die Unschuldvolle, mir so Heilige, Unantastbare. Ich besuchte einen Freund hinter den Coulissen des B. Theaters — da sah ich sie scherzend voll heiterer Unbefangenheit, plaudernd mit Jedermann — aber so kindlich, so naiv, daß sich kein unreiner Gedanke an sie wagte. Ich wollte die Freiheit aller Anwesenden nützen, sie sprechen, ihrer Eitelkeit schmeicheln, ihr eine Rose, welche ich für theures Geld in dieser Jahreszeit gekauft, verehren, ihr tausend jener nichtssagenden Schönheiten sagen, welche das weibliche Herz bethören — ich durfte es ja vor meinem Gewissen, — aber mir brach der Muth. Die Zunge, welche schon so viele Lügen gesagt, welche sonst von galanter Beredtsamkeit überströmte, sie blieb stumm — nur meine Blicke hingen an ihr, Blicke, welche das kindliche Gemüth nicht sah, nicht verstand. Woher dieser Zauber der Unschuld? Ist sie denn nicht auch aus Fleisch und Blut, wie so viele Andere, deren Tugend und Schamhaftigkeit ich überwältigt? durfte ich denn mit meiner vortheilhaften Gestalt verzweifeln an meinem Glücke, meinem Stern? Zehn Mal nahte ich mich ihr, zehn Mal wich ich zurück, wie Satanas vor dem Urbild des Reinen.

Ach, ich bin ja so unwürdig ihr zu nahen — jeder dieser keuschen Blicke schien mir zu sagen: „weiche von hinnen, unreiner Geist! Dein Athem befleckt mich, Du und ich — wir gehören anderen Welten an.“ Ich

ging verzagt, beschämt, zerknirscht — dann wieder toll und nichtswürdig mein Geschick preisend, das mir so viele Blumen zu einem Kranze der Glückseligkeit gewunden, in dessen Reichthum ich wohl dies eine Blümlein missen könne.

Als ich nach Hause kam, fand ich ein Billet des Herrn von Zums, welcher mich zu einer Soirée einlud. Zums — ich konnte mich des Namens nicht entsinnen, endlich fiel mir bei, einen Mann dieses Namens öfter hinter den Coulissen gesehen zu haben, wo alle Choristinnen mit ihm sehr bekannt thaten. Also hatte der Mann ein Hauswesen, Familie, er, welcher mit Figurantinnen sich dutzte und — er war jung — er mußte folglich eine junge Frau haben — ich war neugierig und ging.

Man empfing mich in einem sehr eleganten Salon mit tausend Artigkeiten. Junge Mädchen sagten mir Höflichkeiten, über welche ich an ihrer Statt erröthete. Man umringte mich, man las mir ein Gedicht vor, welches eine Dame auf mich gemacht, — ich war in diesem Cirkel ein vollendeter Kunstheros. Ich wußte nicht, ob man mich zum Besten habe, oder ob ich wirklich in jene Elite des kunstsinnigen Publicums gerathen, welche mich verstand und deren Beifall ich erstrebte. Die Dame des Hauses war überaus gnädig gegen mich — wahrlich ein schönes Weib — kaum 25 Jahre alt, geistreich, unbefangen, etwas sehr ungenirt und mit ihrem Gatten, beim Himmel, auf dem

zärtlichsten Fuße. Das Kosen mit ihm nahm kein Ende, seine zarten Aufmerksamkeiten waren übertrieben. Nie sah ich solche Galanterie eines Ehemannes. Er hatte immer Etwas zu verbessern an den Blumen in ihrem Haar, die Polster des Sophas waren ihm nicht weich genug, er holte andere herbei, man hatte vergessen, ihr einen Fußschemel vorzusetzen — er beeilte sich, scheltend auf die Dienstleute, den Fehler gut zu machen. Er hatte nur Augen und Ohren für seine Frau, — sie rief ihn mit den zärtlichsten Namen: mein Theurer, mein lieber Adolph, mein Schatz, mein Herzblatt, — er nannte sie sein Täubchen, seinen Engel, Herzchen, Minchen, — kurz, solche Zärtlichkeit zwischen Eheleuten sah ich nie. Er küßte ihr die Hand, so oft er in ihre Nähe kam. Mich empörte diese Heuchelei des Betrügers, ein solches Weib zu besitzen, die ihn so liebte, offenbar keine Ahnung hatte von der Aufführung ihres Gemahls — es war himmelschreiend.

„Warte, Du Tartüffe," dachte ich — „ich will Deine Frau rächen. Du sollst mich nicht vergeblich zu Dir gebeten haben, ich will Dir ein Geweih aufsetzen, das einem hundertjährigen Hirsch Ehre machte." Ich begann sogleich meine Operationen. Zuerst schickte ich als Vorposten und Plänkler verliebte Blicke gegen die preisgegebene Festung, dann ließ ich die Linientruppen meiner Schmeichelreden sie umzingeln und einschließen. Ich beschäftigte die Dame des Hauses so

ununterbrochen, daß der Herr Gemahl wenig Gelegenheiten mehr fand, seine falschen Artigkeiten, welche mich ärgerten, anzubringen. Das wirkte — er zog sich zurück und beobachtete uns mit lauernden Blicken. „Aha," dachte ich, „der Hölle Rache kocht in seinem Herzen." Ich fand solches Vergnügen daran, ihn zu ärgern, daß ich wohl niemals liebenswürdiger gewesen sein mochte. Auch machte ich reißende Fortschritte, die Dame hörte mit holdselig lächelndem Wohlgefallen meine Artigkeiten. Wir wurden in kurzer Zeit so vertraut, daß sie mir gestattete ihre Hand zu küssen, als sie die Karten zum Spiele mischte. Ich mußte an ihrer Seite den Ehrenplatz einnehmen — kurz, ich war Hahn im Korbe. Der Herr Gemahl seinerseits wurde sehr kalt und sehr zurückgezogen — denn er zog sich in ein Nebenzimmer zurück, wo mehrere junge Damen Pfänder spielten — er machte ihnen, um seine Ehehälfte zu ärgern, die blinde Kuh und man hörte seine Küsse knallen, wenn er die Gehaschten abstrafte. Welch ein Glück! Ich war also in jener herrlichen Situation eines Trösters — eine Rolle, welche die stärkste Tugendfestung bezwingt. Ich spielte sie so vortrefflich, daß die Dame die Unarten ihres Mannes nicht zu bemerken schien. Als sie nach einer Spielstunde aufstand, um in einem Nebenzimmer Etwas herbeizuholen, folgte ich ihr unter dem Vorwande, Beistand bei Hervorsuchung von Musikalien zu leisten. Eine halbe Minute ungesehen mit ihr allein — ich nützte sie wie ein

Meister in der Kunst der Galanterie, meine Hand verirrte sich an ihre schlanke Taille, welche ich sachte, gleichsam schüchtern, zagend umschlang, sie wußte das Herz zu finden, welches ungeduldig pochte, die Dame wollte erschrocken mit ihrem Arm diese vermessene Hand zurückdrängen — aber wie es zu kommen pflegt — drückte dadurch meine Hand nur fester an ihren Busen, — sie wendete rasch das Haupt zu einem Vorwurf und — ich erhaschte von den rosigsten Lippen einen Kuß. Ich war selig. Die Dame, als sie sich durch Kriegslist gefangen sah, vergaß mir zu zürnen und wir kehrten zur Gesellschaft zurück, wo der Herr Gemahl mich mit einem Blick empfing, dessen Geist ich nicht fassen konnte, da ich aus einem gewissen Gefühl der Scham demselben auswich. Wahrlich, schändlicher kann man die Gastfreundschaft nicht mißbrauchen; aber warum war er ein solcher Heuchler! Strafe muß sein. Ich bin sehr neugierig, wie dieses Abenteuer endigen wird — für den ersten Besuch war dieser Erfolg glücklich genug.

Den 20. Januar.

Da habe ich ein Buch vor mir aufgeschlagen — Philosophie — echte deutsche Philosophie. Es handelt in einem Capitel von dem Dualismus in der Seele der Wahnsinnigen! Bin ich also wahnsinnig? Auch ich fühle diesen Dualismus in mir. Es ist ein Geist in mir, der mir unaufhörlich zuruft: „Du bist ein

unreiner Mensch. Du trittst Deine heiligsten Ueberzeugungen mit Füßen. Du wandelst einen Weg, wo Dich Dein guter Genius nicht begleitet."

Aber eine andere Stimme ruft mir zu: „Genieße die Freuden dieses Lebens. Nütze die Thorheit der Thörichten, ernte, wo Andere gesäet haben, umfasse die Schwachheit mit dem kräftigen Arm Deiner Begierden. Kurz ist das Leben — versäume keine Gelegenheit glücklich zu sein." Und doch, bin ich glücklich? Nein. Dieser Taumel des Vergnügens erschöpft mich — mein Herz ist kalt und leer — der kurze Sinnenrausch läßt lange Stunden der Verdrossenheit zurück. So oft ich mein Ideal sehe, wird mir wehmüthig um's Herz. Wie viele Thränen weine ich um ein verlornes Leben! Diese Freuden des Wüstlings, wie vergänglich sind sie! Ach, ich wäre drei Mal glücklich ihnen zu entfliehen und am Busen dieser keuschen Seele den Schmerz meiner Reue auszuweinen. Aber ich bin dieses Engels unwürdig — ich würde sie in mein Verderben mit fortreißen. Die einzige reine Freude, welche ich habe, ist die, welche mir der Gedanke einflößt, ihr zu entsagen, um ihrer selbst willen — aus Liebe. Ich hatte einen Brief an sie fertig — mit klopfendem Herzen trug ich ihn zur Post — da stand dieser fatale Zums und empfing die Coursberichte aus Frankfurt. Der gute Engel meines Ideals hatte ihn hierher geführt, als lebendiges Exempel des Ehestandes eines Wüstlings. Solchem Schicksale wie

das seines Weibes und sein eigenes, das eines Betrogenen, wie das eines Betrügers — solchem Schicksale sollte ich eine der reinsten Unschuldblumen opfern? Nein. Ich zerriß voll Entrüstung meinen Brief und warf ihn vor die Füße des Herrn von Zums, entschlossen, dort mein Glück zu suchen, wo sich der Engel schon von seinem Schützling wegwendet.

„Was machen Sie da?“ fragte Herr von Zums.

„Ich zerreiße einen Brief voll der Empfindungslügen, welche Männer unserer Art den Weibern aufschwatzen, um sie in unser Verderben zu reißen, Lügen, an die wir selbst glauben, so lange wir fern sind von aller Versuchung, und welche wir im nächsten Augenblick bei einer Dirne vergessen.“

„Schade, schade um den kostbaren Brief,“ sagte Zums, „ich brauche gerade einen solchen, — Sie sind ein guter Stylist, ich ein schlechter, erlauben Sie mir diese Stücke aufzulesen — bitte, bitte — ich zahle eine Flasche Champagner für diese Gunst.“

Es war zu komisch. Dieser Einfaltspinsel machte mich zum Vertrauten seiner Liebschaften, während ich auf dem Punkte stand, seiner Frau übermäßig wohlzugefallen.

„Topp,“ sagte ich, höchlich belustigt und wieder von dem Geiste besessen, der mich in diesen Strudel des Vergnügens fortreißt, wo Alle jetzt schwimmen — Staatsmänner, Priester, ja selbst die Heiligen dieses Zeitalters, welche Wunder wirken und für Chri-

stus — sterben? — nein — doch aber streiten wie Löwen und Tiger; „topp, es gilt — nur die Adresse gehört nicht in den Handel."

Wir begaben uns lachend in ein Weinhaus und tranken wie Stallknechte. Der Wein machte mich noch fröhlicher als ich es schon war, wir erzählten uns galante Abenteuer und unsere beiderseitige Eitelkeit feierte Triumphe der tollsten Aufschneiderei. Ich log wie eine Zeitung, welche von fünf großen Mächten bezahlt wird, und ward gewiß in demselben Grade wieder belogen. Denn wenn man sich die Wahrheit erzählen wollte, würde man sich wohl weniger Triumphe zu rühmen haben, die werth sind, daß man sich ihrer rühmt. Die Tugend bleibt gegen uns immer Tugend, und wenn es uns jemals gelingt, ein ehrbares Mädchen durch Schwüre, Lügen und Täuschungen zu verführen, so ist der Ausgang immer so tragisch, daß wir uns wohl hüten, von unseren Bubenstücken zu sprechen. Was aber die feilen Grisetten, die buhlerischen Weiber betrifft — ach! wer schämte sich nicht in seinem Innern über ihre Niederlagen! Herr von Zums hatte seinerseits ein besonderes Vergnügen, mit vornehmen Damen zu prahlen, seine Beglückerinnen waren Fürstinnen und Gräfinnen! Er hatte darin, scheint es, anderen Geschmack als ich. Eine schöne Kuhmagd war mir allezeit lieber, als eine häßliche Herzogin, eine junge Putzmacherin lieber, als eine alte Gräfin, — mir schien nie Etwas übernatürlicher, als diese

Sodomiterei mit Ranggefühlen, welche ich mit Nichts vergleichen kann, als dem Brunstgefühle der Affen und Hunde gegen Menschen, als Thieren höherer Rangordnung. In der That — wie betteln diese Weiber um die Gunst ihrer Lakaien — pfui über diese Bedientenliebe! — es ist himalayahoch über mein Begreifen. Solch' ein Bedientenaffe — der im Vorzimmer den Tirannen gegen Bittsteller und Männer von Rang spielt — sagt mir, ich bitte, wie ist das möglich, möglich, möglich! Giebt es denn irgend eine Wahrheit mehr, wenn Das zur Lüge wird, was Gott selbst als ewiges Gesetz in die Natur gesetzt! Wenn man Gefühle lenken, leiten, ihnen eine vorschriftsmäßige Richtung geben kann, den Strom bergan treiben! Bei Gott, wir leben in einer pudelnärrischen Zeit! So lange die Welt steht, war sie nie so durch und durch aus Lug und Trug gebaut. Da streiten und eifern sie gegen den Communismus und leben seit lange in dem ausschweifendsten Zustande dieses modernen, närrischen Socialsystems! Die Güter nur wollen sie nicht mit einander theilen — die Weiber aber haben sie bereits preisgegeben.

Doch ich vergesse unser Frühstück. Der Wein öffnete mir das Herz.

„Wie kommt es," sagte ich, „daß Sie, im Besitz einer so schönen Frau, nach Anderen trachten?"

„Toujours perdrix, toujours perdrix!" antwortete er achselzuckend.

„Wenn sie aber Ihr Beispiel nachahmte?“ fuhr ich neugierig fort.

„Pah, ich bin Philosoph!“ antwortete er, sich auf dem Stuhle schaukelnd; „stoß an, Bruder — sagen wir Du zu einander!“

Warum nicht? — mit wie vielen Taugenichtsen war ich schon in diesem Duverhältniß!

„Und wenn Du Geld brauchst,“ sagte der Herr Bruder, „sprich offen, meine Börse ist die Deinige.“

So hat mir Gott denn wirklich einen wahren, uneigennützigen Freund geschenkt, dachte ich, — der hält die Probe. Ich dachte meines armen Schneiders, ich versprach Zums einen Besuch.

„Ich werde glücklich sein, ihn zu bezahlen,“ sagte Zums lachend.

Wir waren ganz Sympathie, wir küßten uns. Er trat mir seine Börse ab, er versprach Philosoph zu sein, wenn ich seiner Frau die Cour machte — was kann ein Freund mehr thun? Wir schieden von einander als die besten Freunde — es war rührend, diese Harmonie der Seelen zu sehen. Wie lange wird diese Freundschaft wohl dauern? Von einer Schneiderrechnung zur andern vielleicht — dann Hollah!

Den 27. Januar.

Ich bin in der That ein glücklicher Mann! Zums ist wirklich ein edler Mensch — nur leichtfertig. Er hat meinen Schneider bezahlt und für eine Schuld

gutgesagt. Wie soll ich ihm vergelten? Sein Weib ist ein Engel — ich kann ihren Umgang nicht mehr missen und doch macht mir mein Gewissen Vorwürfe. Aber gerade diese Vorwürfe machen das Verhältniß pikant. Er ist ein eifersüchtiger Narr und stellt sich ein Philosoph zu sein. Wilhelmine hat mich gebeten, zurückhaltender gegen sie zu sein — sein Zorn sei fürchterlich. Hätte sie das nicht gesagt, ich hätte meinen Freund nicht verrathen, — aber Gefahr reizt. Der Himmel mag wissen, ob der gute oder böse Geist über meine Entschlüsse den Sieg davon tragen wird.

Den 28. Januar.

Was kann ich dafür? Sie war zu bezaubernd! Er läßt mich stundenlang mit ihr allein und geht — ich weiß jeden seiner Schritte. Wir probirten eine Opernarie, sie sang mit Gefühl — ich sang und spielte meine Rolle — ich fiel ihr nach deren Vorschrift zu Füßen, ich küßte ihre Arme — ich flog an ihren Busen. Auch sie war von ihrer Rolle hingerissen — wir umarmten uns und vergaßen unter Küssen das Singen. Sie gab mir ein Rendezvous — um Mitternacht. Im Garten, an ihrem Fenster, steht ein Nußbaum — ich erkletterte ihn. Es war furchtbar kalt — das Fenster öffnete sich nicht — ich saß eine Stunde auf dem Nußbaum und stellte Betrachtungen über die Frage an, ob mehr Philosophie dazu gehöre, im Januar auf einem Nußbaum eine Stunde zu

sitzen ohne Mantel und Hut, oder seine Frau der Verführung eines Hausfreundes preiszugeben. Ist die gute Dame nicht allzu ängstlich, daß sie meinen Wünschen ein solches Wettrennen „mit Hindernissen" auferlegt? Sollte dieser Mann wirklich so entsetzlich sein in der Eifersucht, daß man so viele Vorsicht beobachten mußte? Ich fand die Situation durchaus nicht romantisch — ich habe noch heute den Schnupfen davon. Endlich wurde aufgethan — ich kroch zähneklappernd in die Schlafkammer meiner Huldin und hoffte nun an ihrem Busen zu erwarmen. Aber mit Nichten! Frau von Zums schwamm in Thränen.

„Mein Himmel," sagte sie, „zu welcher Thorheit haben Sie eine Frau verleitet, welche ihre Ehre bisher unbefleckt erhalten hat! Seit einer Stunde kämpfe ich mit mir selbst, ob ich Sie empfangen sollte oder nicht! —"

„Wie?" unterbrach ich sie, etwas außer Fassung, „und während dieses langen Seelenkampfes ließen Sie mich bei 20 Grad Kälte auf dem Nußbaum sitzen?"

„Ach, wenn Sie wüßten, Eduard, — apropos, glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?"

„Welche Frage — meine Grausame, ich glaube an die Sterblichkeit meines Leibes und bitte Sie, ehe ich auf Ihre Frage antworte, um einen Platz an Ihrer Seite — oder doch — am Ofen."

Letzterer wurde mir zugestanden. Während mich ein heftiges Schnupfenfieber schüttelte, fuhr Madame

fort von der Unsterblichkeit der Seele zu sprechen. Der Geist ihrer Mutter sei ihr erschienen, habe sie vor dieser Stunde gewarnt, — sie beschwor mich, ihrer Schwäche zu schonen. Ueberflüssige Bitte, da meine Schwäche größer war als die ihrige. Ich zitterte am ganzen Leibe — ich mußte mir jede Secunde die Nase putzen.

„Ach, Sie weinen," sagte sie, „Sie fühlen Mitleid mit der Schwachheit eines Weibes? Ich danke Ihnen, mein Eduard. —"

Es war zu toll — ich wußte nicht, sollte ich wirklich weinen oder lachen, doch zu letzterem verlor ich die Lust, da jetzt zu meinen Leiden eine barbarische Kolik hinzutrat. Kalter Schweiß trat an meine Stirne — in Verzweiflung schrie ich:

„Wilhelmine — gnädige Frau — wie Sie befehlen, — zweifeln Sie weder an meinem Herzen, noch an meiner Delicatesse, — aber haben Sie Mitleid mit Einem, der stirbt — ich muß ein Bett haben und kostete es mein Leben."

Wie ein Wüthender stürzte ich auf ihr Lager los — sie warf sich mir zu Füßen — vergebens, ein Bett, ein Bett, dachte ich, alle meine Königreiche für ein Bett, — ich wagte das Sacrilegium, ich ergriff entschossen die Decke — da, o Schrecken! — gewahrte ich ein schwarzbehaartes Haupt, dessen Träger sich die Decke über das Gesicht gezogen hatte, — ein Schrei, ein Sprung, und trotz Kolik und Schnupfen war ich in

zwei Sekunden zum Fenster hinaus, über den Nußbaum hinunter, welcher sich einen Theil meiner Kleider zum Andenken behielt, zerschunden an Händen und Gesicht. — Jetzt liege ich da im Bewußtsein meiner Albernheit! Wie wird das ausgehen? Ich erwarte jede Minute diesen edlen Freund Zums, der im Bette seiner Frau lauerte, um mir Hals und Bein zu brechen. **O me miserum!** — welche elende Figur werde ich spielen, wenn er kommt mit der Schneiderrechnung in der Rechten und in der Linken meine Liebesbriefe an seine Frau. Die Hexe — war sie mit ihm einverstanden, oder handelte sie so, weil Alles entdeckt war? Gute Nacht. Das giebt eine saubere Geschichte!

Abends.

Ich weiß nicht wie es kommt, ich denke immer erst über die wichtigsten Dinge nach, wenn ich bis an den Hals in ihnen sitze. Diese Familie Zums — wer ist sie? — ich habe noch nicht einmal Jemand um sie befragt. Ein glänzendes Hauswesen, ein großmüthiger Freund, ein schönes Weib — das genügte mir. Jetzt möchte ich gern Etwas haben, um gegen den Zorn meines Freundes bewaffnet zu sein. Mein Verrath ist zu schändlich — nachdem er meinen Schneider bezahlt — mir wie einem Bruder vertraut — pfui über mich! — es war schwarzer Undank. Nein, ich kann diesem ehrlichen Zums Nichts anhaben, als daß

er Schwächen hat, welchen ich ebenfalls unterworfen bin. Soll ich mich etwa benehmen nach dem Sprichwort der Narren: „Der schwarze Topf sagt zum schwarzen Topf: Dein H— ist schwarz"? Nein — ich will mich nicht beschönigen durch fremde Beschuldigung, ich will abbitten, will mich mit ihm schlagen, will mich von ihm verklagen lassen, — ach, ich bin so jämmerlich, daß ich mich selbst bedaure. Was haderst Du gegen die Welt, da sie nicht schlimmer ist als Du?!

den 29. Januar.

Gottlob — so wäre ich denn mit 24stündiger Todesangst davon gekommen. Ha, welcher Stein ist von meinem Herzen gefallen. Zums ist ein sehr edler Mensch, er verzeiht mir den ihm zugefügten Schimpf, ja noch mehr, er will meinen Umgang nicht missen. Heute Morgen kam er mich zu besuchen. Er war ernst, freundlich, schwermüthig. Er reichte mir die Hand und begann sein Herz zu ergießen.

„Lieber Freund," sagte er, „ich bin trostlos, Dich gekränkt zu haben."

„Du mich?" fragte ich erstaunt.

„Ja," sagte er, „ich Dich. Es war sehr unfreundschaftlich von mir, daß ich Dich harmlose Seele, so wie meine Gattin in einer grausamen Täuschung ließ. Es war hart, Euch — die Ihr Euch so liebt, in der Angst vor meinem Zorn zu lassen, und ohne

es zu wissen, Eure Zusammenkunft zu stören. Wisse denn, Bruder, daß ich längst bemerkt habe, daß Ihr Euch gut seid, und daß ich mich darüber freute."

„Wie, Du freutest Dich?"

„Ja, ich freute mich — denn, Bruder, welchen Ersatz kann ich einer jungen, schönen Frau bieten für ein Glück, welches ich ihr nicht gewähren kann? Du kennst meinen Lebenswandel, meinen Hang zur Abwechslung, ist es nicht billig, daß ich meiner Gattin stillschweigend dasselbe Recht einräume, welches ich mir anmaße? Aber das gute Geschöpf ahnte eben so wenig als Du meine Denkungsart. So wisse denn, Bruder, wisset Beide, daß ich glücklich bin, Euch glücklich zu wissen. Ein Zufall nur war es, der mich veranlaßte, wider meine Gewohnheit lange in der Kammer meiner Frau zu verweilen — ich hatte mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen. Erst spät gewahrte ich ihre Unruhe und Verlegenheit. Die Arme — sie war außer sich vor Angst und gestand mir unter Thränen ihre vermeintliche Schuld. Ich schämte mich ihr zu sagen, daß ich ihr freien Willen lasse. Sie beschwor mich, ihr nur die einzige Gunst zu bewilligen, daß sie Dich von Deinem Martersitz auf dem Nußbaume — ha, ha — befreie, um Dich dann zu entfernen. Sie wollte es nicht anders, ich sollte Zeuge der Scene sein, wie sie sich verabschieden werde. So willigte ich denn ein zu bleiben, um nur Dich bald aus Deiner Lage zu befreien. Vergieb mir, Bruder."

Ich war ganz confus vor Erstaunen. Welcher Edelmuth, welche Philosophie, welch' ein aufgeklärter, großmüthiger Geist! Ich wußte Nichts zu antworten.

„Aber zum Teufel, Bruder," fuhr Zums fort, „jetzt sei auch guter Dinge und mache kein solches Schafsgesicht. Du liebst meine Frau, sie liebt Dich, basta, seid glücklich mit einander, — aber wenn Du sie in Zukunft besuchen willst, so gehe durch die Thüre, nicht durch's Fenster, die Passage ist gefährlich. Ich habe heute Morgen mit meiner Frau mich arrangirt, wir haben ein Cartel geschlossen, ihr ist ein Hausfreund gestattet, mir Freiheit, — ich denke, Du hättest Ursache mit dem Arrangement zufrieden zu sein. Ich werde als Freund für Dich sorgen wie für meinen Bruder, nur tröste mir meine Frau und sorge dafür, daß sie niemals Langeweile hat."

„Wenn's Dir recht ist," antwortete ich lustig — „und wenn es Deiner Frau angenehm ist, ich meinerseits müßte ein Narr sein, solches Glück auszuschlagen. Also ist's Dein Ernst — und wir bleiben gute Freunde?"

„Ja, wir bleiben gute Freunde!" antwortete Zums und umarmte mich, „und zum Beweise, wie gut ich's mit Dir meine, habe ich Dir eine freudige Ueberraschung bereitet."

„Eine Ueberraschung?"

„Ja; rathe, was?"

„Etwa ein Engagement?"

„Mehr als das, Bruder: — ich habe Dir den Weg geöffnet zu einer glänzenden Laufbahn, Du wirst dieses kleine für Dein Genie zu unbedeutende Theater verlassen können, die Welt steht Dir offen, Dein glühendster und doch so stiller Wunsch geht in Erfüllung — kurz, ich habe Dich zum Mitgliede des **Tugendkranzes** *) vorgeschlagen, welcher eben sein funfzigjähriges Jubiläum feiert."

*) Ich muß mich hier, um Mißdeutungen zu entgehen, über diese Stelle erklären, so unangenehm es ist für einen Autor, sein Buch selbst zu commentiren. Das deutsche Volksleben hat eine ausgesprochene Tendenz zum Cliquenwesen. Ich verstehe darunter keineswegs die freie Association zu gemeinsamer Verfolgung großer und edler Zwecke, wobei keine Ausschließung stattfinden kann von Gleichgesinnten, sondern jene Vereine, welche, obgleich edlen Zwecken zum Scheine huldigend, doch keine anderen Zwecke wirklich verfolgen, als die Freuden der Tafel, die Gegenseitigkeit der Unterstützung und Gevatterschaft unter den Mitgliedern, und komödiante Demonstrationen, ohne alle ernstliche Absicht, so zu sagen, um dem Publicum Sand in die Augen zu streuen. Dergleichen höchst verderbliche Vereine – wahre Schutz- und Trutzbündnisse gegen die freie Kraft des Talentes und die von aller Parteisucht unabhängige Gesinnung, entstehen meistens durch den Egoismus einzelner, einen gewissen Ruf und Einfluß genießender Personen, welche unter irgend einem großsprecherischen Vorwande einen Anhang um sich zu versammeln streben, weil sie das Bedürfniß fühlen, sich auf fremde Kraft zu stützen. Die obige Stelle hat den einzigen Zweck, dieses Cliquenwesen in seiner Ausartung zu charakterisiren, sie ist nicht local, gegen bestehende Corporationen gerichtet und soll diese nur warnen vor einem unvermeidlichen Loose! Es muß mit allen den deutschen Vereinigungen dahin kommen, wenn diese Vereine, ursprünglich gewiß

„Mitglied des Tugendkranzes?“ rief ich ganz perplex, „Du — ich — Tugend —?“

„Nicht wahr,“ fuhr Zums großprahlend fort, „nicht wahr, Du staunst? — solche Ehre, solches Glück, kann man sagen, wird nicht leicht Jemandem ohne besondere Protection zu Theil — man muß Verdienste haben, beim Himmel, es war mir nicht leicht, hier Eingang zu finden, die ersten Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, die reichsten Bankiers sind in dieser Gesellschaft — sie ist die Elite der guten Gesellschaft!“

„Was aber um's Himmels Willen soll es mir helfen, diesem Tugendbunde anzugehören? — Geh', laß mich — die Pfade der Tugend sind mir zu dor-

---

in der edelsten Absicht, das Princip der Ausschließung — welches Boz in seinen Pickwickiern so köstlich persiflirt und in England sich längst von dem gesunden Sinn der Nation in die kleinsten Nester lächerlicher Kleinstädterei verwiesen worden ist — fortwährend beibehalten. Nothwendig muß jede diesem Princip huldigende politische Association den Kastengeist — die Aristokratie — befördern, wie wir aus der Geschichte von allen solchen politischen Eliquen wissen, daß sie in Despotismus verfielen, — jede aber der Kunst und Wissenschaft gewidmete derartige Association zu einer Unterdrückung des wahren Talentes und der freien Kunstkraft führen und die Herrschaft der Mittelmäßigkeit begünstigen, wie die Geschichte der französischen Akademie auf so bezeichnende Weise darthut — jener Akademie, welche zu ihren Mitgliedern einflußreiche Personen aller Stände zählte, Professoren, Staatsbeamte, Bischöfe, Minister — nur nicht die größten und leuchtendsten Genies Frankreichs.

nig, ihre Kost ist mir zu mager und ihre Hütten sind mir nicht bequem genug. —"

„Närrisches Kind!" sagte Zums, indem er mich küßte, „was es Dir helfen soll? Du bist doch so unwissend, wie ein neugebornes Kind! — schlechte Kost, Dornenpfade, stille Hütten? — Narrheit! — köstliche Diners, sage ich Dir, Champagner, Musik, gewichster Fußboden, prächtige Salons — Du wirst entzückt sein."

„Aber ich werde durchfallen und Du wirst mich compromittirt haben, anstatt mir zu nützen. Guter, theurer Zums, ich danke Dir für Deinen guten Willen, ich bewundere Deine Freundschaft, aber diesmal hast Du mir schlecht gedient. Ich fühle nur zu wohl, wie viel mir abgeht, um einem Tugendbunde anzugehören, und ich fürchte, Andere werden dies noch mehr fühlen als ich."

„Durchfallen? — Possen! —" antwortete Zums, „ist mir nicht eines der einflußreichsten Mitglieder fünfhundert Gulden schuldig auf einen Wechsel nach Sicht? besteht nicht ein Drittheil aller Mitglieder aus Freunden von der Börse, welche zusammenhalten, und ein anderer Drittheil aus Personen, welchen ihnen Geld schuldig sind? — da hast Du die entschiedene Majorität für ein von uns vorgeschlagenes Individuum. Ich sage Dir, Du bist bereits Mitglied und kannst Dir Glück wünschen, denn wisse, ohne diesem Verein anzugehören, wirst Du niemals Fortschritte machen, es sei als Künst-

ler, Schriftsteller oder sonst in einer öffentlichen Laufbahn."

„Welche sind aber die Zwecke der Gesellschaft?"

„Die Zwecke — die Zwecke! — ich habe in der That zu wenig davon gehört, um Dir genaue Rechenschaft zu geben, es scheint, daß man sich vereinigt hat, das Schöne und Gute zu befördern — ein Mal hörte ich auch leise ein Wort fallen von den Zwecken des ehemaligen Tugendbundes — ich bin nicht stark in der Geschichte, ich kenne das nicht — aber davon scheint nur unter ein Paar Kopfhängern die Rede zu sein, welche sich vor den Andern verstecken, kurz, ehrlich gestanden, ich kenne keine anderen Zwecke der Gesellschaft, als diejenigen, welche sie wirklich erreicht und befördert. Ich weiß nur, daß man als Schauspieler nur dieser Gesellschaft angehören darf, um in den meisten Blättern gelobt zu werden, daß die Namen der Schriftsteller der Gesellschaft in allen deutschen Zeitschriften oft ohne allen Anlaß gepriesen werden, ich weiß, daß die Künstler der Gesellschaft in den vornehmsten Häusern Zutritt und Mäcenaten finden, und daß im Gegentheile alle jene Schriftsteller und Künstler, Schauspieler, Akrobaten und Taschenspieler, welche nicht dieser Gesellschaft angehören oder auch nur ein Mitglied derselben zum Feind haben, selten ihr Fortkommen finden, in allen Blättern gehudelt und verleumdet werden, und falls sie einen Ruf besitzen, denselben oft in kurzer Zeit verlieren. Ich weiß, mein guter

Eduard, daß ein Mann durch diese Gesellschaft berühmt geworden ist in allen vier Welttheilen, welcher sehr wenig gelernt hat, gar kein natürliches Talent besitzt, wohingegen ein Anderer von großen Vorzügen durch dieselbe Gesellschaft in seinem Renommé fast zu Grunde gerichtet worden wäre, hätte er nicht die Klugheit besessen, deren mächtigste Mitglieder in Furcht zu setzen. Eben so weiß ich, daß ein Mann, welchen die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft noch vor wenigen Monaten für einen Einfaltspinsel, für einen Narren erklärten, nachdem er als obscures Genie fast in Elend umgekommen wäre, nachdem sich Jahre lang Alles von ihm zurückgezogen, ja Anstand genommen hatte, dem Verrufenen, Verleumdeten die Hand zu reichen, plötzlich allgemein, wie er es längst verdient hatte, geehrt, geachtet, gepriesen und vergöttert worden ist — blos weil er, durch Unglück gewitzigt, den guten Einfall hatte, sich durch ein geschicktes Manöver in die Gesellschaft einzunisten. Kurz, ich sage Dir, Freund — der Verein ist allmächtig! —"

Ich war neugierig — obwohl mir der Verein nichts weniger als tugendhaft schien, und vielleicht eben deshalb wünschte ich ihn kennen zu lernen. Ich dankte daher Zums für seine Sorgfalt aufs Wärmste mit einer Fluth von zärtlichen Worten, er aber unterbrach mich:

„Nun aber genug geplaudert, nun mußt Du eilends zu meiner Frau, denn sie meint, wir hätten

Dich auf immer verscheucht, Du mußt sie beruhigen."

Natürlich ließ ich mir das nicht zwei Mal sagen. Zums ging auf die Börse — ich zu seiner Frau mit zitterndem, glückahnendem, lechzendem Herzen. Diese Art von Abenteuer war für mich so neu, so seltsam, daß ich mich in einem Zustande der höchsten Aufregung befand. Glücklicherweise erlaubten es meine stürmischen Wünsche nicht, ruhig zu überlegen, sonst hätte wohl die Pein von allen jenen Gedanken des Zartgefühls, welche Verlegenheiten bereiten, mich um mein Glück gebracht. Wenige Augenblicke — und ich trat mit hochklopfendem Herzen in das duftende Boudoir der Madame Zums. Auch sie war einer starken Emotion zur Beute geworden — wir sagten uns Nichts — Blicke, Stammeln, Händedrücke, Umarmungen — — ich schwimme jetzt in einem Meere von Wonne, aus welchem nur ein bleicher Schimmer meines Ideals nebelgleich emportaucht, um gleich wieder zu verschwinden. Ach, wenn das Sünde ist, was ich treibe, so ist's doch eine himmlische Freude zugleich, — ha, wie das Glück mich durchschauert! — ich kann nicht mehr schreiben — — seltsam, aber ich fühle neben meinem Glück zuweilen eine unsägliche Pein darüber, daß Madame Zums ihren Mann nicht — liebt.

den 7. Februar.

Also es ist ausgemacht — ich bin Mitglied des Tugendkranzes. Gestern Abend wurde ich in die Ge-

sellschaft eingeführt. Nun begreife ich, daß Satan sich aller in guter Absicht unternommenen Menschenwerke bemächtigt und sie in Unheil und Uebelthaten verkehrt. Ich bebe vor Abscheu! Welch' ein Hohn, wenn der Name der Tugend so frech mißbraucht und geschändet wird für die schnöden Zwecke der Eigensucht, welch' ein Unglück, wenn Männer von Talent, Geisteskraft und Ehre sich genöthigt sehen, sich in Bündnisse mit der Unfähigkeit zu begeben, um nicht unterzugehen! Mit welchem tiefen Gram sah ich hier Männer von erprobtem Werthe unter Nichtswürdigen umherwandeln, welche Nichts durch sich sind, desto mehr durch den Beistand Anderer. Dieser Verein kann in harmloser, vielleicht edler Absicht gestiftet worden sein, aber wie wird jene Kraft mißbraucht, welche sich durch Vereinigung gewinnen läßt! Ja, es ist wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Vereinsmitglieder aus trefflichen Menschen besteht: ausgezeichnete Männer sind freilich — wie überall, nur sehr wenige hier. Wie kommt es aber, daß bei einer Mehrzahl der Guten doch das Schlechte geschieht? Merkwürdig! Diese Gesellschaft hat keine ausgesprochenen Zwecke, kein Glaubensbekenntniß, keine Statuten — aber nach allem Dem, was ich von ihrem Wirken nur gehört habe, handelt sie, als ob sie folgende Grundsätze sich selbst vorgeschrieben hätte:

1. Die Gesellschaft folgt dem Wahlspruche: Unter uns Freiheit und Gleichheit aller Talente, Gaben und natürlichen Vorzüge.

2. Jedes Individuum, welches in die Gesellschaft aufgenommen werden will, muß irgend einen Einfluß, Macht oder Geld haben, oder es muß von seiner Aufnahme die fernere Gunst oder das Mitwirken eines mächtigen und einflußreichen Mitgliedes abhängig sein.

3. Individuen, welche weder Journalisten noch Bankiers, weder Beamte noch von den Frauen begünstigte Männer sind, haben daher keinen Zutritt zu der Gesellschaft.

4. Männer von großen Talenten, wenn sie nicht schon Ruf besitzen oder nicht mit vielen Mitgliedern der Gesellschaft befreundet sind, wenn sie also noch keinen Einfluß besitzen, sind ausgeschlossen.

5. Jedes Mitglied muß sich den Schein liberaler Denkungsart zu geben wissen.

6. Die Mitglieder verpflichten sich, jedes Talent, jeden Charakter, welche durch ihre Rivalität Mitgliedern gefährlich werden könnten (ohne selbst Mitglieder zu sein), in ihrem Kreise mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen, zu verleumden, zu verkleinern.

7. Dagegen verpflichten sich alle Mitglieder, jedes für sich und in Gesammtheit, den Mitgliedern zu Rang, Ehre, Ruhm, Geld, Macht, Einfluß zu verhelfen, gleichviel, ob sie Verdienste und Fähigkeiten haben oder nicht, denn die Macht derselben dient dem großen Hauptzwecke der Gesellschaft: alle isolirte, freiselbststän-

dige Geisteskraft zu vernichten und so die Menschheit, die Wissenschaft und die Kunst ihres natürlichen Beistandes durch die Natur, welche immer den herrschenden Uebeln entsprechende Gewalten entstehen läßt, zu berauben und von der Gesellschaft abhängig zu machen.

Glaubt man da nicht die Ordensregel der Gesellschaft Jesu zu lesen *)? Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß es dieser um die Weltherrschaft, jener aber meist nur um Befriedigung der Eitelkeit mittelmäßiger Köpfe zu thun ist, welche zufällig Macht oder Einfluß besitzen. Wann wird man in Deutschland begreifen, daß der Cliquengeist und der Jesuitismus Kinder einer Mutter, siamesische Brüder — eins und dasselbe sind? Jede geschlossene Vereinigung muß ja endlich degeneriren. Aus dem Tugendbunde der zwanziger Jahre muß in späteren Jahren endlich ein Lasterbund der niedrigsten und schmutzigsten Interessen werden. Nur freie Association Gleichgesinnter, zu welchen man frei und ungefragt geht, und von welchen man ebenso scheidet — so scheint es mir — kann einem guten

---

*) Ich habe mich nicht zu entschuldigen — über Etwas, dessen man mich nicht beschuldigen kann, — aber ich wiederhole, ich will keine bestehende Gesellschaft verunglimpfen, sondern nur deren wohldenkende Mitglieder warnen, dem Geiste der Klubs Vorschub zu leisten — und ihnen zu bedenken geben, wie einen Verein unter dem Princip der Ausschließung stiften — heißt: ein Haus bauen und nicht wissen, wer es bewohnen wird.

D. V.

und edlen Zwecke treu bleiben, weil dieser Zweck ihr einziges Vereinigungsmittel, ihr Losungswort und das Einzige ist, was von der Gesellschaft immer fortbesteht, während diese selbst von heute auf morgen ihre Mitglieder, ihre Zahl verändert. Was sollen uns aber diese Klubs mit allen ihren prahlerischen Aushängeschildern von Gesinnungen und Grundsätzen, mit allem ihren Wortkram, und mit allem liederlichen, nichtswürdigen, schmutzigen, ränkesüchtigen Geiste — mit manchen Mitgliedern, welche in aller Tugend sich von lasterhaften Weibern aushalten lassen, von betrügerischen Bankerottirern, reichen Kunst- und Literaturdilettanten, Spielern, geheimen Polizeibeamten?! — Doch was soll ich alle Kategorien der Schurkerei hier aufführen — ist's doch nur mein Tagebuch, worin ich mich ergieße — aber mein Abscheu ist unüberwindlich, mein Ingrimm über solchen frechen Frevel unbezähmbar, — ich muß, da ich nicht laut sprechen darf, ohne mich der Verfolgung auszusetzen, mich hier ergießen, — fort aus dieser Gesellschaft, wo schaler Witz und Geistesimpotenz mit sittlicher Verworfenheit — der Teufel mit der Dummheit — ekelhafte Hurerei treiben. C'est plus fort que moi! Wenn ich daran denke, daß diese Gesellschaft — ach, freilich mit vielen ehrenhaften Zwangsmitgliedern, darüber ballotirt hat, ob ich als Künstler und als Mensch ihrer würdig sei — beim Himmel, ich weiß, daß ich kein Tugendheld bin, ich weiß auch, daß — nein, wozu Bescheidenheit in meinem Tage-

buche, ich weiß, was ich vermag, — gebt mir etwas Heiliges und ich sterbe dafür, — gebt meinem Geiste einen würdigen Spielraum und ich werde zeigen, was ich vermag, — sittlich und geistig trotz meiner Schwächen erhaben über Euch, fühle ich es stark und groß und stolz in mir: daß wahre Kraft und wahrer Werth sich nicht vergesellschaften! Vereinigung — darnach trachtet nur die Schwäche und die Bosheit, — darum fort aus dieser Gesellschaft, und wenn sie mir Ewigkeiten von Ruhm darbieten könnte! — um den Preis, mit Narren und ... gleich zu stehen, kaufe ich nicht den Ruhm — nicht alle Schätze dieser Erde — nicht einen Trunk, wenn ich stürbe am Durst — nicht das Licht meiner Augen, wenn ich erblinden sollte, — und so in diesem Trotze — in diesem Hochgefühle des Stolzes — o mein Ideal — fühle ich mich Deiner würdig!

den 10. Februar.

O mein Ideal! Den Abend, da ich in dieser mir entsetzlichen Gesellschaft war, wo mich elende Coulissenreißer, durch schöne Weiber zu schönen Stellungen poussirt, mit einer Protections- und Meistermiene empfingen und belehrten, wo Menschen von so schwarzem Gewissen, daß ich mich ihnen gegenüber wie einen Heiligen fühle, Männer, deren Seelen Nothzucht getrieben mit der tiefsten Schmach verruchter und gemeiner Gedanken — Herr, mein Gott, ist es möglich? — wo

diese Menschen, sage ich, welche täglich sieben Mal, wie Judas, ihren Heiland um elende Silberlinge verkaufen — daß solche Menschen, sage ich — welche in einem Athem heucheln, schmeicheln, falsch schwören, lügen, betrügen, stehlen, verrathen, verkaufen — den Herrn, das Weib, das eigene Kind, Herr, ist es möglich, daß solche Menschen mich mit jener väterlich strengen Richtermiene, so zu sagen, zu Boden — blickten — weil ich meinem Schneider zuweilen schuldig bin und den Frauenzimmern — mehr als billig — ergeben bin!

Wie fliegen die Hüte links und rechts vor manchen Schuften, welche auf der Straße keine Dirne anblicken und nicht vor allen Leuten in fremde Taschen greifen, — welche öffentlich mit vielem Geschrei und Gelobsamkeit der bezahlten Journale ihre Almosen öffentlich ausweisen — o diese Welt gehört dem Heuchler! —

— Also den Abend, wo mir dies begegnete, da erschienst Du wieder meinem Geiste, o mein Ideal, strahlend in Unschuldverklärung, mild, heiter — und — ich irre mich nicht, Du winktest mir lächelnd, als wolltest Du sagen, wie ich hinabstürmte aus dem Salon des falschen Lichts: — so, mein Lieber, so habe ich Dich gern!

Ja, so sagtest Du, mein Abgott, Du mein Sternhimmel voll leuchtender Seligkeiten! — nimm es nicht zurück — Dein Wort, ich habe es — Du hast es mir

gegeben, als ich zu Hause mich niederwarf auf meine Kniee und Dich sah, ja, Dich sah mit meinen weit aufgerissenen Augen und Du mir verziehst mit einem himmlischen Blick und ich Dir gelobte Dir ähnlich zu werden, rein und keusch — — —, Tod und Hölle! — Das spricht Dein Urtheil, Weib, Ehebrecherin, Potiphar — daß mich Dein beduftetes Billet, welches im Umwenden eines Blattes mir in die Hände fällt, aus meinem Himmel herabreißt! — das reißt mich los von Dir, Du schnödes Gefäß der Wollust. Ich speie Dich aus! Meere — Ewigkeiten sind zwischen uns getreten, Dir zu, mein Ideal — welche Weiten treten zwischen meine Seele und jenes Weib!

den 11. Februar.

Mein guter Schneider war heute bei mir. Er ist bezahlt, ich bin ihm Nichts schuldig, aber seine Frau liegt in den Wochen, die Familie braucht Geld — ihr muß geholfen werden — ich darf es jetzt mit der Zums nicht verderben.

Abends.

Ich habe Zums angeredet um zwanzig Ducaten für meinen Schneider — er gab sie mir ohne Anstand und nahm keine Verschreibung darüber. Es ist doch sehr bequem, einen solchen Freund zu haben. Und am Ende ist eine solche Freundin auch nicht zu verachten. Doch es scheint vorbei zu sein. Ich habe heute die

Zums bei ihren Kindern überrascht — das hat meiner Leidenschaft den Gnadenstoß gegeben. Wie kommt es — dieses Weib, ohne Fehl und Makel, schön vom Wirbel bis zur Zehe, sie gefällt mir nicht mehr, weil sie ihre Kinder nicht liebt! Wußte ich doch kaum, daß sie Kinder hat. Wer kann mir diesen geheimen Rapport zwischen dem sinnlichen Wohlgefallen und der Achtung erklären? Es scheint in der Natur zu liegen, daß das höchste sinnliche Vergnügen sich nur der reinen Liebe zugesellt. Nur in dieser Vereinigung ist dauernde Seligkeit — Alles außer ihr ist ohne Dauer, schal und vom Ueberdruß gefolgt. Es giebt kein vollkommenes Glück ohne Tugend — die Sünde ist nicht glücklich. Diese Mutter, welche ihre Kinder nur sieht, wenn sie gewaschen, gekleidet und — es ist empörend — mit wohlriechendem Wasser parfümirt sind, erscheint mir als eine schlechte, herzlose Mutter, als eine Kokette — und plötzlich fliehen alle Reize von ihr, ihre Schönheit läßt mich kalt, aus ihren Augen blickt mich widerlich kaltherzige Begierde an. Nun begreife ich, was mir immer ein Räthsel war, die Geheimnisse der modernen Erziehung. Die Wollust und ihre Geschäfte haben dieses System der Erziehung erfunden, aber sie betrügt sich selbst um ihre höchsten Genüsse — denn nur das Glück der Mutter mit dem Glück der Gattin vereinigt ist ein vollkommenes!

Ha, giebt es wohl in der Schöpfung etwas Verächtlicheres als eine Mutter, welche ihre Kinder nicht

liebt? Eine Mutter, welche aus Besorgniß, ihre Reize zu verlieren, ihre Kinder Ammen und Dienstboten überläßt?

Madame Zums ist nicht die einzige unnatürliche Mutter.

Ob ich wohl falsch schließe, wenn ich annehme, daß die Mütter alle, welche wie sie ihre Kinder vernachlässigen, dieselben Ursachen dazu haben wie sie?

Sie haben keine Zeit ihre Kinder zu lieben. Ehedem — in alter grauer Zeit war die Gattenliebe heilig, wie deren heiliger Naturzweck.

Jetzt ist die Wollust Hauptzweck des Lebens der Mütter — die Zeugung nur eine verhaßte Störung — Kinder sind lästige Creaturen, welche man so bequem als möglich pflegt durch fremde Miethsleute. Im Gefolge dieser Verruchtheit der mütterlichen Herzen zeigt sich die häusliche Verschwendung, der luxuriöse Haushalt, der Vater verbrecherischer Industrie, der Demoralisation der Erwerbsarten, — denn um Alles zu erschwingen, was dieser Haushalt bedarf, muß man seinem Gewissen auf immer abschwören. Was brauchen nur diese modernen Mütter, wie leben sie?! Sie sehen sich genöthigt, für jede ihrer mütterlichen Verrichtungen eine Stellvertreterin zu miethen, und zwar 1) für das Geschäft der Ernährung eine Amme; 2) für das der Pflege eine Kindermagd; 3) für das der Erziehung eine Gouvernante. Also braucht man zur Auferziehung eines Kindes nicht weniger als drei Personen

(die Mutter ungerechnet), welche in der Regel ewigen Krieg gegen einander führen. Welche Geschäfte aber hat eine Mutter von gutem Ton! Gesetzt, die gnädige Frau steht wirklich schon um zehn Uhr des Morgens auf, so hat sie doch bis zwölf Uhr alle Hände voll zu thun, um mit dem Kammermädchen und dem Friseur fertig zu werden, welche die Dame für das Geschäft der Wollust vorbereiten. Dann kommt das Frühstück der Wollust: die Cousins und ihre Freunde kommen zum Handkuß, man spricht von der italienischen Oper bis ein Uhr. Ein Wort im Vertrauen mit einem Bekannten des Hauses kostet mindestens eine Stunde Zeit — zwei Uhr, das ist das Mittagsmahl der Wollust. Der Herr Gemahl fragt um das Befinden von Madame — ein Viertel auf drei Uhr. Die Wirthschafterin legt Rechnung — halb drei Uhr. Die Marchande de Modes bringt neue Hüte und Stadtneuigkeiten — vier Uhr. Man speist bis fünf Uhr. Man rastet bis sechs Uhr. Man ist kaum im Stande Toilette zur italienischen Oper zu machen, um wollüstige Blicke auf sich zu ziehen — sieben Uhr. Man kommt um zehn Uhr nach Hause und findet es voller Gäste. Man muß tanzen, das ist das Souper der Wollust, und legt sich um zwölf Uhr erschöpft zu Bette. Wo nun die Zeit hernehmen für die lästigen Geschöpfe, welche im dritten Stockwerk mit ihren Gouvernanten, Ammen, Stubenmädchen und dem übrigen Gesinde lärmen? Wer kann einer modernen Frau die Nervenstärke zumuthen,

das unmelodische Geschrei der Wiegenkinder zu ertragen, besonders wenn sie nach der modernen Diätetik beim Camillenthee auferzogen werden, oder wenn die Amme den Salat liebt, gallsüchtig ist, und schlechte Säfte hat? Die einzige Sorgfalt dieser unvergleichlichen Mütter für ihre Sprößlinge ist: ihnen täglich eine mütterliche Umarmung und eine Hand voll Bonbons spenden, wovon sie die Zähne verlieren, die sie kaum bekommen haben. Da nun aber nicht jede Mutter im Stande ist, drei erwachsene Menschen für jedes einzelne Kind zu halten, damit sie alle jene zahllosen Aufmerksamkeiten versäumen, welche sonst in der alten Zeit eine einzige gesunde Mutter drei und noch mehr Kindern erwies, und wobei sie gesund und kräftig heranwuchsen, so ist wohl Nichts natürlicher, als daß die minder wohlhabenden Frauen ihre Kinder in die Kost geben, zu Leuten, welche schon darauf eingerichtet sind, und welche keine so vielfältigen geselligen Pflichten haben. Eine solche Kostfrau ist eine wahre Humanitätsanstalt. Ihr Herz hat Raum für ebensoviel Pfleglinge, als wofür da Kostgeld bezahlt wird; für wenige Gulden mehr werden die Windeln vielleicht zwei Mal des Tags gewechselt. Und wenn die Eltern es ausdrücklich verlangen, und wenn dafür angemessen bezahlt wird, so ereignet es sich wohl zuweilen, daß die Pflegemutter ein begünstigtes Kostkind auf dem Glacis oder dem Linienwall, zugleich mit ihrem Möpschen, frische Luft schöpfen läßt, während die jugendliche Aufseherin

die ersten Schwüre der Liebe von Seiten eines Tambours aus der benachbarten Caserne verschämt dahin nimmt! Diese Versäumniß der Elternpflichten bringt eine krüppelhafte, siechende Generation hervor, die geselligen Gewohnheiten des guten Tons, die Fehler und Ausartungen der Eltern, ihr leichtsinniger Lebenswandel und ihr Mangel an Sorgfalt, ist Schuld an dem körperlichen Siechthume der Kinder, welches man überall zur Schau trägt. Es kostet mich immer eine Thräne des Mitgefühls, wenn ich die Kinder sehe, welche jedem anderen Geschöpfe ähnlicher sind, als dem Ebenbilde Gottes, und ich zittere für die Zukunft der Menschheit, welche anfängt, ihr uranfängliches Gepräge zu verlieren!

Madame Zums hat mir in einer schönen Stunde gestanden, daß sie mit ihrem Gatten nur eine Vernunftheirath geschlossen habe. Das Zeitalter der Sentimentalität sei vorüber, sagte sie, man muß der Macht der Verhältnisse nachgeben. Diese Sprache machte mich vollends kalt. Das Wort Vernunft in dem Munde eines Weibes hat mir immer Grauen verursacht — noch dazu in diesem Sinne! Worin besteht diese Vernunft? was ist der Sinn, die Bedeutung und der Zweck einer Vernunftheirath? Eine Vernunftheirath ist, kurz gesagt, das Gegentheil einer Heirath aus Liebe, einer Heirath aus den alten Zeiten, wo man unsinnig genug war, Kriege zu führen um eines schönen Weibes willen. Ehedem heira-

thete man sich aus Zuneigung, um in einem neuen Geschlecht urkräftig wieder aufzublühen, um in den Kindern fortzuleben und in den Armen der Seinigen zu sterben. Eine Vernunftheirath aber bekümmert sich wenig um die Herzensvereinigung, um die Glückseligkeit des Familienlebens und die Fortpflanzung eines kräftigen Geschlechtes. Wir überlassen solche Absichten gern den plebejischen Gebirgsvölkern, bei welchen nichts Schönes und Großes emporkommen kann neben der altbackenen Majestät der Natur. Ein Mädchen aus gutem Hause hat Geld, ein Mann von guter Herkunft besitzt Rang und Ansehen. Diese Qualitäten reichen hin zu einer Vernunftheirath, wobei wenig daran liegt, ob das Mädchen schön oder häßlich, krank oder gesund ist, ob der Mann persönliche Liebenswürdigkeit besitzt, ob er alt oder jung, kurz, ob das Paar zusammenpaßt, und ob ihre Vereinigung Fruchtbarkeit an dem gemeinen Familienglück verspricht. Freilich geschieht es dann häufig, daß eine solche Ehe dürr und unfruchtbar bleibt im glücklichsten Falle, im schlimmeren aber Creaturen an's Licht der Welt fördert, welche durch ihr Dasein die Lebensfreuden der Eltern zerstören, welche, so lange sie leben, ungerecht die Natur anklagen, die ihnen das kostbarste Erdengut, die unerschöpflichste Quelle irdischer Seligkeit, einen gesunden, kräftigen Leib versagte und, bald am Ende ihres jammervollen Seins angelangt, von ihren unglücklichen Erzeugern überlebt werden. Welch' eine

fürchterliche Strafe der gerechten Natur! Aber nicht nur die Kinder solcher Ehen verbittern ihren Eltern das Dasein, nein, die Gatten leben sich selbst zur Qual. Da es zwischen ihnen keine Vermittelung der Herzen giebt, so unterliegt deren Ruhe jedem Wechselfalle des Glückes. Und wie viele solcher Wechselfälle ereignen sich im Zeitraume eines Menschenlebens! Rang und Ehre des Gemahls nehmen ab und gehen unter in dem Alterssiechthume, da vielleicht das Weib noch in frischer Jugend blüht, nachdem eine kurze Periode die Mitgift der Braut verschlungen. Man liebt sich nicht, man vergaß sich in den Zerstreuungen der großen Welt, der Mangel bricht in's Haus als furchtbarer Friedensstörer, das junge Weib, an Verschwendung und Wohlleben gewöhnt, an Glanz und Vergötterung, sieht unter Klag- und Vorwurfsgeschrei alle Freuden ihrer Verhältnisse verschwinden. Sie fordert von dem Manne, was dieser nicht mehr gewähren kann, Gold, Schmuck, Ballfreuden, Equipagen. Alles dahin, die Perrücke fällt von dem kahlen Haupte des Eheherrn und am Ende bleibt dem zweiten Theile dieser Vernunftheirath, der trostlosen Witwe, von allen ihren glänzenden Verhältnissen Nichts — als ein Leichnam. Doch genug mit dem einen Bilde einer Vernunftheirath. Um Gott, ist das nicht eher eine Heirath wider die Vernunft? Was in aller Welt helfen Geld und Ansehen, wenn man sich damit nicht die schönsten Freuden des Lebens erkaufen kann? Welche aber sind die herrlichsten Freu-

den des Lebens, als das Glück der Gatten- und Elternliebe, die tausend und tausend Wonnegefühle und süßen Gedanken einer glücklichen Mutter, der beseligende Austausch von Liebe und Aufmerksamkeit in Jugend und Alter, in Krankheit und Gesundheit, im Wohlstand wie in der Armuth, in welcher ein glückliches Paar sein spärlich Abendbrot mit frohem Herzen genießt, indeß eine Vernunftgattin auf einsamem Lager die bittersten Thränen vergießt, welche ein Weib weinen kann — indeß deren Gemahl, gefoltert von der Winterdürre seines ungeliebten Herzens, umsonst am Spieltische Erregung und Erheiterung sucht. Gesetzt aber, es entspringen gesunde Kinder aus einer Vernunftheirath, so werden sie doch leicht das Opfer ihrer späteren Erziehung. Nichts ist natürlicher, als daß der Mann sich bei seinen sonstigen Beschäftigungen und Vergnügungen nicht gern mit der Erziehung dieser Sprößlinge beschäftigt, und noch weit natürlicher ist es, daß die Frau, für die gute Laune des Eheherrn besorgt, ihre Kinder aus dem Hause wünscht. Ferner ist es nicht minder natürlich, daß solche Kinder frühzeitig die Liebe ihrer Eltern verlieren, und daß sie hinwiederum bald ihre Eltern nicht lieben lernen. Da giebt es nun in der Nachbarschaft ein menschenfreundliches Ehepaar — vielleicht auch ein Resultat einer Vernunftheirath — das, nachdem der Eheherr auf der Börse kein Glück gehabt, oder aus einem Amte unfreiwillig entfernt worden, nachdem er mancherlei

Schicksalsfälle erfahren, und vielleicht gerade wegen Mangel an Erziehung und Bildung in der Welt sein Fortkommen nicht finden konnte — den frommen Entschluß gefaßt hat, zur Bequemlichkeit der Familienväter eine Anstalt zu begründen, worin die ihr anvertrauten Pfleglinge für wenig Geld — jene Erziehung und Bildung finden sollen, deren das menschenfreundliche Paar so sehr selbst bedurft hätte! Zwar giebt es Institute, wo der Staat selbst die Ueberwachung übernommen, wo alle jene Uebel beseitigt worden, welche sonst die gemeinschaftliche Erziehung mit sich bringt, aber das menschenfreundliche Paar wohnt so nahe, seine Forderungen sind so billig, daß man die theuren Sprößlinge unbedenklich demselben in Obhut giebt. Kein Wort von den Schicksalen dieser Kinder! Die Industrie des neunzehnten Jahrhunderts hat noch kein brauchbares Surrogat erfunden für die häusliche Erziehung durch eine brave Mutter und einen redlichen Vater!

Doch mag es auch geschehen, daß die Körper der Generation zu Grunde gehen, daß ein großer Theil des Nachwuchses aus Vernunftheirathen völlig moralisch verderbe, so hindert dies doch nicht, daß Geist und Intelligenz reißende Fortschritte machen müssen!? Der Geist aber ist, wie gesagt, die Hauptsache. Die moderne Humanität hat die einzige Bestrebung, dem Geiste den Sieg zu schaffen. Was liegt daran, daß die Körper zu Grunde gehen; haben wir nicht Ma-

schinen, wunderbare Maschinen, welche die Intelligenz ganzer Jahrhunderte in sich vereinigen? Und wenn zwei Drittheile der Menschheit durch langsame Seuchen, durch Skrophelsucht und Hysterie dahin gerafft werden, was schadet es, wenn sich im dritten Drittheil die Intelligenz von zwei Jahrtausenden concentrirt? Soll unser hochherziges Jahrhundert vor dem Verderben der Menschen im Einzelnen zurückbeben, wenn wir den Triumph des Geistes vorbereiten? Ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts muß den Muth haben zu sterben für die allgemeine Apotheose des Geistes, zu sterben, ehe das Gesetz der Natur, ehe ihn die Pflicht, ehe ihn die Ordnung der Dinge abruft. Aus der Macht des Geistes entsteht dann vielleicht im neunundneunzigsten Jahrhundert die allgemeine Glückseligkeit! Wer kann beweisen, daß der Geist überhaupt einen Körper brauche zum Erdenleben? Wenn daher auf dem Wege der modernen Cultur nur wenige Urenkel das Zeitalter der allgemeinen Glückseligkeit erreichen dürften, so wird der Triumph des menschlichen Geistes darum nicht geringer sein. Vielleicht erfinden dann die Industriellen des neunundneunzigsten Jahrhunderts zum Zeitvertreib einen artificirten menschlichen Organismus, der viel länger dauert und weit vollkommener construirt ist, als der jetzige, welcher so erstaunlich gebrechlich worden!

Doch genug des Hohnes!

Das Ausland spottet über unser Zurückbleiben in

der Civilisation! Mit Unrecht — wir sind ihr voraus — in allem Bösen. Wenn wir auch weder Preßfreiheit, noch eine Volksvertretung haben, so fehlt es uns doch nicht an der Syphilis, an den Skropheln, an Gicht und Krätze, an schlechten Müttern und liederlichen Weibern, an der geheimen Polizei — kurz, an allem Pariser Elend der culminirenden Civilisation!!!

Den 11. Februar.

Ich kann mich der Betrachtungen, welche sich an meine gestrigen Gedanken schließen, nicht erwehren. Ich sehe überall die schrecklichen Folgen der in unserer Gesittung vorherrschenden Wollust, — eine moralisch und physisch decrepite Menschheit, welche selbst der vorletzten Generation entgegengehalten betrübende Vergleichungen darbietet.

Sonst oder ehemals, zu jener Zeit, welche ein Fünfziger, etwa wie mein Oheim, ehemals nennt, sonst waren die Männer, wie heute von Vielen bemerkt wird und mein Oheim steif und fest behauptet, höher gewachsen, kräftiger gebaut, jetzt sind sie der Mehrzahl nach klein und schwächlich, was wohl schon die Schuld ihrer Väter sein mag. Sonst trugen sie das Haupt aufrecht, die Haare gekraust, von einem stolzen Kakadu bekrönt, heute tragen sie sie zurückgekämmt, wie die Mädchen, und sorglich abgetheilt mit dem Frisirkamm, das Haupt etwas nach der Seite wiegend beweglich, der ehemals stolzere Gang ist nachlässig, der Blick,

statt wie ehedem frei und trotzig, schmachtend und verschlagen. Sonst war es ein männliches Vergnügen, den Hirsch und Eber zu jagen, oder in Fechtübungen seine Kraft zu erproben, ein wildes Roß zu reiten, einem schönen Weibe den Hof zu machen; heute sind die jungen Herren zahmer geworden, das Reiten ist aus der Mode gekommen, höchstens hat man die Courage ein Cabriolet zu führen, und statt des Rappieres und des Hiebers, statt der Jagdflinte und Pistole, handhaben die Wiener jungen Herren den Queu in einem dumpfigen Kaffeehause, oder sie setzen sich zu einer, für jeden Mann von Blut martervollen Whistpartie, oder sie fahren in einem Fiaker friedlich spazieren und kürzen die Hofmacherei bei den Damen auf eine der Geschwindigkeit der Dampfwagen entsprechende Weise ab. Was die Petit maîtres der jüngsten Zeit an Courage in anderen Dingen verloren, haben sie im Verkehr mit den Damen gewonnen. So wie man ehedem Kriegshelden, welche in zehn Schlachten sich Lorbeeren erkämpft hatten, zittern sah und verlegen vor dem Tribunal der Liebe, den stolzen Herrn der Schöpfung knieen vor einer seidenen Schürze, so sieht man heute die friedlichsten Hasenfüße von Ladendienern und Studenten, welche niemals eine andere Waffe geführt als die Elle und die Feder, die Batterie der weiblichen Schamhaftigkeit mit Sturm attakiren, und den demüthigen Fant, der erst vor einer Stunde das Gewicht der Hand seines Lehrherrn empfunden, mit

der stolzen Miene eines Theseus seinem Mädchen Sottisen sagen. — Sonst hatten die Männer auch ein Gewissen gegen die Damen ihres Herzens, und wenn sie Liebe geschworen hatten, wurden sie wenigstens vor Ablauf der Blüthezeit des Herzens nicht meineidig, und wenn sie dann auch sündigten, dieweil nicht Alle Herren ihrer Leidenschaften sind, so thaten sie es nicht, ohne sich Vorwürfe zu machen und Gewissensbisse zu empfinden. Die Schwärmerei der Liebe war noch im Flor, es gab noch Selbstmörder aus Liebeswahnsinn, und Thoren ohne Zahl aus Liebe. Jeder Mann, der in die Welt trat, machte für seine Coeurdame seine dummen Streiche, welche als kostbare Erinnerungen in einer Familie aufbewahrt wurden und das Alter der Eheleute versüßten. Jetzt — o weh, wo ist das Gewissen der Liebe! Ein Mann, der Liebe schwören will, fürchtet sich bei seiner Schönen durch eine solche „Albernheit" zu blamiren, und wenn die jungen Herren auch nicht verfehlen, ihre dummen Streiche zu machen, so geschieht es gewiß häufiger aus Liebe zu der Coeurdame des Kartenspieles. Die Flatterhaftigkeit gilt für eine Art von Empfehlung bei den Damen; die Rolle eines Don Juan ist die einzige moderne, und die Heldenthaten und Thorheiten aus Liebe geschehen nur auf dem Theater. Siebzehnjährige Commis tändeln mit den jungen Mädchen ohne Fortune nur aus Zeitvertreib, und wenn sie eine reiche Lehrherrntochter heirathen und mit ihrem Gelde sich etabliren, so thun sie

es wiederum nur, um mit den jungen Mädchen zu tändeln. —

Ich habe den Männern ihren Theil gegeben, obgleich glimpflich, ich kann es den Weibern nicht schenken. Ich will nicht sagen, daß sie heute minder schön seien als sonst, obgleich es erwiesen ist, daß sie sonst minder hektisch und nervös waren, aber ich kann nicht verhehlen, daß ihre Mütter liebenswürdiger gewesen sind. Sonst liebten die Damen an dem Mann Charakter, Stärke, Verstand, Muth, heute scheinen sie Zierpuppen und Zierbengel, welche alle diese Eigenschaften nur durch Effronterie ersetzen, vorzuziehen. Ein schöner Frack scheint Vielen heute besser zu gefallen, als ein männlicher Blick, und eine Zweideutigkeit scheinen sie lieber zu hören, als eine schüchterne Galanterie. Eine Lobeserhebung, ihrer Tugend gezollt, wäre ihnen wohl eine reine Lächerlichkeit. Schmeicheleien der anzüglichsten Art dagegen, welche ihren körperlichen Eigenschaften gelten, solcher Art, wie sie vordem mit Ohrfeigen bezahlt worden sind, werden heute mit Küssen belohnt, und junge Mädchen aus niederem Stande, welche es ehedem für eine Schande gehalten, wenn ein Mann von besserem Stande auf der Straße sie anredete, begreifen heute häufig gar nicht, wie sich ein solcher herablassen könne, ihnen das Geleite zu geben.

Den 12. Februar.

Wie erzieht dieser Herr von Zums, mein Freund, seine Kinder? Wie ein Weltmann! Wie dieser? Wie ein gewissenloser Thor! Alles in dieser närrischen Stadt, wo noch so viel Aristokratie sich breit macht, statt sich zu civilisiren (verbürgerlichen!), strebt nach Noblesse.

Herr von (?) Nobelmann ist Advocat, Arzt oder Beamter. Sein Einkommen ist groß, er kann, er muß vielleicht ein Haus machen. Wie erzieht er seine Tochter? Sie hat eine Gouvernante, drei Sprachmeister, einen Zeichnenlehrer, einen Tanzmeister. Kann ein Vater mehr für seine Tochter thun? Sie ist mit 17 Jahren eine halbe Gelehrte, sie spricht über Alles, sie weiß Alles, sie tanzt, sie singt, sie dichtet, sie malt. Kann man sich etwas Vollkommneres denken? Der Papa stirbt, die Scene verändert sich, die Witwe muß mit einer Pension von fünfhundert Gulden leben. Die Tochter, ohne Vermögen, bleibt mit allen ihren Kenntnissen und Künsten ohne Mann. Der schlichte Bürgerverstand meint nun, es wäre weit besser gewesen, wenn der Papa das Geld für so kostbaren Unterricht zusammengelegt hätte zu einer Mitgift für seine Tochter. Kann man ihm ganz Unrecht geben? Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter der heutigen Erziehung die Grundlage eines soliden Wohlstandes gar sehr vernachlässigt wird, und daß wir unsere Kinder oft nur so erziehen, als wären sie nur bestimmt zur

Verherrlichung unserer großen Erziehungskunst, Schaustücke einer meist nutzlosen Geschicklichkeit darzustellen, anstatt vor Allem selbstständige, gute, glückliche und wohlhabende Menschen zu werden!

(Ach, du mein Himmel, wie viele gute Anlagen habe ich zu einem Prediger und guten Vater!

Und doch — ich fühle es, ich werde niemals diesen ehrwürdigen Titel erwerben, — denn mein Ideal, dem ich ihn allein verdanken möchte, erbleicht wieder in der Muthlosigkeit meiner Seele. All' ihr Aufschwung ist Täuschung, — ich will Dich nicht mehr berühren mit meiner Phantasie, Du Reine, Kindliche — ach, und so schmerzlich Geliebte!)

Je weniger es Herren in der Welt geben kann, je mehr Herren werden von unseren modernen Eltern erzogen. Die Erziehung scheint nur einen Zweck zu haben, die jungen Herren zu gnädigen Herren heranzubilden. Man hat es aber erlebt, wie solche junge gnädige Herren alte Livreebediente, Kutscher und Garçons geworden sind — und ich glaube gerade, weil man sie zu gnädigen Herren erzogen hat. Wenn der Papa 3000 Silbergulden Einkünfte hat, so erzieht er seine Kinder, als ob er einem Jeden diese Revenue sicherstellen könnte. Ein Hofmeister kommt in's Haus, der mehr ein Bedienter als ein Lehrer ist, von Frau und Kindern gehudelt wird, und daher sehr wohl daran thut, sich in alle Ungezogenheiten zu ergeben, um Ruhe zu haben. Ein Livreebedienter, zu welchem der junge

Herr Du sagt, ist der Vertraute aller jungherrlichen Schelmereien. Ein junger Herr ist die Qual aller Dienstboten und Hausgenossen. Er genießt in seinem zartesten Alter schon alle Ehrerbietung der Dienstleute, allen Gehorsam, alle Bequemlichkeiten, alle Vergnügungen rc., welche sich der Papa vielleicht durch dreißigjährige Anstrengungen erwarb. Daher der junge Herr weit höhere Bedürfnisse und Wünsche in's Leben mitbringt, als der Papa, denn was wir von Kindheit auf haben, ist schon zu klein für unsere Wünsche. Der junge Herr fährt in der Equipage, reitet die Pferde des Papa — der natürlichen Progression nach muß er daher wenigstens vierspännig fahren und drei Reitpferde besitzen. Allein das Vermögen des Papa geht in vier, sechs, acht Theile, wird vor der Zeit verloren; Processe und Pupillenvormundschaften verzehren in wenigen Jahren die ungeheuersten Summen. Vielleicht rettet der junge Herr für seinen Part ein Capital, das ihm 2 bis 300 Gulden Zinsen abwirft. Er hat eine Menge Sachen gelernt, nur nicht die Kunst Brot zu verdienen und sich selbst ein Loos zu schaffen. Sein Geigenlehrer hat 5000 Gulden gekostet, und der junge Herr spielt die Violine nicht so gut, daß er auch nur in einem Orchester täglich 24 Kr. verdienen könnte. Das Capital, was seine Sprachlehrer gekostet, die von ihm gehänselt wurden, würde ihm eine Rente von 200 Gulden gewähren, — seine Sprachkenntnisse aber, welche nicht

durch einen praktischen Geschäftsgeist, durch Selbstständigkeit des Charakters unterstützt werden, dienen ihm höchstens dazu, einen Fremden aus einer Straße in die andere zu weisen. Alles Uebrige hat er rein vergessen. Es gehört nun eine Philosophie dazu, wie sie der Jugend durchaus unnatürlich ist, bei solchen luxuriösen Lebensgewohnheiten sich in jeder Minute des Daseins solche Entbehrungen aufzuerlegen, wie sie ein so geringes Einkommen erfordert. Man sieht es täglich, daß junge Leute in solchen Fällen dieses Wenige lieber ganz wegwerfen, als sich ihre Genüsse entwöhnen. Die Kämpfe eines solchen Unglücklichen mit sich selbst sind meist fürchterlich. Diese stufenweise Demüthigung, diese grausame Marter ungestillter Gewohnheitswünsche, bringen sie meist dahin, ein Dasein zu verwünschen, das sie, wären sie weiser erzogen worden, von der Vorsehung mit dankbarem Herzen angenommen und gesegnet haben würden. Es sind dies alltägliche Erfahrungen, alltägliche Wahrheiten, und doch ist deren Verachtung ebenso alltäglich. Ich habe damit wenig Neues gesagt, aber neu dürfte den Vätern der Rath erscheinen, den ich ihnen geben möchte, wäre der gute Rath in unseren Zeiten nicht so wohlfeil, daß ihn Jedermann selbst in der Noth verachtet. Man sollte von vornherein den Entschluß fassen, seinen Kindern keinen andern Besitz zu hinterlassen, als Mittel und Gelegenheiten, sich einen solchen zu erwerben, und ihnen auch nicht die entfernteste Aussicht lassen,

daß sie jemals einen solchen Besitz erwerben können, ohne ihn vorher durch Arbeit verdient zu haben. Ich finde es nämlich ganz natürlich, daß Kinder das mühsam erworbene Gut ihrer Eltern verprassen und dafür nicht einmal dankbar sind. Der Reichthum, die Opulenz, sollen nur der Lohn der Arbeit sein. Welchen Dank verdient ihr thörichten Väter, die ihr durch ein reiches Erblassen das Geschick eurer Kinder zu beherrschen meint und dem Thätigkeitsdrange des jugendlichen Geblütes den erlahmenden Reichthum entgegenstellt? Müßiggang in der Jugend bringt Krankheit im Alter; wer Alles schon in's Leben mitbringt, bringt auch den Ueberdruß mit, der das Ende von Allem ist. Zweitens sollten die Kinder in jedem Hause Diener ihrer Eltern sein. Das Brot, das sie essen, sollen sie verdienen. Sie sollen dienen lernen, um einst befehlen zu können, denn nur wer ein Diener war, wird ein vollkommener Herr. Sie sollen ausgeschlossen sein von allen Genüssen, welche nicht einem Diener zukommen, ihre Kleider seien die der Mägde und Knechte, kein Herr, kein Vater sollte die Herrschaft und sein Ansehen in seinem Hause mit seinen Kindern theilen, damit nicht aus einer Familie mehrere Herren erwachsen, die doch nur Einen ertragen kann. Ich weiß nicht, ob diese Methode, diese Hausordnung noch für unsere geselligen Zustände paßt, nur so viel weiß ich, daß die meisten jungen Herren, welche nicht Diener ihrer Väter waren, Sclaven Anderer geworden sind,

und daß aus reichen Erben oft arme Faullenzer geworden sind, welche sich und Anderen zur Last fielen.

Den 14. Februar.

Was hat sich mit mir ereignet? Welche Umwälzung in meiner Seele! Drei Tage wandle ich schon umher mit einem platonischen Ernst, überall Betrachtungen anstellend, immer wehklagend über diesen mich umringenden Verfall der Sitten. Ich kenne mich nicht mehr, das Vergnügen flieht von mir und ich bedaure es nicht. — In meinem Bett, an meinem Schreibtisch, auf öffentlichen Promenaden, in Concerten, hinter den Coulissen und auf der Bühne selbst, verläßt mich nicht mehr dieser schwermüthige contemplative Geist. Ich fühle mich gedrungen, überall zu warnen, zu belehren — ich könnte ein Kanzelredner werden. Alles, was ich sehe, empört mich — vor Allem der Zustand unserer Volkstheater. Wie viel Gutes könnten sie stiften, wie wohlthätig auf die Gesittung einwirken, anstatt daß sie so planmäßig das Volk entnerven und depraviren. Wie würdigen sich diese sogenannten Volksdichter herab um jenen faunenhaften Beifall eines durch und durch von der Wollust verderbten Publicums! Welchem frevelhaften Beginnen verdanken sie ihren Ruhm! Was thut dieser Matador unter den Localdichtern, dieser in geselligem Umgang so taubenfromme, gemüthliche Nestroy. Eine fast frauenhafte Zartheit und Schüchternheit in seinem

Benehmen, Delicatesse in seinen Worten, ist dieser Mann im Umgange einer der liebenswürdigsten und angenehmsten Menschen. In seinem Privatleben charakterisirt ihn ganz jene biedere, edelsinnige Treue, mit welchen er Denjenigen unverbrüchlich zugethan ist, welche ihn lieben. Welche Uneigennützigkeit in seiner Liebe! Und nun als Volksdichter — welche triviale Sprache, welche Verhöhnung der Moral, welche Gassenhauer von schmutzigen Liedern, welche Zoten und Zweideutigkeiten! Dann als Schauspieler, welche Erscheinung! Welche Brutalität, welche tiefe Verachtung des Schönen und Edlen! Hat er das Publicum, oder die Gewalt eines verderbten Geschmacks ihn demoralisirt? Bringt er mit innerem Mißbehagen dieses Opfer seinen Privatpflichten? Ist dieser bittere Hohn Satire auf unsere Gesittung oder Lust am Bösen?

Ich habe gestern seine verhängnißvolle Faschingsnacht wieder gesehen.

Tausend Widersprüche kreuzen sich in der Fabel und in der Handlung, in der Charakteristik und in der sittlichen Tendenz. Herr Nestroy macht ebenso fix aus Trauerspielen Possen, wie aus Possen Trauerspiele. Ich meine, wenn Herr Nestroy einen guten Rath annehmen wollte, so könnte er alle jene Fehler vermeiden, welche man ihm mit Recht aufzählt, aber vielleicht mit Unrecht zum Vorwurfe macht, und überdem eine neue Erscheinung der interessantesten Art in's

Leben rufen. Er, oder Keiner, ist der Mann dazu, meine Speculation auszuführen, und dabei allen Gewinn zu ernten. Ich verlange für mich Nichts, als die Ehre, daß ich ihm den guten Rath gegeben. Also zur Sache! Herr Nestroy hat die Fabel, welche dem Lumpaci Vagabundus und anderen seiner Piecen zu Grunde liegt, mit wunderbarem Glück localisirt. Aber die Stoffe zu Localpossen sind äußerst schwer zu finden, und ich möchte sagen, Herr Nestroy ist zu etwas Besserem geboren, als zu Travestirungen. Mit einem einzigen Wort ist das Mittel benannt, wodurch er seinem Talent einen ungeheuer erweiterten Wirkungskreis eröffnen kann. Er entsage der Travestie, und widme sein Talent blos — dem Localisiren. Es ist ein kläglicher Irrthum, daß nur Possen im Localdialecte aufgeführt werden können, er nehme die besten Trauerspiele, Lustspiele, Schauspiele, und schreibe sie um in österreichischen Dialect, localisire Situationen, Individualitäten, Charaktere, und wenn noch in unserer Generation Begeisterung schlummert, so wird er sie wecken durch sein großartiges Umstaltungsgenie. Dann brauchte er aus dem ehrlichen Tatlhuber nicht einen Einfaltspinsel zu machen, und zu den tragischen Scenen nicht ordinaire Faxen hinzuzufügen, um des Beifalls und der Wirkung gewiß zu sein. Ein Trauerspielsüjet von Schiller, Shakespeare, Iffland localisirt, würde gewiß größeren Effect machen, als jene auf fünffüßigen Jamben geschraubt einherschreitenden Tra-

gödien, mit obligater Ueberspannung, hochpathetischer Fremdheit und Langeweile. Ich habe oft mit manchen Anderen in den Vorstädten hochtragische Scenen im Wiener Dialect aufführen sehen, wovon mir fast das Herz gebrochen. Der erhabenste Pathos haust oft furchtbar im gemeinsten Alltagsleben, und erfaßt oft Gemüther, die niemals seinen Namen ausgesprochen haben! Herr Nestroy muß das selbst wissen, denn seine Sepherl ist in der Mitternachtsscene wahrhaft pathetisch. Aber ich bitte ihn mit aufgehobenen Händen, solche pathetische Scenen nicht durch Schnacken zu verderben, und in einem tragischen Stoff eine tragische Haltung beizubehalten. Witz und Humor können immerhin auch in Tragödien ihr Wesen treiben, aber sie müssen schweigen, wenn die Seelen ergriffen sind.

Auf diese Art allein ist der Localpoesie zu helfen, denn das Geheimniß ihres Verfalls liegt hauptsächlich in ihrem Mangel an guter Laune und in der zunehmenden ernsteren Gemüthsbildung der Generation, welche nicht alltäglich zu Narrheiten aufgelegt ist. Der Wienerische Zeitgeist von Anno 1840 ruft: „ich will Localstücke, aber keine Localpossen. Ich will wissen, wie es der Menschheit in den Armenwohnungen von Margarethen, Matzleinsdorf und St. Marx ergeht, und schere mich wenig darum, ob die Sappho vor so viel tausend Jahren sich in's Meer gesungen hat, oder nicht. Ich will meine guten Landsleute sehen wie sie leben,

wie sie handeln, wie sie sind, in Ernst und Heiterkeit, nicht als Hansnarren par préference, was sie nicht sind, oder doch nur höchst ausnahmsweise. Ich will keine Fiakerspäße, keine abgedroschenen Couplets, keine ausgepeitsche G'schdanzelmusik hören, ich will keine herbeigezwungenen komischen Effecte, kein vom Himmel fallendes Motiv zu einem Vaudevillegesang einer schlechten Stimme, sondern ich will Wahrheit, Leben, Kunst! Und alles Das will ich in Wien sehen, und nicht an den Ufern der Seine oder Themse, in Italien oder Spanien, denn es giebt hier wie dort interessante und große Menschenschicksale.

Und daß ich es will, davon liefert den Beweis eben das Schicksal der verhängnißvollen Faschingsnacht, welche keine Posse ist, und deren größter Werth und deren stärkste Wirksamkeit in ihrem Gehalt an Lebenswahrheit und moralischen Effecten besteht."

Aber was nützen alle diese Rathschläge, wenn solche Principien nicht von der Censur und dem besseren Publicum begünstigt werden? Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist Nestroy durch seinen traurigen Ruhm nicht glücklich. Zu Besserem geboren ist er vielleicht ein Sclave des schlechten Geschmacks und einer unmoralischen Industrie, welche wieder durch die Sittenverderbniß hervorgerufen worden.

den 15. Februar.

Das ist sehr lustig — vier Liebesbriefe auf ein

Mal — sämmtlich von jungen Mädchen, welche ich nur ein Mal gesehen, Bürgermädchen aus anständigen Häusern, welche durchaus keine „reellen" Absichten mit mir haben! Die eine ist Braut, die andere hat einen Geliebten — ich frage nun, was soll ich mir für ein Gewissen daraus machen? Gott weiß es, daß ich noch kein Mädchen verführt habe — aber diese wollen verführt sein — sie verwenden ihre ganze Zeit auf das Geschäft Eroberungen zu suchen.

Wie viele junge Mädchen haben eine Zeiteintheilung, die manchen Papa entsetzen würde, hätte er eine Ahnung davon: um elf Uhr bei den Michaelern, um ein Viertel auf Zwölf bei St. Stephan, um halb Zwölf auf dem Peter, um zwölf Uhr da, wo der Wolf den Gänsen predigt. Vier Herren Amanten in einer Stunde, wovon Einer vom Andern Nichts weiß! daher denn bei manchen Mädchen von siebzehn Jahren die Menschenkenntniß schon so weit gediehen ist, daß sie wissen, wie die Männer sammt und sonders Nichts taugen. Denn sie hat es ja gehört von ihrem Karl, daß ihr Fritz ihr untreu gewesen, und ihr Stephan hat es ihr verrathen, daß ihr Heinrich ein Schmetterling ist. Sie kann Keinen von Allen lieben, weil ihr Keiner treu gewesen, indeß sie selbst Jeden nur auf Probe liebte. Sie hat keine Ahnung davon, daß Karl treu geblieben wäre, wäre sie selbst der Treue, oder was Eins ist, der Liebe in ihrer höchsten Potenz fähig gewesen. Das arme Geschöpf heirathet daher, nachdem

die Rendezvous sie bereits gelangweilt, einen alten Herrn mit Geld, und hat ihre Philosophie über die Männer im Trocknen; da das Geld ihr Heirathszweck gewesen, so ist das Vergeuden desselben die natürliche Folge. Hat sie auch aus Liebe gefreit, **tant pis.** Wo keine Liebe, da pflegt doch der Verstand zu haushalten, wo aber Liebe mit liederlicher Gesinnung Hand in Hand geht, da geht der Herd sicher zu Grunde.

Unter solchen Umständen hat die gegenseitige Achtung zwischen beiden Geschlechtern einen ziemlich harten Stand. Daher kommt es, daß die jungen Herren sich oft verfehlen, und ihre Grisetten wie ihre Damen, und ihre Damen wie ihre Grisetten behandeln.

Mein Himmel, man darf nur sehen, wie die Wiener Damen tanzen! Man weiß dann genug. Wenn die Tausende von Todten, die in der Stephansgruft ruhen, die Urgroßmütter und Urgroßväter der heutigen Generation, Etwas davon wüßten, würden sie auferstehen und sich vor der Stadt begraben lassen. Sie würden dieses Tanzen mit einer andern Benennung beehren. Die Schultern bis zur Armbiegung sammt dem Busen bloß, die Haare fliegend, die Augen verdreht, die Gesichtszüge verwildert, den Mund an die Weste des Tänzers geheftet, die Wangen voll Schweiß, von seiner Hand an sich gepreßt, die Bewegung schleifend, wild bacchanalisch, Männer mit verächtlich lachenden Grimassen, die ihre Opfer herumschleudern, als wären es die niedrigsten, schlechtesten Creaturen der

Schöpfung! Alles dies, umgeben von einer Wolke Staub und Dunst, beherrscht von einer infernalisch bewegten Musik — hat man dies ein Mal gesehen, so weiß man, daß es schwer zu entscheiden ist, welches Geschlecht hier mehr con ámore der Wollust ergeben ist! Das Sprechen, die galante Unterhaltung, welche ehedem die Bälle würzte, ist aus der Mode gekommen, man hat keine Zeit mehr zum Sprechen, ja kaum zum Athmen; sprechen doch die tobenden Sinne so laut, so himmelschreiend, daß man erstaunt, Väter und Mütter im benachbarten Zimmer ruhig, vergnüglich und heiter Whist spielen zu sehen, indeß ihre Töchter der Abgrund der Sinnenlust verschlingt! Man hört heute auf jedem Ball die Klage, daß die Männer nicht mehr tanzen wollen, und will dieses Phänomen unbegreiflich finden. Ich aber würde es unbegreiflich finden, wenn die Männer von einer solchen wilden Jagd der Sinne und Gliedmaßen nicht sehr bald ermüdet und endlich angeekelt würden. Würde die Autorität der Eltern mit dem Anstandsgefühl der Damen Hand in Hand auf die Ausrottung dieser Unsitte hinarbeiten, so müßte der Tanz wohl wieder zu Ehren kommen, und die Männer würden nicht nöthig haben, für die Strapazen eines einstündigen Tages fünf Stunden lang an der Wiederherstellung ihrer zermarterten physischen Natur zu arbeiten.

Was kann ich aber bei aller Indignation, welche ich fühle, thun? Soll ich allein die Welt bessern?

Soll ich mich allein ausschließen von ihren Genüssen, da ich nicht ausgeschlossen bin von ihren Leiden und Bußen? Diese lieblichen Kinder suchen das Vergnügen — beim Himmel, es wäre albern, es ihnen zu versagen. Soll ich, was mir das gute Glück so liebreich zuwirft, von mir werfen, damit es Andere auflesen? Ich schwimme also mit dem Strome. Wäre die Zeit noch, wo man neun Jahre als Knecht sich verdingen mußte, um seine Rahel zu gewinnen, ich wäre vielleicht der Tugendhaftesten Einer. Aber alle die köstlichen Blumen, die man auf meine Wege streut, liegen zu lassen, müßte ich ein lächerlicher Held sein.

So wie ich, denken vielleicht viele brave Jungen. Wenn es uns recht sauer gemacht würde, unsere Begierden zu stillen, wenn ein hoher Preis darauf gesetzt wäre, wir würden gründlicher und treuer lieben, indeß wir so flattern, naschen und — gähnen.

Mit siebzehn Jahren darf man heute nicht an Liebe denken. Mit vierundzwanzig darf man lieben und wird von allen Mädchen, welche der Zufall uns in den Weg wirft, wieder geliebt, aber man kann nicht heirathen. Mit sechsunddreißig kann man heirathen, aber man will nicht. Mit fünfundvierzig heirathet man vielleicht, aber man liebt nicht mehr. Das ist der traurige Weltlauf dieser unnatürlichen Zeit. Ich aber sage, mit siebzehn Jahren soll man lieben und heirathen dürfen und können. Wäre es der Fall, man würde mit vierundzwanzig keine gutwilligen leich-

ten Eroberungen machen und heirathen müssen. Man würde mit sechsunddreißig dann längst Familienvater sein und durch ernste Pflichten vom Tagewerk der Wollust abgehalten sein. Und mit fünfundvierzig Jahren würde man als Hagestolz verachtet sein und kein Weib mehr finden, welche sich verkauft.

den 16. Februar.

Welche schreckliche Entdeckung! O wie bin ich elend! Also war ich wieder ein Gegenstand der tiefsten Herabwürdigung! Ach, ich wußte wohl, daß mein Verhältniß zu dieser Familie Zums kein würdiges war. Aber von so tiefer Gesunkenheit hatte ich beim Himmel! keine Ahnung. Die Philosophie des Jahrhunderts hat mich irre geführt — die socialen Mißverhältnisse der Zeit rechtfertigten vor meinem sittlichen Gefühle bis zu einem gewissen Grade die Unregelmäßigkeit einer solchen Beziehung zu der schönen Frau, welche ich als deren Opfer betrachtete. Diese Frau hat einen Gemahl, den sie nicht liebt, von dem sie nicht geliebt wird. Beide sind Opfer der Verhältnisse. Wer kann sie verdammen, wenn sie Beide Schadloshaltung suchen? Wer mich, wenn ich mit beiderseitigem Wissen die Huld einer schönen Frau nicht ausschlage? Was gehen die freie Liebe die menschlichen Gesetze an? Kann man nicht täglich neue machen? Werden nicht täglich neue gemacht, welche die alten umstoßen? Ich sehe nichts Verwerfliches, in solcher Freiheit zu leben.

Aber der Verrath aller Pflichten, die Verleugnung der heiligen Gebote der Natur, die Schändung ihrer edelsten Empfindungen — Fluch ihnen!

Betty, das Kammermädchen, hat mir Alles verrathen. Das niedliche, frische Blondinchen gefiel mir längst. Sie gewahrte es bald und ließ mich gewahren, daß sie es mit Wohlgefallen vermerke. Das führte zu einem Stelldichein und nun gab's ein Erzählen ohne Ende.

Herr von Zums, von der Welt als reicher Börsemann geachtet, treibt ein schändliches Negoz. Seine Gattin mit ihm. Reiche Cavaliere werden in's Netz gelockt durch die Reize der Frau, und in ihrem gewöhnlichen financiellen Derangement mit Geld bedient vom Herrn Gemahl. Keine Woche vergeht, wo sie nicht einen jungen Gimpel fangen. Der Mann, den ich im Schlafzimmer der Frau von Zums gefunden, war ein solcher — nicht der Gemahl. Er war — wie man zu sagen pflegt — warmes Eisen — es mußte geschmiedet werden. Man hatte also nicht mehr Zeit, mich zu avertiren von einem Hinderniß und spielte die Komödie. Frau von Zums, unersättlich in ihren Wünschen, begnügt sich indessen nicht mit dem, was ihr die Industrie in's Lager führt — sie hält sich außerdem auf ihre Kosten eine Anzahl von Anbetern, welche zugleich die tausend kleinen Aufträge besorgen müssen, welche sie für das Arrangement ihrer Soireen, Bälle ꝛc. zu besorgen hat. Ein solcher Employé war ich. Alle

Teufel! Ich der Liebhaber einer — Dirne für Bezahlung! Ich der besoldete Figurant in ihren schmählichen Cirkeln! Ich ein Agent ihrer schmutzigen Industrie! Für die drei Kinder der Frau von Zums zahlen sieben — sage sieben Väter — Pensionen. Herr von Zums ist ursprünglich ein Barbier. Seine Gattin ursprünglich die natürliche Tochter eines Prälaten. Sie haben einen Fond von 20,000 Gulden, womit sie ein Haus führen, welches sie jährlich mindestens 8—10,000 Gulden kostet. Und alles Dies wird erschwungen durch Wucher, Betrug, Buhlerei, Kuppelei! Herr von Zums, ein getaufter Jude, hat mächtige, große Wechsler zu Freunden. Er hofft in den Adelstand erhoben zu werden! Große Herren sind ihm gewogen, gehen bei ihm ein und aus. — Träume ich, wache ich, ist alles Dies möglich? Ich zweifelte niemals an der Existenz solcher Gewerbe. Aber in dieser Position, gewissermaßen im Schooße der guten Gesellschaft — das geht über meine Begriffe. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie Zums Cavaliere aus den ersten Familien dutzt! Wie Damen der höchsten Aristokratie Frau von Zums mit Auszeichnung behandelten, bei ihr Thee tranken, mit ihr spazieren fuhren. Herr von Zums gilt für einen Millionär — wenigstens negociirt er Millionen. Sein Haus ist eines der angesehensten. Seine Wechsel haben überall Credit zu vier Procent. Junge Mädchen aus den besten Familien schätzen sich glücklich, Zutritt zu den ganz vor-

züglich fashionablen Cirkeln der — geheimen Kupplerin zu erhalten. Zums, Kaufherr vom besten Rufe, Tugendvereinsmitglied, Vorsteher mehrerer patriotischen Vereine, Actionär mehrerer Handelscompagnien, Wohlthäter der Armen: ein Kuppler, ein Wucherer, ein Verführer, ein Bösewicht.

Und was das Herrlichste ist, diese vornehme Welt, diese crême der Gesellschaft, weiß Alles und stößt sich nicht daran.

Und was das Uebelste von Allem — ich fühle mich krank, sehr krank.

Wenn Einer von Haus zu Haus ginge in Wien, zu Kaufleuten, Gastwirthen, Schneidern, Juwelieren, und eine Bestellung meldete von dem Herrn von Zums, würden Alle vor Ehrfurcht und Bereitwilligkeit sich bis zum Boden verneigen; — wenn er unter den besseren, das heißt vornehmen Ständen die Runde machte, Väter und Mütter würden sich eine Ehre daraus machen, ihre Töchter in seine Cirkel geladen zu sehen, — wohl wenig hochgestellte Personen würden Anstand nehmen, sein Haus zu besuchen, wo der Comfort, der Luxus, der gute Ton zu Hause sind — und ich armer Komödiant, Schuldner meines Schuhmachers, weine bitteren Thränen der Reue und der tiefsten Scham, weil mich diese vergötterte schöne Zums einer Huld gewürdigt, welche Andere mit Juwelen bezahlen müssen. Ich fühle, wie lächerlich es wäre, mein empörtes Gefühl zu äußern; still die mir widerfahrene Schmach über-

winden, ist Alles, was mir übrig bleibt, — aber eine Rache will ich doch nehmen — so sinnreich und tödtlich verletzend wie das Uebel, welches man mir zugefügt. Wenn sie mich erniedrigt haben, so will ich sie doch auch vor mir so tief erniedrigen, daß sie zu mir aufblicken sollen wie zu einem zürnenden Seraph. Seraph — ha, wie überaus lächerlich, Seraph — ich, der Soldknecht der Begierden einer Dirne! Doch immerhin — aber rächen werde ich mich. Mein Plan ist gefaßt — der Dichter, mein Freund und einziger Schätzer, soll mir dazu helfen — er hat jene Worte, welche — vernichten, auf seiner Zunge.

den 17. Februar.

In meiner Brust wühlt das Feuer der Hölle. Eine furchtbare Ahnung beschleicht mich. Ich habe rasch gelebt, ich habe alles Entzücken verschwelgt, dessen menschliche Nerven fähig sind, ich habe den Becher der Lust, der für ein ganzes Leben ausreichen sollte, auf einen Zug geleert, das ist der Tod, der mich mahnt, daß mein Maß voll — nein, daß es geleert ist bis auf den Boden. Das drückt und würgt und ängstigt — o es ist zum Sterben. Dazu noch dies — Andenken an die letzte keusche Umarmung — o Fluch, Fluch, Fluch! — über wen? Habe ich nicht mich selbst zu Grunde gerichtet? Habe ich nicht selbst meine Lebensflamme verpufft? Nicht selbst mein besseres Ich an's Kreuz geschlagen? Ach, es ist trostlos — ich

kann nur mich selbst anklagen. Hat man mich herabgewürdigt ... warum ließ ich es zu? Hat man mich mißbraucht ... warum hielt ich mich selbst nicht heilig? Hat nicht der wohlthätige Schöpfer in mein Herz jenes starke Gefühl für Recht und Tugend, für das Edle und Schöne gelegt — warum habe ich es abgestumpft? Warum mich selbst vergeudet an das Unwürdige, Gemeine? Ich will nicht richten — aber schrecken, und wenn der Tod aus mir spricht, wird es desto schauriger die Gemüther ergreifen.

Soeben erhalte ich von Zums ein Billet. Eine Einladung zu einem musikalisch-declamatorischen Abend. „Sorge für ein heiteres Declamationsstück", schreibt er mir. Wie soll ich meinen Augen trauen? — sie wird kommen, sie, mein Ideal — sie wird mich sehen, declamiren hören! O weh' mir — welch' ein Stechen und Klopfen in meinem Gehirn — ich muß enden.

den 18. Februar.

Ja, bei Gott, das ist ein Declamationsstück wie ich es brauche! Mein Freund, der Dichter, hat mich verstanden, die gute Seele — er fühlt nach meinem Pulse! Ein Gemälde der sittlichen Verworfenheit dieser Stadt, ein gräßlicher Spiegel der fluchwürdigen Zustände, die mich umgeben, und jener gottverleugnenden, wahnsinnigen Philosophie der Verruchtheit und ihr Strafgericht! Das muß wirken auf diese vornehme, liederliche, mit allen Todsünden behaftete Gesellschaft,

welche sich zur Soiree einfinden wird, auf diese reichen Wüstlinge und ihre wollüstigen Weiber! Das Bild eines Strafgerichts, welches über dieses Sodom und Gomorrha einbrechen wird! Dann aber für diesen anwesenden Engel in einer Gesellschaft von gefallenen Mädchen, verruchten Weibern, wolluststiechen Greisen und wucherischen Geldmäklern ein Bild des Trostes, eine Verheißung der Versöhnung, ein Gemälde des Friedens — wie Sonnenschein auf Gewitter! Sie werden mich verstehen, sie werden erzittern in ihrem Innersten und s i e, sie wird weinen.

Ich habe diese Nacht kein Auge zugemacht und studirt. Diese Bilder einer wilden Phantasie, diese einfachen Worte einer tiefen sittlichen Empörung, sie haben meine ganze Seele in Aufruhr gebracht.

Ha, wie will ich sie niederdonnern, diese feigen, gemeinen, herzlosen Sünder!

Ein heißes Fieber brennt in meinen Adern — um so besser, diese wilde Gluth wird meine Worte mit einem elektrischen Feuer erfüllen.

den 19. Februar.

Es ist vollbracht!

Es war eine glänzende Gesellschaft! Vornehme Herren mit Ordensketten, junge Cavaliere, reiche Juden, Börsespeculanten, Künstler, Literaten, Anwälte, Beamte, junge Krieger mit erloschenen Augen und hektischen Brüsten, wollüstige Weiber aus der Haute-volée,

alte Sünderinnen mit falschen Haaren, junge wollust-matte, nervenschwache Dämchen mit hohlen Augen, zuckenden Gesichtsmuskeln, verlebte Wüstlinge mit kahlen Scheiteln, hektische Phrynen — große Geister mit frechen Mienen, reiche Kunden der Sünde und lauernde bereitwillige Sündenmäkler, bestechliche Beamte und ihre reich geschmückten und geschminkten Weiber und Töchter — und mitten unter ihnen — ein strahlendes Bild der Seeleneinfalt, bescheiden sich verbergend unter diesen sammetnen und seidenen, von Gold und Juwelen bedeckten Sünden, im einfachen bescheidenen Kleide der Unschuld, mit einer weißen Rose im Haar — mein angebetetes Ideal! Sie erwiderte meinen Gruß mit gesenktem Blick.

„Nun, hast Du ein recht lustiges Sujet, Eduard?“ fragte mich Zums.

„Ja,“ sagte ich mit ironischer Freude, „ein recht lustiges!“

„Wie betitelt sich das Stück?“

„Die Sündfluth!“

„Die Sündfluth — ah, gewiß eine Humoreske von Saphir?“

„Nein, es ist von *.“

„Von *,“ erwiderte Zums gedehnt —

„Ich konnte nichts Anderes auftreiben,“ sagte ich leichthin, „überdies muß man ja eine so gebildete Gesellschaft mit etwas Neuem überraschen. Die Piecen anderer Dichter hört man ja in allen Concerten.“

„Du hast Recht — nun, mache Deine Sache gut — ich freue mich auf Deinen Triumph. Es sind tüchtige Kunstrichter in unserer Mitte — die Sache wird in den Zeitungen besprochen werden — das wird Dir Ruf machen — ich freue mich kindisch."

Das Souper wurde vorbereitet, ich mußte eilen, um ihnen den Appetit zu verderben. Hier lege ich die Dichtung zum Andenken in mein Tagebuch. Ich bestieg die Tribune und las.

Die Sündfluth.

Als Noah, der Patriarch des alten Bundes, der Liebling Gottes, fünfhundert Jahre alt war, da hatte sich Adams Geschlecht so vermehrt, daß seine kleinsten Zweige zahlreiche Völker waren.

Die Erde wimmelte von Menschenkindern, und ihre Anzahl gab ihnen Muth und Lust zum Bösen; denn in der Menge dachten sie, wer vermöchte den einzelnen Schuldbaren zu entdecken? und in dem allgemeinen Verderben, wer vermöchte da des Einzelnen Verbrechen zu strafen!? Aber Gottes Auge schied den kleinsten Fehl des Millionsten der Millionen. Da die Menschen aber in ihrer Gesammtzahl verdorben waren, da dachte er daran, sie so groß zu strafen wie sie gesündigt. Aber wie groß auch die Schrecken des Verderbens waren, worin der Menschen Seelen sich gestürzt, so hatte ihr Schöpfer doch mit ihnen Erbarmen, als er an die Schrecken der Strafen dachte, die er

ihnen bereiten wollte, daher gab er ihnen eine Frist von hundertzwanzig Jahren zur Besserung. Allein, verstockt harrten die Menschen bei der Sünde aus. So lieb waren ihnen nicht Vater und Mutter, so lieb nicht ihre Weiber und ihrer Weiber Kinder, so lieb nicht ihre Brüder, Schwestern, so lieb nicht der Schöpfung ganze Herrlichkeit, als die Sünde, die sie mit ihren Augen verschlangen, mit ihren Armen umstrickten, die sie umhals'ten und an sich drückten mit aller Zärtlichkeit ihrer Natur!

An sie verschwendeten sie die Liebkosungen, die sie ihren Gatten schuldeten, an sie die Freundschaft und die Großmuth, die Dankbarkeit, die Treue und Beharrlichkeit, und alle schönen Regungen des Herzens, die sie in diesem Umgange erniedrigten. Ja selbst die Anbetung, die sie der Gottheit schuldig waren, brachten sie der Sünde zum Opfer dar! Denn sie beteten am Altare der Wollust und weiheten das Heiligste dem Verderben!

Ein Jeder lebte nur für sich, liebte nur seine Laster, und hatte für die Andern Nichts übrig als Neid, Haß, Verleumdung! Und Jeder sprach im Wahnsinn der Verruchtheit: „Nur ich will leben und glücklich sein, und sollte Alles um mich her darob verderben! Nur ich will herrschen, und mir sollen Alle gehorchen. Nur für mich gebe es kein Gesetz, die Anderen mögen Sclaven sein, und Jeder büße seine Laster, nur ich nicht die meinigen. Nur mich soll man achten und

verehren, die Anderen mögen in Schmach zu Grunde gehen! Niemand soll mich richten, aber der Anderen kleinste Mängel will ich verdammen. Nur meine Mängel soll Niemand schmähen, der Anderen Fehler will ich verhöhnen!" Und so lebten sie und verdarben einander. Und der Vater stieß den Sohn von sich, weil er seine Laster geerbt, und der Sohn fluchte seinem Vater, und der Mutter waren ihre Lüste enger an's Herz gewachsen, als ihres Leibes Früchte, und die Geschwister bestahlen sich um ihr Erbe, und verfolgten sich, und der Vater verkaufte sein Kind an die Sünde und schwelgte von dem Preise, und die Männer feilschten um die Weiber wie um ein Thier zu ihrer Lustbarkeit bestimmt. Und sie schätzten sie ab nach ihren Jahren, nach dem Glanz ihrer Augen, der Anmuth ihrer Formen, der Weiße ihrer Haut, der Rundung ihrer Brüste und der Ueppigkeit ihrer Hüften, dem Klange und Wohllaut ihrer Stimmen, der Farbe ihres Haupthaares und der Zartheit ihrer Nägel, und das schönste Weib galt ihnen noch nicht so viel als ein schlankes Pferd. Und man trieb Wollust auf den Straßen und in den der Andacht geweihten Häusern! Das Alter und die Gebrechlichkeit aber waren verhöhnt und verachtet, und die Unschuld des Leibes wurde dahingegeben um schlechten Preis an entartete Wüstlinge.

Und des Menschen Leib, der Tempel Gottes, ward durch gräuliche Frevel geschändet. Der Sohn ging hin und verklagte seinen

Vater vor Gericht, das Weib verrieth ihren Gemahl, und ein Nachbar verleumdete den andern. Einsame, verlassene verhöhnte, beschimpfte Flüchtlinge wandelten die Guten und verbargen sich vor der Menschen Bosheit!

Verruchtheit galt für Klugheit, Hinterlist für Geistesgröße, Marktschreierei für Kunst, Betrug für Lebensweisheit. Die Richter waren schlimmer als die Gerichteten. Keiner war vor dem Andern sicher, und das Leben war ein Kampf, worin der Schlechtere obsiegte. Die Wollust gab öffentliche Schauspiele sinnereizender Entblößung, Ausstellungen der Nacktheit, geile Spiele zur Schau gestellter Gliedmaßen, schamlose Wortspiele und unfläthige Scherzreden, und den frechsten Künstlern in den Tempeln der Schmach wurden Lorbeerkränze auf das Haupt gedrückt, aller Ruhm wurde ihnen zu Theil, die der Begierde fröhnten, Gaukler wurden mit öffentlichen Ehren belohnt, und Narren in den Himmel gehoben, überall schwang Mittelmäßigkeit den Scepter und alles Dichten und Trachten der Menschen war böse auf immerdar.

Da aber der Herr dies sah, wie der Menschen Sinn sich nicht abwandte vom Bösen, da reuete es ihn, daß er sie erschaffen hatte, und er sprach: Ich will vertilgen und ausrotten von der Erde alles Leben, von den Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel, denn es reuet mich, daß ich sie erschaffen habe.

Und zu Noah sprach er, dem Auserwählten: „Siehe, ich will eine Sündfluth kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin ein lebender Odem ist. Aber mit Dir will ich einen Bund errichten, und Du sollst eine Arche bauen für Dich und Deine Kinder, und Deiner Söhne Weiber, und für ein Paar von jeglichem Gethier der Erde, auf daß sie lebendig bleiben und sich fortpflanzen mögen!“

Und Noah ging hin, und that wie ihm der Herr befohlen. Als aber die Nachbarn sahen, daß Noah allerlei Werkzeug herbeitrug und einen Kasten zimmerte, verwunderten sie sich und spotteten darob. Und unter den Spöttern war Elim, der Vater Sarahs, des jungen Weibes Sem, des Sohnes von Noah, ein gottloser und boshafter Mann.

„Seht! Noah faselt,“ sagte er höhnisch, „er hat den Verstand verloren, und baut sich einen Sarg für seine fünfhundert Jahre,“ und alle Nachbarn stimmten ein in seinen Spott und verlachten Noah ob seiner Frömmigkeit. Sarah allein, Sems verlobtes Weib, hörte mit Betrübniß ihren Vater also sprechen und verwies ihm seine Bosheit. „Noah hat mit Gott gesprochen,“ sagte sie, „und die seiner spotten, wird es schwer gereuen.“ Aber Elim hörte nicht auf zu verhöhnen. „Thörin!“ sagte er zu Sarah, „wer ist Gott, hast Du ihn gesehen, hat Deine Hand sein Kleid berührt, oder Dein Blick seine Augen geküßt? Was ist Gott — ist er ein Mann oder ein Weib, nimmt er

Speis und Trank zu sich, und spricht er die Sprache Noah's? Kein Auge hat ihn je gesehen, kein Ohr ihn je gehört, keine Hand ihn je berührt. Wenn ein Gott ist, warum zeigt er sich nicht? Wenn ein Gott ist, warum schlägt er mich nicht, wenn ich ihn lästere? Warum schweigen seine Donner, wenn ich ihn leugne? Was ist Sünde? Daß ich meinen Vortheil suche? Mögen es Alle thun, so sind Alle wohl berathen! Daß ich die Schwachen unterdrücke? Warum hat Gott mir das Recht der Stärke gegeben! Daß ich Wort und Eid breche? Was sind Wort und Eid? Leerer Schall. Daß ich lüge und betrüge? Thor, der sich betrügen läßt. — Daß ich fremdes Gut mir aneigne? — beweist mir, daß ich nicht so viel Recht darauf habe als ein Anderer. Daß ich der Wollust genieße? Hat nicht die Natur sie mich gelehrt? Gottes Zorn — Hirngespinnst des siechen Alters! — Noah will uns nur narren, weil er keine Kraft mehr fühlt zu herrschen. Seine Hand kann kein Schwert mehr führen, seine Glieder tragen kaum den morschen Leib, darum will er uns mit seiner Schlauheit Trug regieren." So sprach Elim, und fuhr fort, Noah zu verhöhnen.

Noah aber baute emsig seine Arche, und die Zeit vollendete das Riesenwerk. Ein Räthsel lag sie endlich da, ein Berg von Holz, und man staunte sie an als ein Werk des Aberwitzes. Da sprach der Herr zu Noah: „Geh' in Deine Arche und thu' wie ich Dir befohlen, denn ich will regnen lassen vierzig Tage und

vierzig Nächte, bis alles Leben von der Erde vertilgt ist." Und Noah that wie ihm befohlen worden, und siehe da, es umzog die Himmel nach allen Seiten düsteres farbloses Gewölk und verfinsterte die Sonne, und an den Bergen hingen weiße Nebel, wie unheilverkündende Gespenster, und ein lauer Wind leckte den Schnee von der Berge beeis'tem Gipfel, so daß sie ihre Gewässer in die Tiefe sandten. Die Schwalben flogen bange kreischend an der Erde hin, und in den Flüssen begann es leise zu rauschen, wie von unterirdischen Brunnen, die sich aufthaten, um sich in die Ströme zu ergießen. Aus der Erde aber kroch das Gewürme hervor, und die wilden Thiere begaben sich in ihre Höhlen. Adler und Geier schossen aus den Lüften herab nach den Schlangen, die sich im Gebüsche regten, und nach den Fischen, die über die Wässer sprangen. Und zahllose Schaaren von Sturmvögeln umkreisten mit kreischendem Geschrei die Klippen der Meere; des Meeres klarer Spiegel aber fing an sich leise in Wellen zu kräuseln, und die Delphine tauchten in die Tiefe der salzigen Fluthen, alle Stimmen der Natur verkündeten einen unheildrohenden Wechsel, die Bäume rauschten leicht vom Wind bewegt, und die hohen Halme fingen an zu wogen wie die See im Sturme. Die Rinder flohen ängstlich brüllend in ihre Ställe, die Rosse wieherten bange, und aus den Sümpfen hörte man das heuchlerische Geheul des Krokodills.

Als Sarah diese Zeichen sah und Noah's Gebot vernahm, ihrem Verlobten in die Arche zu folgen, da erfüllte ihr Herz eine ahnungsvolle Bangigkeit und sie ging zu ihrem Vater, und ihr Herz wollte zerspringen, als sie zu ihm sprach: „Vater, sieh, der Himmel verfinstert seine Augen und die Sonne verbirgt sich, mir ahnt ein schweres Unheil und meine Seele ist voll Angst um Dich. Gott ist mit Noah und Du bist nicht mit ihnen. Der Zorn des Herrn wird Deine Brust zerschlagen, geh' in Dich, so lange es Zeit ist, und bringe dem Herrn ein Opfer dar, daß er Dich nicht ziehe in sein Strafgericht." Elim aber sprach lachend: „Du bist von Sinnen, Mädchen, Dein Sinn ist furchtsam wie ein Reh, mein Sinn aber ist stark und fürchtet Nichts. Auf Sonnenschein folgt Regen, das ist so das Gesetz der Natur. Ich sage Dir, es giebt keinen Gott. Der Starke muß sich waffnen gegen die Gefahr, der Schwache muß sich an den Starken anlehnen; wer Etwas besitzt, behaupte und wahre es, ob er es geerbt, erworben oder gestohlen; das Schicksal ist nur der Klugheit hold und die Natur ist ihre Sclavin. Hast Du je gehört, daß ein König durch sein Gebet Schlachten gewonnen, Länder erobert hätte? Hast Du je gehört, daß das Recht vor Verfolgung schützt? Dies Leben ist ein Kampf — der Klügere siegt und muß siegen, nur die Feigen und Geistesschwachen unterliegen dem Gotte — Schicksal — den ihr fürchtet. Geh' hin zu Deinem Liebsten und wärme

Dich in seinen Armen, ich aber will mein Haus bestellen und sehen, was da kommt, denn ich bin nicht wie Noah. Ich bin stark von Gliedern und Gedanken, und meine Kraft rüstet mich gegen die Gefahr." Und traurig ging Sarah von dannen, und begab sich zu ihrem Bräutigam und weinte an seinem Halse. Sem aber tröstete sie mit seiner Liebe und sprach: „Wen liebst Du mehr, mich oder Deinen Vater, Gott oder die Sünde? Bleibe hier und überlasse die Gottlosen der Strafe des Herrn."

Am siebzehnten Tage des ersten Monates im Jahre Sechshundert des Lebens Noah's aber thaten sich auf die Fenster des Himmels, und es kam ein starker Regen über die ganze Erde. Die Bäume bogen sich unter der Last der herabstürzenden Wässer, die Ströme schwollen an und traten aus ihren Ufern, und das Wasser erfüllte alle Niederungen.

Mit steigender Gewalt stürzten die Fluthen durch die Thäler und entwurzelten die Bäume, die Wälder wurden ausgerissen und die Garben von den Wogen hinweggespühlt. Kein Vogel war mehr in den Lüften zu sehen, und Thiere und Menschen flohen auf die Anhöhen. Immer mehr und mehr verfinsterten sich die Lüfte, und grausig heulten die Winde in den Klüften und zwischen den Thürspalten der menschlichen Wohnungen. Da riß sich Sarah abermals aus Sem's Armen los und suchte ihren Vater. Sem aber weinte ihr nach und wollte ihren Schritten folgen, aber Noah

verwehrte es ihm und segnete der Tochter Liebe zu ihrem Vater Elim. Und flehend warf sie sich zu Elim's Füßen und beschwor ihn, Gott zu fürchten und seinen Zorn zu fliehen. Elim aber sprach: „Was ängstigst Du Dich? Die Wässer haben meine Aecker überschwemmt, sie werden auf's Jahr desto fruchtbarer sein. Was willst Du mit Deinem Jammer? Kann Dein Gebet den Wässern gebieten, daß sie zurückkehren in der Erde Schooß, kann es die Fluren trocknen und dem Regen wehren? Wo ist Dein Gott? Warum hat er Noah's Triften verheert, seine Heerden ertränkt, seine Saaten vernichtet? Wenn Noah Gottes Freund ist, warum kann er nicht die eigene Noth bemeistern? Mein Haus liegt hoch und die Fluth erreicht sie nicht. Willst Du heimkehren zu mir, mein furchtsames Täubchen, so sollst Du noch warm werden an der Gluth Deines alten Vaters — traun, er hat noch mehr Blut als Dein junger Bräutigam — wo nicht, so gehe hin, ich bedarf Deiner nicht. Ich sage Dir, wenn dies Gottes Sündfluth ist, so will ich Alles um mich sterben und verzweifeln sehen, und der Letzte selbst am Ende verderben."

Und von des Vaters Zorn gescholten, und von seiner Rede entsetzt, ging Sarah weinend und wehklagend über den unüberwindlichen Muth der Sünde zu Sem zurück — und Sem schloß sie in seine Arme und dankte in Thränen dem Herrn, der sie ihm wiedergab. Sie war die Seele seiner Seele, in ihrem

Herzen wohnten alle seine Wünsche und Gedanken, und die Welt war ihm Nichts ohne sie. Und der Himmel sah wohlgefällig herab auf den Bund zweier reinen Herzen. Und tiefer und tiefer brach die Nacht des Todes herein über die Natur. Kein Lichtstrahl kündete mehr der Sonne Auf- und Niedergang, und Tag und Nacht waren Eines.

Die Natur verbarg die Gräuel der allmälig um sich greifenden Zerstörung in undurchdringliche Finsterniß. Aus der Ferne hörte man dumpfe Donner brüllen und den Hilferuf untergehender Menschen, angstvolle Thierstimmen, Sturmesbrausen und einstürzende Mauern. Höher und höher stiegen die Fluthen und der Blitze stummer Schein beleuchtete schwimmende Leichen aus aufgewühlten Gräbern, Geräthschaften, todtes Vieh und schwimmende Dächer. Von den Ufern lösten sich kleine Inseln ab und trieben langsam auf den schäumenden Wogen, eine schwankende Zuflucht für Menschen und Thiere. Auf den Anhöhen drängten sich aber, geschüttelt von Frost und Seelenangst, die Menschen in dichten Schaaren zusammen, mit Schafen und Rindern, Pferden und Hunden, und in wüsten Haufen lagen ihre Habseligkeiten aufeinander. Hunger und Kälte, Gram und späte Reue, Gewissensqual und hilflose Krankheit ließ hier Tausende, der Fluth entronnen, in Verzweiflung sterben. Hier kämpften die Laster des entarteten Geschlechts in gräulichen Zuckun-

gen ihre letzten schaudervollen Kämpfe. **Mütter***) warfen ihre Säuglinge von sich in die Alles verschlingende Fluth, **Väter** rangen mit ihren Söhnen um ein Stück Brot, und um eine Zuflucht vor der gefräßigen Wasserwüste wurden blutige Schlachten geliefert. Zuerst unterlagen die **Weiber****) dem furchtbaren Verhängniß und deckten mit im Kampf zerfleischten blutigen Leibern die brüllenden Fluthen. Ihnen folgten die **Greise** nach, von ihren eigenen Enkeln in den Abgrund geschleudert. Der Bruder schonte den Bruder nicht. **Thiere wurden höher gehalten als Menschen, da sie zur Nahrung dienten.** Unerbittlich grausam wüthete der Trieb und die Nothwehr der Selbsterhaltung. Hier sah man einen mächtigen Patriarchen, der erst große Ländereien beherrscht hatte, zu den Füßen eines Sclaven um sein Leben flehen. Dort liebkoste ein reicher Handelsherr sein treues Kameel, das auf seinem hohen Rücken ihm eine Zuflucht bot, mit denselben Händen, womit er einem Nachbar seine Lanze

---

*) Mütter werfen heute ihre Kinder in die Fluth des Elends (die Findelhäuser, Straßenbettelei, Prostitution), um sich zu retten, Väter ringen mit ihren Söhnen um ein elendes Stück Brot, und wer Augen hat, kann täglich die Schlachten sehen, welche sich die Menschen liefern um dem Hungertode, der Schande, dem Tode zu entrinnen! Jene Zeit ist diese — des Sündenfalls.

**) Die Weiber gehen bereits in Schaaren vorerst zu Grunde, in den Höhlen der Armuth, in Hospitälern, Gebärhäusern, Prostitutionshäusern, Zuchthäusern — in weit größerer Anzahl als die Männer.

in die Weichen stieß. Ueberall auf der ganzen weiten Erde tausend und tausend Greuelscenen, Geschrei der Verzweiflung, Gebete, Hilferuf und Flüche! Wo Rettung möglich schien, ward sie durch Aufruhr vereitelt!

Verzweiflungswahnwitz steckte die Häuser in Brand, mißhandelte Jungfrauen und Kinder, zerstörte die Fahrzeuge, welche die Noth erfinderisch gezimmert, und die überladen in der Strömung unter dem Geschrei der Ertrinkenden zu Grunde gingen. Immer heftiger tobte der Sturm, löschte die Fackeln aus, fachte den Brand der Menschenwohnungen an. Von den Bergen stürzten ungeheure Ströme in die Thäler, rissen Felsen mit sich und spalteten die Berge. Die Erde zitterte und aus ihren Eingeweiden schienen schreckliche Gewitter hervorzubrechen. Also grauenvoll waltend schritt der Racheengel über die in Todeskrampf liegende Erde, als Sarah auf den Knieen um die Rettung ihres Vaters flehte. Sem stand schweigend da und verhüllte sein Angesicht, als er Sarah in Verzweiflung sah.

Gepeinigt von trostloser Kindesliebe Qual, kämpfte Sarah mit der Liebe der Braut. Weinend umschlang sie den Geliebten und sprach:

„Weh mir, mein Herz ist an Dich gekettet und mein Gedanke weilt bei dem Vater, und an Deiner Brust ist Seligkeit und Verzweiflung. Laß mich hinaus,

um des Vaters Haupt zu schützen vor dem Zorn des Herrn!" *)

Und Sem antwortete:

„Weh mir, Sarah liebt mich nicht! Willst Du entwaffnen mit Deinem schwachen Lilienarm, der wie ein Blumenstengel sich um meinen Nacken rankt, den starken Arm des Herrn? Willst Du mit ihm kämpfen, der die Erde zerbricht wie eine Nußschale und die Berge übereinander wirft? Wen er straft, den schützt Dein Wehklagen nicht, wen er verworfen, den hält Deine Liebe nicht über dem Verderben. Willst Du mich tödten um des ruchlosen Vaters willen?"

Sarah aber rang die Hände und rief:

„Ich will Dich nicht tödten, denn Du bist meines Herzens Leben. Laß mich den Vater suchen, denn sieh', ich bin Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute. Er gab mir Nahrung, als ich hilflos war, er kleidete mich, als ich nackt zur Welt kam, und Gott selber sprach: Du sollst den Vater ehren, und das Kind gehe nicht in's Gericht mit dem, der es erzeugte. Sem, laß mich von hinnen oder ich sterbe."

Da fuhr Sem wild empor und sagte: „Gut, so gehe hin und ich folge Dir, und Dein Geschick sei

*) Ist nicht diese Sarah in der Paramythe eine Repräsentation der Liebe in der sinnverlorenen Menschheit?

das meinige.“ Da erscholl Noah's Stimme mächtig und rief dem Sohne zu:

„Sem, willst Du freveln gegen mein Gebot? Willst Du hinziehen in die Grauen der Verwüstung, mit meines Fluches Last auf den Schultern? Er wird Dich zu Boden werfen auf Deinem Wege. Laß dem Weibe seinen Willen. Will Gott sie schützen, so werden die Fluthen vor ihr weichen und die Thiere der Wüste vor ihr entfliehen. Stürzt sie in Abgründe, so wird der Wind sie tragen, und fällt sie in das Meer, so werden die Wogen sie wiegen auf ihrem Arm und sie Dir zurückbringen, denn kein Mensch mag sich verderben ohne den Willen Gottes. Sem, gehorche!“ *)

Und Sem brach zusammen unter dem Gewichte des Gebotes, und Sarah drückte sein Haupt an ihre Brust, und ihre brennenden Lippen verschlangen seine in Thränen gebadeten Küsse, und Sarah entfloh aus der Arche.

Als aber die Nachbarn Noah's sahen, wie die Fluth auch eindrang in ihre Häuser und ihre Lager hinwegführte, ihr Vieh ertränkte, ihre Saaten begrub

---

*) Hier erschallt die Stimme gewaltiger Gottesfurcht, es ist der Geist, der allein die Menschheit retten oder ihre Wiedergeburt nach einem, wie es scheint, beschlossenen Untergange vermitteln kann. Noah rettet aus der Sündfluth den Glauben an Gott.

und ihre Scheunen ausleerte, als sie sahen, wie das Licht von der Erde wich und die Thiere des Waldes zu ihnen kamen, wie die Geier auf ihren Schornsteinen krächzten und die Schwalben sich verbargen, da sammelten sie sich wehklagend und riefen: „Wo ist Noah's Arche, wo, wo? Laßt uns sie aufsuchen und sie ihm wegnehmen, auf daß wir gerettet werden, und wir wollen ihn tödten, auf daß wir leben.“ Und Alle riefen in wildem Aufruhr: „Wir wollen ihn tödten! auf daß wir leben; denn er hat einen Bund errichtet mit Gott zu unserem Verderben!“ *)

Und rasend riefen sie: „Noah, wo bist Du?“ Aber der Sturm verschlang ihre Worte und Finsterniß leitete sie irre. Und aus den Wellen stiegen Irrlichter empor und verwirrten ihren Sinn, und sie glaubten, es wären Noah's Herdfeuer und suchten sie auf. Aber die Lichter tanzten hierhin und dorthin und lockten sie in das Grab der Wellen, und sie zerstreuten sich nach allen Gegenden und gingen zu Grunde. Elim aber, der Gottesleugner, trieb seine Heerden auf die Berge hinauf, und auf seinen Schultern hatte er seine Kostbarkeiten, und seine Knechte trugen Speise und Trank, und suchten Höhlen auf, wo sie abwarten

---

*) Das ist die entartete Menschennatur in ihrer grauenhaften Undankbarkeit — schrecklich enthüllt in den Revolutionen unseres elenden Jahrhunderts.

wollten, bis das Wasser sänke. Als sie aber in die Wälder kamen und der Sturm ihre Augen verblendete, da vergingen sie sich und stürzten in Abgründe, und die Rinder, wüthend gemacht von dem Tosen der Winde und dem Geräusch der Wellen und dem Schein der Blitze und des Donners Rollen, kehrten ihre Hörner gegen ihre Treiber und liefen wieder den Thälern zu, und sie schwammen brüllend eine Zeit lang in dem Gewässer und gingen dann unter. Bald war Elim allein, und nur sein Hund folgte mit eingezogener Ruthe seinen Fersen. Als sie aber höher kamen, bis hinauf, wo kein Gras mehr wächst und keine Blume blüht, wo nur Eis und nacktes Gestein in die kalten Lüfte starren und des Winters Odem über die Einöde weht, da stürzte ein Adler herab auf den Hund und kämpfte mit ihm, und der Adler siegte und zerriß den treuen Hund. Da wurde Elim bange, und er dachte seines Kindes und ihrer Warnungen, und rief: „Sarah, wo bist Du?" Aber keine Stimme antwortete ihm, und die Thäler lagen vor ihm im schwarzen Abgrunde, und Schaaren von wilden Vögeln, Geiern und Adlern umschwärmten ihn, — da kochte der Hölle Glut in Elim's Adern, und er rief im gräßlichen Wuthschrei hinaus: „Gott ist nicht!" und seine Stimme brüllte wie der Donner des Himmels, daß er darob erschrak, und die Erde erzitterte in ihrem innersten Schooße, und der Berg spaltete sich entzwei und brach zusammen, und eine ungeheure Staubwolke stieg zum

Himmel, Elim aber stand mit gesträubtem Haare auf einem Felsen, und er dachte zu beten, aber seine Zunge war wie von Holz, und er fühlte, daß er stumm war.

Und fünf Tage und fünf Nächte irrte Elim in den Klüften des Gebirges umher, und er fand weder Speise noch Trank, und ekles Gewürm folgte seinen Fersen, und giftige Schlangen liebkoseten ihn und leckten seine Wangen, und das Krokodill nannte ihn Bruder, und der Schakal folgte seiner Spur, und Löwen und Tiger hielten ihn für ihres Geschlechts. Die Adler setzten sich auf sein Haupt und schlugen ihn blind mit ihren Flügeln. Als aber der dreißigste Tag der Sündfluth gekommen war, da brach ein furchtbarer Sturm los, und hob Alles vom Boden auf, was da lebte, kroch und angewachsen war. Die Wälder tanzten in den Lüften und trugen Elim hinweg in schrecklichem Wirbel, und er sah nicht mehr durch seine Augen, denn er war erblindet, und er hörte nicht mehr durch seine Ohren, denn er war taub, und seine Glieder zerbrachen wie Schilfrohr. Seine Seele aber erblickte die Schatten der untergegangenen Menschen, sie grinsten ihn an mit gespenstischen, blutrünstigen Gesichtern und riefen aus: „Wehe Dir, Gott ist, und sein Gericht ist ewig.“

Und langsam und gehüllt in Wolken, fußend in dem Meeresgrunde und die ganze Erde umfangend mit

seinen Knochenarmen, erschien der Tod auf der Erde und begehrte Elim's Leben, und rief mit Donnerstimme: „Gott ist, und sein Gericht ist ewig!"

Und der Sturmwind trug Elim's zerschlagenen Leib auf des Berges höchsten Gipfel. Da wich die Nacht von der Erde, die Winde flohen in der Meere Schooß und die Blitze erloschen. Ein Engel berührte sein Ohr, und es hörte, und seine Augen, und sie sahen, — sahen ein weites, wüstes Meeresgrab, die Erde, — sahen vertilgt des Lebens letzte Spur, und alle Triften und Berge begraben, und alle Thiere verschlungen, und keinen Vogel in den Lüften, und der Himmel wölbte sich stumm und herrlich über der Erde, und Gottes Gestirn prangte in Majestät am Himmel. Da ward es licht in seiner Seele, und er betete und dankte Gott für sein Gericht, und schmachtete nach dem Tode. Da spühlten ihn mitleidig die Wogen hinweg, und die Engel trugen seine Seele empor zu Gott.

Und vierzig Tage und vierzig Nächte stand das Wasser auf der Erde, da öffnete Noah eine Luke in seiner Arche, und sah hinaus in das Licht der Welt, und Sem stand bleich in stillem Gram bei Noah, und blickte hinaus auf das Meer, und bat Gott um Sarah, und sprach wie ein Kind im Weinen: „Noah, wo ist Sarah? Kein Wesen lebt auf der Erde, außer uns, und Alles bedeckt das Meer, und vierzig Tage

und vierzig Nächte sind vorüber, — wie kann Sarah leben? Warum hat Gott Sarah in sein Gericht gezogen, da er doch Noah's Kinder und deren Weiber zu retten versprach?"

Noah aber sprach: „Thöricht bist Du, Knabe, daß Du zweifelst an Gott. Ich bürge Dir für Sarah's Leben, denn Er hat es gesagt, daß er sie schirmen wird, welche meine Söhne lieben. Und wäre sie in dem Bauche eines Hais, sie lebt — und läge sie erstarrt bei des Meeres Ungeheuern in der Tiefe — Du siehst sie wieder." Sem aber sprach reumüthig: „Ich glaube Dir!" Da verbreiteten sich plötzlich Wohlgerüche, und ein sanftes Wehen brachte sonndurchglühte Frühlingslüfte. Der Spiegel des Wassers kräuselte sich in sanfte Wellen, und ein Anblick, wunderbar und reizend, zeigte sich Sem's Augen.

Eine kleine Insel von grünendem Rasen, auf mächtige Cedern gebettet, schwamm langsam einher. Bäume mit reifen Früchten streckten ihre üppig belaubten Zweige gen Himmel. In einem Gebüsche von Rosen, Lilien und Hyazinthen ruhte, auf weichem Moose, blühend in Lebensfrische und Gesundheit, ein reizendes Weib in süßem Schlummer, und ein Dach von Blättern schirmte ihre rosigen Wangen vor Sonnengluth und Regen. „Sarah!" schrie Sem jauchzend, „Sarah, Sarah!" und seine Stimme brach und verstummte in Thränen; Sarah aber erwachte, erbebte

in Freude, sann und lächelte, und sank in Sem's Umarmung.

Sie sprachen Nichts, aber ihre Thränen färbten die ersten Rosen der neuen Erde roth, und ihr Entzücken nahm kein Ende und fand keine Worte. Endlich aber sprach Sem traurig: „Und wo ist Elim, Dein Vater? Wird Dein Herz nicht ewig um ihn trauern?“ Sarah aber dachte eines Traums, worin ein Engel ihr Elim's Seele gezeigt, versöhnt mit Gott und gereinigt weilend in seinem Schooße, und sie sprach süß lächelnd in Sem's Umarmung sinkend: „Sem, ich werde nicht trauern, denn er ist unter den Glücklichen. Dir allein gehört mein Herz, und ich habe fürder keinen Gedanken, als Sem, und ich werde Niemand mehr angehören, als Sem, und ich werde Niemand so lieben, als Sem und Gott!“

Armer Dichter! Wie vergeblich ist Dein Bemühen! Ich fühle es, die letzte Lebenskraft in mir habe ich verbraucht für den Vortrag dieses Gedichts. Ich dachte sie zu erschrecken, sie zu ergreifen! — Ich fand aber an ihnen nur noch — Leichname. Schrecklich — ist es also beschlossen, daß dieses Geschlecht verderben, unwiderruflich verderben soll! Einige sagten ganz kalt, als ob sie diese Worte nichts angingen: „schön, recht poetisch“; Andere schlichen sich hinweg, um Karten zu spielen, noch Andere blieben stumm und verbargen sich. Nur sie — sie allein

weinte. Das schlechte Gewissen nahm die Dichtung mit allen Geberden schamloser Verstellung auf. Ich hörte einige übelwollende Urtheile Derjenigen, welche sich am meisten getroffen fühlten: „Welche Capuzinade, was fällt dem Manne ein, uns eine Fastenpredigt zu halten?"

Also unwiderruflich beschlossen:

Keine Rettung für dies Geschlecht!

Der letzte Rest besserer Gefühle erstorben!

Kein Nervenreiz mehr in ihren abgematteten Herzen!

Kein Pulsschlag in ihrem Gemüthe!

Nur drei Reize lebendig — der Lachreiz, Wollustreiz, Habgierreiz.

Tod, Tod, Leichname, — o ich fühle, es ist in dieser Welt Nichts mehr zu hoffen.

O mein Ideal — Du Einsame — wie beklage ich Dich!

Den 20. Februar.

Das Fieber wirft mich zu Boden — es ist aus mit mir. Ich mag nicht daran denken, gesund zu werden. Dieses Leben ist ja nichts als Siechthum und Elend, ein immerwährendes Sterben, — o, wenn der Engel mich berührte, ich wäre glücklich. Was gilt dieses Dasein voll Ekel, Reue, Schmach, Entwürdigung, — wer kann glücklich sein — welcher

Widerspruch! — ohne sich zu vernichten. Der Gute kämpft gegen Alle. Es ist in dieser Welt Nichts mehr zu erstreben — den Ruhm muß man mit der Thorheit theilen, die Tugend ist unmöglich, — essen und wiederkäuen, der Wollust fröhnen und der Eigensucht, seinen Bruder verfolgen — ich liebe dies Tagewerk nicht. Ich fühle mich erlöschen. Gott befohlen. —

Nachsatz.

Armer Eduard!

Die vorstehenden Zeilen waren seine letzten. Drei Tage später starb er an einem heftigen Brustkrampfe. Man begrub ihn mit vielem Pompe. So lange er lebte, sahen ihn alle seine Collegen mitleidig über die Achsel an, — er konnte es zu keiner Reputation bringen. Ein Freund, der auf seinen Genius öffentlich aufmerksam machte, wurde verhöhnt. Der von Spott und Hohn Gepeinigte mußte seinen Lobredner bitten — ihn zu tadeln, damit er nicht sich allen Collegen verfeinde. Als er aber gestorben war, sprachen sie Alle von seinem großen Genie. Und alle Notablen vereinigten sich bei seinem Leichenbegängniß. Wie Viele von ihnen hatten seine Begeisterung verhöhnt, den Geist in ihm zu tödten, an sich selbst irre zu machen gesucht. Und er war in der That oft irre geworden! Man sang und predigte an seinem Grabe, es war ein Leichenzug der glänzendsten Art. Unter

den vielen Anwesenden auf dem Kirchhofe sah man eine junge Dame einsam bitterlich und kindlich weinen. Es war die junge Schauspielerin * — ohne es jemals zu wissen, sein Ideal. Der Zug seines Herzens hatte ihn nicht irre geleitet, in dieser Seele war Verständniß für seine tiefe Empfindung — aber er wagte es niemals den Schatz zu heben, — Friede seiner Asche!

Ende des ersten Bandes.

Druck der Reclam'schen Officin in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Groß-Hoffinger, Anton Johann, 1808-1875

Das galante Wien

Bd.: 1

Leipzig (1846)

P.o.germ. 522 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109769-8